This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Aus dem Exil

von

Ludwig Simon.

Erster Band.

Motto:

„In [illegible] Sinne [illegible] zum [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]"

Faust. v. Theil.

Gesellschaft für christlich
[illegible] Zusammenarbeit e.V.
Geschäftsstelle
8 München 19 - Ysenburgstr. 9/9

Gießen, 1855.
J. Ricker'sche Buchhandlung.

☞ Gestempelte und oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Aus dem Exil.

Marie Hallmann.

Aus dem Exil

von

Ludwig Simon.

Erſter Band.

Motto:

„In dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben
Der täglich ſie erobern muß."

Fauſt, 2. Theil.

Gesellschaft für christlich
jüdische Zusammenarbeit e.V.
Geschäftsstelle
8 München 19 - Ysenburgstr. 9/2

Gießen, 1855.
J. Ricker'ſche Buchhandlung.

L. 930

CT158
S56
v.1

Vorrede.

„Ja dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben
Der täglich ſie erobern muß."

Fauſt, 2. Theil.

Dieſe Verſe, welche ich im Jahre 1848 in manches mir vorgelegte Gedenkblatt geſchrieben habe, haben mich nun während ſechs Jahren ununterbrochen dermaßen unter ihr Geſetz genommen, daß ich das Zugeſtändniß machen muß, die Ruhe habe auch ihre Berechtigung. Sagt doch ſelbſt Göthe anderwärts:

„Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend; ich liebe,
Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreu'n."

Elegieen.

Darauf mache ich nun noch keinen Anſpruch; aber ich habe das unſtete Leben ſatt, und mir verlangt nach einem ruhigen, lebenſichernden Wirkungskreiſe.

Die folgenden Blätter ſind keine »libri tristium ex Ponto«. Bricht auch manchmal die Wehmuth durch, ſo iſt und bleibt die Wehmuth doch ſtets ein Muth, und dieſer war bei mir ſtets herrſchſam über das Wehe. Auch hoffe ich, es ſoll ſich noch immer Kraft genug darin vorfinden, um mich vor jeder Art von Mitleid zu bewahren. Ich gebe mich grade wie ich bin, nicht

ſtärker und nicht ſchwächer. Ueberhaupt ſage ich in Allem nur die reine Wahrheit, wenn auch nicht immer die ganze Wahrheit. Manches wurde durch freie Selbſtcenſur, Manches aus nothwendiger Rückſicht auf die heimiſchen Preßzuſtände unterdrückt. Wer ſich auf Menſchen und Dinge dieſer Welt verſteht, wird das Eine wie das Andere meiſt herzuſtellen vermögen.

Memoiren pflegt man erſt in reiferem Alter oder am Abende des Lebens zu ſchreiben. Aber ich habe das Bedürfniß, mich auf irgend eine Weiſe zu bethätigen und — warum ſoll ich's nicht frei herausſagen? — von meiner Thätigkeit zu leben. Auch ſind die nachfolgenden Blätter keine bloßen Memoiren. Ich habe ihnen häufige Naturbeſchreibungen und manches Wiſſenswerthe hinzugefügt. Und was dann mein eigenes Leben und die übrigen Mittheilungen „aus dem Exile“ betrifft, ſo können ſie doch nicht ganz ohne Intereſſe für Euch ſein. Wir befanden uns auf demſelben Schiffe, Alle, die Einen auf dem Vorder- die Anderen auf dem Hintertheile. Es war Sturm. Ihr habt Euch gerettet, der Eine ſo, der Andere anders. Wir wurden verſchlagen. Einige von uns ſind wieder unter Dach und Fach gekommen; Andere irren noch obdachlos und kämpfend umher; noch Andere ſind bereits unterlegen. Gleichviel! Ihr könnt uns nicht völlig ignoriren. Unſere Schickſale gehören mit zu Eurer Geſchichte, und tragen zu deren vollem Verſtändniſſe bei.

So geb' ich ſie denn getroſt hin dieſe Blätter, Freunden und Feinden, nicht gleichgültig, aber unbekümmert in Abſicht auf Lob und Tadel; vor Allem der Wahrheit, wie ich ſie erkannt habe, die Ehre gebend.

Nizza den 18. Juni 1855.

Ludwig Simon.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Seite

Zueignung. Vorrede.

1. Letzte Tage in Deutschland.

Erstes Kapitel: Rückblick auf die Sprengung des Parlamentes in Stuttgart. — Nach Baden. — Ein Tübinger Student. — Freiburg. — Reichskommissariat in den Schwarzwald. — Uebertritt in die Schweiz 1

2. Mein Aufenthalt in der deutschen Schweiz.

Zweites Kapitel: Bad Horn. Der Tübinger Student. Mayer von Eßlingen, Becher, Hausmann und der Reutlinger Prozeß. — Appenzell. Wie man Demarkationslinien zieht. Individualismus als Basis der Freiheit. Allgemeines Stimmrecht. Weisbad. Schweizeroffiziere. Badische Artilleristen. Fallmerayer. Das Russenthum und die europäische Civilisation. Auf die Ebenalp. Alpenrose. Ueber den Kamor durch's Reinthal bis Sarganz. Wallenstädter und Züricher See. Zürich. Uetli. Eidgenössisches Militairaufgebot. Soldatenstand und Weltfriede 12

Drittes Kapitel: Bern. Das Vogt'sche Haus. Die Berner Alpen. Sage von der Blümli's-Alp. — Raveaux und Itzstein in Thierachern. Die Nachricht von Trützschler's Erschießung. Zur Charakteristik Trützschler's. Culturanarchie und Demokratie. Humoristische Grundrechte. Zur Charakteristik Raveaux's 40

stärker und nicht schwächer. Ueberhaupt sage ich in Allem nur die reine Wahrheit, wenn auch nicht immer die ganze Wahrheit. Manches wurde durch freie Selbstcensur, Manches aus nothwendiger Rücksicht auf die heimischen Preßzustände unterdrückt. Wer sich auf Menschen und Dinge dieser Welt versteht, wird das Eine wie das Andere meist herzustellen vermögen.

Memoiren pflegt man erst in reiferem Alter oder am Abende des Lebens zu schreiben. Aber ich habe das Bedürfniß, mich auf irgend eine Weise zu bethätigen und — warum soll ich's nicht frei heraussagen? — von meiner Thätigkeit zu leben. Auch sind die nachfolgenden Blätter keine bloßen Memoiren. Ich habe ihnen häufige Naturbeschreibungen und manches Wissenswerthe hinzugefügt. Und was dann mein eigenes Leben und die übrigen Mittheilungen „aus dem Exile" betrifft, so können sie doch nicht ganz ohne Interesse für Euch sein. Wir befanden uns auf demselben Schiffe, Alle, die Einen auf dem Vorder- die Anderen auf dem Hintertheile. Es war Sturm. Ihr habt Euch gerettet, der Eine so, der Andere anders. Wir wurden verschlagen. Einige von uns sind wieder unter Dach und Fach gekommen; Andere irren noch obdachlos und kämpfend umher; noch Andere sind bereits unterlegen. Gleichviel! Ihr könnt uns nicht völlig ignoriren. Unsere Schicksale gehören mit zu Eurer Geschichte, und tragen zu deren vollem Verständnisse bei.

So geb' ich sie denn getrost hin diese Blätter, Freunden und Feinden, nicht gleichgültig, aber unbekümmert in Absicht auf Lob und Tadel; vor Allem der Wahrheit, wie ich sie erkannt habe, die Ehre gebend.

Nizza den 18. Juni 1855.

Ludwig Simon.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Seite

Zueignung. Vorrede.

1. Letzte Tage in Deutschland.

Erstes Kapitel: Rückblick auf die Sprengung des Parlamentes in Stuttgart. — Nach Baden. — Ein Tübinger Student. — Freiburg. — Reichskommissariat in den Schwarzwald. — Uebertritt in die Schweiz 1

2. Mein Aufenthalt in der deutschen Schweiz.

Zweites Kapitel: Bad Horn. Der Tübinger Student. Mayer von Eßlingen, Becher, Hausmann und der Reutlinger Prozeß. — Appenzell. Wie man Demarkationslinien zieht. Individualismus als Basis der Freiheit. Allgemeines Stimmrecht. Weisbad. Schweizeroffiziere. Badische Artilleristen. Fallmerayer. Das Russenthum und die europäische Civilisation. Auf die Ebenalp. Alpenrose. Ueber den Kamor durch's Reinthal bis Sarganz. Wallenstädter und Züricher See. Zürich. Uetli. Eidgenössisches Militairaufgebot. Soldatenstand und Weltfriede 12

Drittes Kapitel: Bern. Das Vogt'sche Haus. Die Berner Alpen. Sage von der Blümli's-Alp. — Raveaux und Itzstein in Thierachern. Die Nachricht von Trützschler's Erschießung. Zur Charakteristik Trützschler's. Culturanarchie und Demokratie. Humoristische Grundrechte. Zur Charakteristik Raveaux's 40

Seite

Viertes Kapitel: Das Berner Oberland. Interlaken. Bönigen. Aenneli und Marianneli. Mürren und das Lauterbrunnen-Thal. Das Brienzer Rothhorn. Apollo und andere Schmetterlinge. Das Ende des ungarischen Kampfs. Görgei und Kossuth . . . 61

Fünftes Kapitel: Winterquartiere. — Johann Jacobi von Königsberg und die im Großherzogthume Baden standrechtlich Hingerichteten. — Das Berner Centralcomité zur Unterstützung der Flüchtlinge. — Flüchtlingsleben in Bern. Der Kornhausboden als Flüchtlingskaserne. Kleiderkisten aus Deutschland. Flüchtlingsunterricht. Revolutionaire Hoffnungen. Anfeindungen der „Parlamenter". Der Frankfurter Donnersberg und die Berliner Linke. Unterschriften aus dem Parlamente 79

Sechstes Kapitel: Robespierre und die Bourgeoisie. — Verhalten der Schweizerbehörden gegenüber den Flüchtlingen. Ueber das Asylrecht. — Stimmung des schweizerischen Volkes gegenüber den Flüchtlingen. Die angeblichen Auflösungstendenzen eines künftigen Deutschlands gegen die Schweiz. — Der schweizerische Republikanismus 103

Siebentes Kapitel: Professionelles Revolutioniren. — Die deutsche Monatsschrift. — Die deutschen Regierungen und die Partei Herrn v. Gagern's gegenüber der Bewegung des Jahres 1848. — Die Stadt Bern. Schweizerisches Kadettenwesen. — Eine Flüchtlingsfamilie in „Wabern". Alpenglühen. — Zeichen der Sympathie aus dem Vaterlande. — Zwei Universitätsfreunde. — Meine Verurtheilung als Deserteur. Amtseid, Treu und Glauben. — Neuenburg und dessen Verhältniß zu Preußen. — Die Berner Maiwahlen. Die Partei Stämpfli und deren politische Gegner 120

3. Reisebericht aus den Urcantonen, aus der italienischen Schweiz und aus den Monte-Rosa-Thälern.

Achtes Kapitel: Reise mit Loewe und Caspary in die Urcantone, nach Graubünden und Tessin. Reiseplan. Der Suwarow'sche Zug. Besuch bei Heinrich Simon und Rappard auf ihrem Gute am Züricher See. Rappard's mikroscopisches Unternehmen. Frau Trendelenburg, später Frau Loewe. Alpstock und Wirthshauspreise. — In's Linththal. Die Schlacht bei Näfels und die schweizerische Unabhängigkeit. Das Klönthal. Ziegen und „Schabziger". Ueber den Pragel in's Muottathal. Alpenflora und eine russische Laffette. Muotta. Die Urcantone, der Ultramontanismus und die Freiheit. Ankunft Suwarow's über den „Kinzigkulm", Gefechte im Muottathale, Abzug über den Pragel

Seite

in's Linththal und von da durch das Sernfthal über den Panixer Paß in's Rheinthal. Rückkehr nach Rußland und Tod desselben. Die Revolution von 1789, der Schrecken und die auswärtigen Kriege. Die Revolution von 1848, die Junischlacht und die Wiederauflage des Bonapartismus. Clausewitz'sche Kritik des Uebergangs über den Kinzigkulm. Klausenpaß und Glattalp. Unser Führer und der Sonderbundsfeldzug. Wohlriechende Vergißmeinnicht. Ueber den Urnerboden nach Linththal. Der Canton Glarus. Ueber den Wallensee in's Rheinthal 154

Neuntes Kapitel: Bad im Wallensee. Von Wesen über den Wallensee nach Wallenstadt, von da in's Rheinthal nach Ragatz. Ragatz, Pfäffers und dessen heiße Quellen. Die Taminaschlucht. Stimmung der deutschen Bourgeoisie. — Zur Geschichte Graubündens. Mischung der Sprachen und Glaubensbekenntnisse. Das Romanische. Das Rheinthal bis zum Ursprunge des Hinterrheins. Reichenau und Louis Philippe. Deutsche Romantik bis Thusis. Die „Via mala". — Zur Befreiungsgeschichte des Schamser Thals. Der Ursprung des Hinterrheins. Ueber den Bernardin in's Misoccothal. Heinrich Simon und die Burg von Misocco. Der Buffalorobach. Der Canton Tessin und die italienischen Seeen. Der Monte Salvadore. Ein Bad im Luganer See. Das ehemalige Unterthanenverhältniß der Tessiner zu den Urcantonen. Die großen Alpenstraßen 179

Zehntes Kapitel: Aus dem Süden in die Urschweiz. Die Gotthardstraße. Die Schlucht des Dazio Grande. Ticino, Reuß und Rhein. Der erste Theil des Suwarow'schen Marsches. Der Gotthardberg. Das Urserenthal. General Lecourbe. Das Urnerloch, die Teufelsbrücke und das Krachenthal. Bürglen, Altorf, Geßler und Tell. Die Urner Landsgemeinde. Herr v. Radowitz und die Demokratie. Der Vierwaldstätter-See. Tell's Platte und das Rütli. Luzern und der Sonderbund. Der Rigi. — Von Winkel nach Stanzstad und Stanz. Winkelried, Nicolaus von der Flüe und der Stanzer Heldenmuth im Jahre 1798. — Der sterbende Löwe zu Luzern 201

Eilftes Kapitel: Von Luzern zurück nach Andermatt. Ueber Furca und Grimsel in's Berner Oberland. Der Rhonegletscher. Das Grimselhospiz. Die Sage von der Handeck. Die Schwaben in Bönigen. Naivität und Bewußtsein. Das Kanderthal und das Schneedreieck der Altels. Am Oeschinensee. Maler Ulrich aus Zürich. Ueber die Gemmi. Alpenflora. Aussicht auf die Poeninischen Alpen. Hinab nach den Leuker Bädern. Das Dalathal, die Leitern und das Torrenthorn 226

Seite

Zwölftes Kapitel: Blick in's Rhonethal. Rhoneaufwärts nach Visp. Das Vispthal und seine Verzweigung. Das Saaser Vispthal. Der Feegletscher. Pfarrer Imseng von Saas. Uebergang über den Allelingletscher. Felsblöcke am Mattmarksee. Ein Kolibri. Das Zermatter Vispthal und seine Berganſichten. Der Herr Pfarrer in Randa. Unglückskreuze. Vegetation, Wasserfälle und Schmetterlinge. Besteigung des Monte-Moro. Verhüllte Schönheit. — Eingeregnet in Zermatt. Der Gornergletscher und das große Matterhorn. Ueber das Fort- und Rückschreiten der Gletscher. Zurück nach Visp. — Ober- und Unterwallis. Die Rhoneniederungen. Die Studer'sche Karte der südlichen Nebenthäler des Wallis. Der Pont de Trient und die neue Schweiz. Die Pissevache. Die Brücke bei St. Maurice. Contrast zwischen Wallis und Waadtland. Katholisches Feuer unter der Asche in Lutry. Der Genfer See . 241

Zueignung.

An Frau S.

Die erſten Blüthen dieſes Lebens,
Das pflegend Du mit zarter Hand
Gerettet von des Grabes Rand,
Sie ſey'n voll heißen Dankesſtrebens
Dir, theure Freundinn, zugewandt.

Sei gnädig dieſen ſchwachen Trieben,
Nach ſolcher Leiden ſtrenger Haft!
Nur 'mählig rauſcht empor die Kraft
Zu ſcharfem Denken, warmem Lieben
Und aller guten Leidenſchaft.

Doch Du verlieh'ſt ihr neue Weihe,
Denn Du warſt „edel, hülfreich, gut“!
So blühe denn aus Deiner Hut,
Daß manches Tagwerk noch gedeihe,
Empor ſie mit erneuter Gluth! —

Nizza im Sommer 1855.

Ludwig Simon.

Gesellschaft für christlich
jüdische Zusammenarbeit e.V.
Geschäftsstelle
8 München 19 - Ysenburgstr. 9/0

1. Letzte Tage in Deutschland.

— Juni 1849. —

Erstes Kapitel.

Rückblick auf die Sprengung des Parlamentes in Stuttgart. — Nach Baden. — Ein Tübinger Student. — Freiburg. — Reichskommissariat in den Schwarzwald. — Uebertritt in die Schweiz.

Diesen Sommer sind es nun schon sechs Jahre, daß mich das Dampfboot als Flüchtling von Constanz nach dem thurgauischen Bade Horn hinübertrug. Ich kann daran nicht zurückdenken, ohne daß auch die unmittelbar vorhergegangenen Ereignisse in meinem Gedächtnisse wieder lebhaft erwachen. Daraus hebe ich Einiges hervor, was bisher wenig oder gar nicht bekannt geworden ist und gleichwohl der Geschichte aufbewahrt zu werden verdient. Am 18. Juni, dem Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance, waren also die letzten Hundert der deutschen Nationalversammlung in Stuttgart gesprengt worden, und zwar, — fabelhaft aber wahr! — nicht ohne eine ehrerbietige Verbeugung vor ihrem fortdauernden Rechtsbestande als souveraines Parlament deutscher Nation. Dieser Rechtsbestand ist in dem uns mit bewaffnetem Einschreiten be-

drohenden Schreiben der würtembergiſchen Regierung ausdrücklich anerkannt. Es wurde uns freigeſtellt, die Souverainetät deutſcher Nation fortzuſetzen, wo es uns behage, nur nicht auf deutſchem Boden. Insbeſondere ſei unſere Anweſenheit im Königreiche Würtemberg mit deſſen Ruhe und Ordnung nicht verträglich. — Ich will damit keineswegs unſer wirkliches Recht beweiſen; das liegt mir jetzt grade nicht am Herzen. Auch ſprach man ſehr wahr, indem man unſer ferneres Tagen in Stuttgart mit der Ruhe und Ordnung des Königreichs Würtemberg für unverträglich erklärte. In der That, wäre es nicht gelungen, uns zum Weichen zu bringen, ſo wäre auch das Land Würtemberg mit ſeinen geordneten und ungeordneten Kräften in die bewaffnete Erhebung für die deutſche Reichsverfaſſung hineingefallen. Es kommt mir nur darauf an, einen Beitrag zur Geſchichte deutſchen Geiſtes zu liefern. Wahrlich! dieſe vollſtändige Emancipation der Theorie von der Realität, dieſe Unabhängigkeitserklärung einer unſterblichen Rechtsſeele von jeder materiellen Baſis, dieſe Verweiſung von der grauen Erde in den blauen Aether, — iſt das nicht echt deutſch? — Wir aber verläugneten dieſen Grundzug deutſchen Weſens; wir wollten uns den Boden dieſer ſündig-ſchönen Erde nicht unter den Füßen wegziehen laſſen, war auch unſer letzter Zufluchtsort nur eine armſelige Reitbahn! Und hier hebe ich einen zweiten Punkt hervor, der wohl noch gar nicht bekannt iſt. Mehrere Bürgerwehr-Abtheilungen Stuttgarts, darunter auch die Bürgerwehr-Artillerie, hatten dem Parlamente, während ſeiner Conflicte mit dem würtembergiſchen Miniſterium, in herzlichen Adreſſen ihren Schutz angeboten. Dieſes Anerbieten wurde nun angenommen; insbeſondere erging von Seiten des Büreau's eine ausdrückliche Aufforderung an die Bürgerwehr-Artillerie, mit ihren Kanonen vor unſerem Sitzungslocale vorzufahren, um uns den Eingang frei zu erhalten. Doch als die guten Leute ſich nach ihren Kanonen umſahen, hatte die Regierung dieſelben bereits unter Verwahrung genommen. — In Berlin war die Bürgerwehr zu thatſächlichem Vorgehen bereit, ihr

Schutz wurde abgelehnt; in Stuttgart wurde sie um thatsächlichen Schutz ersucht und befand sich nicht mehr in der Lage, denselben zu leisten. Du zuckst die Achsel, Leser? — Thu' das nicht, sondern laß mich meine Erzählung beenden. Gegen Mittag setzte sich unser Zug nach dem Sitzungslocale in Bewegung. An der Spitze ging der rüstige Präsident Loewe, zwei würdige Greise hatten ihn in ihre Mitte genommen, Ludwig Uhland und Albert Schott, der Erstere Freund, der Letztere Schwiegervater des Ministers, auf dessen Befehl jetzt bewaffnete Macht uns den Eingang verwehrte. Ich ging, Arm in Arm mit Moritz Hartmann, unter den Ersten hinter dem Präsidenten, bin also ein geeigneter Zeuge der folgenden Vorgänge. In der Nähe unseres Locales angelangt fanden wir den Zugang durch eine Front Infanterie abgesperrt, dahinter zu Pferde den General Miller nebst anderen Offizieren und den Regierungscommissair Camerer. Dieser Letztere trat hervor und forderte uns im Namen des Gesetzes auf, uns zurückzuziehen. Loewe aber schritt vorwärts und verlangte mit fester klangvoller Stimme: „Raum für die deutsche Nationalversammlung!“ — Darauf Tambour und „Fällt's Bajonett!“ d. h. die Soldaten sollten das Bajonett fällen, aber sie thaten's nicht, oder doch nur halb, kurz! es war ihnen gar nicht recht um's Herz. Ich habe ihnen von Angesicht zu Angesicht in die Augen geblickt, während der Zug vorwärts drängte; sie schauten durchweg gar nicht feindlich drein und verriethen gar keine Lust, uns ein Leid zuzufügen. Wir wären sicher in unser Local gelangt, wäre nicht, auf gegebenen Befehl, ein, in einer Seitenstraße aufgestelltes Cavalerie-Detachement nun herangesprengt, um uns hinwegzureiten. Selbst diese Action wurde nicht mit soldatischem Eifer ausgeführt, und vergeblich bemühte sich ein Unteroffizier, die Leute zu energischerem Trabe anzufeuern. Günther, Blum's Schwager, riß die Brust auf, daß die Knöpfe davon fuhren, und rief: „Stecht zu!“ — aber Niemand wollte zustechen. Doch wurde der Eine und Andere zu Boden und der ganze Zug allmählig hinweggeritten.

Hatte man etwa gerade die freisinnigsten und weichsten Soldaten ausgewählt, um sie uns entgegenzustellen? — Gewiß nicht! Die ganze Garnison Stuttgarts mag demnach nicht sehr blutgierig gewesen sein, und das Erscheinen wenn auch nur eines Theiles der Bürgerwehr zu unserem Schutze hätte daher von weitreichenden Folgen sein können.

Noch einmal! ich vertrete hier weder das positive Recht noch die politische Weisheit unserer Handlungsweise. Die Einen mögen uns Verbrecher, die Anderen Unvernünftige heißen. Ich berichte bloß Thatsachen, die mir der Aufbewahrung werth scheinen; höchstens appellire ich noch an den guten Geschmack, indem ich behaupte, daß das Blatt, auf welchem unsere letzten Tage in Stuttgart verzeichnet stehen, kein unehrenvolles in deutscher Geschichte sei, und daß unser Verhalten das Leben der ersten deutschen Nationalversammlung, nach dem Standpunkte, den sie nun einmal von Anfang an eingenommen hatte, würdiger beschließe als der Reichstag zu Erfurt.

Bald nach der Sprengung des Parlamentes erhielten auch die einzelnen Reichstagsmitglieder, welche nicht dem würtembergischen Staate angehörten, die Weisung, sofort das Land zu verlassen. Doch bewilligte man, auf triftige Gründe hin, billigen Aufschub. Ja in einer Versammlung, worin die Zurückgebliebenen über diese Ausweisungsmaßregel beriethen, wurde sogar Denjenigen, welche etwa des Reisegeldes ermangelten, durch dritte Hand die Schatulle Sr. Majestät zur Verfügung gestellt. Es versteht sich von selbst, daß Niemand von diesem Anerbieten Gebrauch machte. Ja, ich erinnere mich sogar, daß ich und mehrere Andere uns gegen jede Voraussetzung einer möglichen Annahme eines solchen Anerbietens, als gegen einen unverdienten Schimpf, lebhaft erhitzten. Du kennst doch, Leser, die folgende Strophe:

„Doch das Volk blieb unbekehrt, —
Von poln'schen Juden aufempört,
Von Litteraten und Barbieren,
Die gar Nichts hatten zu verlieren!"

Wurden auch wir zu diesen „Litteraten und Barbieren“ gezählt, deren Tapferkeit im Dienste der Freiheit man mit einem guten Stücke Geldes am Besten überwinde? — Einige Schweizer, denen ich die Geschichte später erzählte, gaben mir sehr Unrecht. Das Parlament sei ja bereits gesprengt gewesen; zu einer Einwirkung auf unsere Gesinnung habe also gar kein Grund mehr vorgelegen. Zum Lande habe der König uns gewiß gerne hinaus gehabt; aber da er diesen Erfolg nach seinem vollständigen Siege über uns ebensogut und ohne alle Gefahr durch rücksichtloses Einschreiten der Polizei hätte erreichen können, so stelle das uns gemachte Anerbieten offenbar einen reinen Act der Humanität dar. . . . „S'isch doch noch der ordentlischst von Alle!“ meinte der Redner. Ich könnte noch Mehr erzählen; doch wo der Tadel unstatthaft ist, hat auch das Lob keinen Werth.

Einige Tage nach der Sprengung schlugen unserer Mehrere über Hirschau, Wildbad und Gernsbach den Weg nach dem Badeorte Baden ein, um zu dem letzten Versammlungs-Versuche der Gesprengten im badischen Lande, wohin uns der Präsident und das Büreau bereits vorangegangen waren, mitzuwirken. Unterdessen war auch an einzelnen Orten des würtembergischen Schwarzwaldes der Unmuth zum Ausbruch gekommen. Ein Häuflein Tübinger Studenten war als „schwäbische Legion“ ausgezogen, darunter wahrscheinlich der Sohn eines unserer Reisegenossen. Die Mutter lebte in tödtlicher Unsicherheit, und hatte ihrem Manne heiß auf's Herz gebunden, sich doch ja nach dem lieben Jungen umzusehen. Die Sprengung des Parlamentes hatte auch in den Bürgerwehren von Horb, Freudenstadt und anderen Ortschaften gezündet, und schon kreuzten uns die gegen diese Aufstände ausgesandten Militairabtheilungen. In Hirschau, jenseits der Nagold, besuchten wir im Fluge die durch Uhland verewigte Ulme. Der Baum stand noch da, grade wie der Dichter ihn beschrieben, tief im Grunde des alten Klosterbaues wurzelnd und seine Krone frischgrünend aus den beengenden Mauern hinaus in's Blau des Himmels erhebend.

„Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam!"

Wir ſahen uns den merkwürdigen Baum von allen Seiten an. Der Anblick hat gewiß Anregendes genug; aber die letzten Erlebniſſe laſteten ſchwer auf uns, bis Einer tiefer Athem holte und feſt einfiel:

„Zu Wittenberg im Kloſter
Wuchs auch ein ſolcher Strauß,
Und brach mit Rieſenäſten
Zum Kloſterdach hinaus!"

Warum ſollte denn nicht auch einmal aus der Paulskirche ein ſolcher Baum hervorwachſen?

Auf dem Wege von Wildbad nach Gernsbach, dieſſeits der Murg, im Walde, ſahen wir von Ferne einen Trupp Freiſchärler uns entgegenkommen. Die Sonne glitzerte auf ihren Gewehrläufen, rechts und links düſterer Tannenwald! Sie kamen näher, — blaue Blouſen, graue Filzhüte und viel ſchwarzrothgoldene Bänder! — näher und näher, — ſchlanke Taillen, zarte Hände und manch' goldner Lockenkopf! — Es waren die Tübinger Studenten, darunter der Sohn unſeres Reiſegenoſſen, von dem ich eben geſprochen. „Ei Du! Wo zieht Ihr denn hin?" — „„In den Schwarzwald, gen Horb und Freudenſtadt!"" Noch einige Fragen hin und her, ein Händedruck, und die ſchönen Jungen zogen weiter. Der mit uns befindliche Vater des Einen aber ward plötzlich ſehr ſtille; er mochte wohl der Mutter gedenken und was ſie ihm auf's Herz gebunden. Glaubte er noch an einen möglichen Erfolg des badiſchen Aufſtandes? — Ich weiß es nicht. Die Trennung aber da oben im Tannenwalde mag ihm hart angekommen ſein! — In Gernsbach, jenſeits der Murg, befehligte Dortu eine Abtheilung Volkswehr. Ich begab mich zu ihm, um Näheres über den Ausfall des Tages von Waghäuſel zu erfahren. Aber auch er wußte nichts Beſtimmtes, jedenfalls nichts Gutes. Ich ſah Dortu dort zum erſten Male. Er war von ſchlankem, doch kräftigem Wuchſe und einnehmen-

den Gesichtszügen. Unter vielen anderen neuen Bekannten, deren Bilder mir seitdem wieder entschwunden sind, habe ich von ihm einen bestimmten, vortheilhaften Eindruck behalten; ja mir ist noch heute, als stände er leibhaftig vor mir in der vollen Blüthe des schönsten Jünglingsalters. Friede seiner Asche! — Auf dem Wege nach Baden und in Baden selbst traten uns mancherlei Spuren der Auflösung entgegen. Auch erfuhren wir hier für bestimmt, daß Präsident, Büreau und Regentschaft der deutschen Nationalversammlung, in Folge der Niederlage bei Waghäusel und der ihr gefolgten Ereignisse, sich nach Freiburg zurückgezogen hätten. Meine Reisegenossen beschlossen nun, nach Stuttgart zurückzukehren. Ich übernachtete in Baden, um am kommenden Morgen mit der Eisenbahn nach Freiburg abzugehen. Wohin sollte ich auch zurückkehren. Ich hatte meine Schiffe hinter mir verbrannt. Vorwärts! Auch konnte ich vielleicht noch einigen Nutzen stiften; das kann man ja immer, auch in kleinem Kreise, selbst bei unabwendbarem Mißgeschicke. Des anderen Morgens ging ich zum Eisenbahnhofe; ich wußte nicht, was der Karlsruher Zug bringen werde, ob harmlose Reisende, ob siegreiche Preußen, welche sich damals für Unsereinen grade nicht in rosigster Stimmung befunden haben mögen! Aber es ging eine Art marthyrischen Gleichmuths durch mich, der mich Allem ruhig entgegensehen ließ. Glücklicherweise gingen die Preußen nicht so rasch und waghalsig zu Werke; der Zug kam ohne sie und brachte mich unangefochten nach Freiburg. Dort, im Zähringer Hofe, traf ich denn wirklich unseren Präsidenten nebst Büreau, die Regentschaft und mehrere Abgeordnete der deutschen Nationalversammlung. Was sie dort machten? — Im Augenblicke grade nicht Viel. Doch war die Rede davon, die Erbschaft der provisorischen Regierung Badens, welche wahrhaftig reichlich mit Schulden beladen war, noch jetzt anzutreten, um den Ereignissen eine bessere Wendung zu geben oder sie doch mit möglichster Ordnung, Umsicht und Festigkeit zu Ende zu führen. Der Regentschaft zur Seite stand ein früherer preußischer Offizier, späteres Mitglied der zweiten preußischen Kam-

mer, damals Befehlshaber der Reserve in Freiburg, Graf Goerz-Wrisberg, ein Mann, welcher mir durch seine besonnene Ruhe und sein geräuschlos bestimmtes Wesen einen sehr günstigen Eindruck machte. Dieser sagte uns, daß die Murg eine neue vortheilhafte Vertheidigungslinie biete. Noch konnte Manches geschehen. Raveaux empfahl Hebung der Finanznoth und Zahlung des Soldes durch Verwerthung der Staatspapiere und Ausgabe des noch von der früheren badischen Kammer bewilligten Papiergeldes. Auch fehlte es an Waffen, und der Mangel eines geregelten Ordonnanzdienstes machte sich täglich fühlbarer. Sechs bis acht Bataillone im Seekreise standen außer aller Verbindung mit der Hauptarmee. Und war auch das Schicksal nicht mehr zu wenden, so ist doch ein Unterschied zwischen Niederlage und Niederlage, zwischen Rückzug und Rückzug. Unter diesen Umständen ordnete die Reichsregentschaft ein letztes Reichscommissariat an. Sieben Reichscommissaire wurden nach allen Richtungen ausgesandt. Mir trug man das Commissariat in den würtembergischen Schwarzwald an. Ich frug mich ernstlich, ob man den Leuten in der jetzigen Lage der Dinge mit gutem Gewissen noch Etwas zumuthen könne? — Doch das Volksheer hatte an der Murg eine neue Stellung eingenommen; die provisorische Regierung Badens nebst der Constituante sowie die Reichsregentschaft behaupteten noch festen Fuß; ich selbst war noch bereit, mich allen Fährlichkeiten des mir angebotenen Auftrags zu unterziehen. Man konnte daher auch den Unterzeichnern begeisterter Guts- und Blutsadressen, worunter sich nicht wenige organisirte Bürgerwehren befanden, noch Einiges zumuthen. Ich schnallte also meinen Ranzen und machte mich mit einem mir beigegebenen Freunde, einem ortskundigen Schwaben und trefflichen Genossen, auf den Weg. Nach dem finstern Höllenthal mit seinen riesigen Tannen kamen freundlichere Wälder; die Sonne schien so golden und warm, als wenn doch noch Alles auf ein gutes Ende kommen sollte. Aus grünen Wiesen brach üppiger Blumenschmelz und von buschigen Halden schwangen sich prächtige Schillervögel die Kreuz

und die Quer über die Straße, sich zuweilen auf einen warmen Strich derselben niederlassend, sich sonnend und spiegelnd und nicht weichend, bis der Huf der Pferde dicht zu ihnen hinangelangt war. In den Ortschaften des Seekreises ward überall exercirt. Die Leute schienen vom besten Willen beseelt. Aber nach einem Hahn mit Schwanze, o! Leser, hättest Du Dich vergeblich umgesehen. Ein Königreich für einen Hahn mit einem Schwanze! Vergeblich! die Revolution hatte sich aller Hahnenfedern bemächtigt und sie auf die grauen Filzhüte gepflanzt. Ja, als keine Hahnenfedern mehr zu haben waren, ging man sogar an die Eichhörnchen des Waldes, und ich habe mehr als einen Volkswehrmann gesehen, auf dessen Heckerhut sich der Schwanz eines Eichhörnchens in possierlichem Pathos auf und ab wiegte. Es war noch nicht das Drama, es war nur erst die Romantik der Revolution. Auch damit kommt man wohl zum Märtyrerthume, aber mehr zum passiven als zum activen. Wir durchflogen den würtembergischen Schwarzwald von Tuttlingen bis gen Freudenstadt, wo damals würtembergische Truppen standen, — bei Tag und bei Nacht, nicht ohne Gefahr und Verhaftungsalarm. In Oberndorf machte sogar der Kutscher Schwierigkeiten, so bedenkliche Gäste in Wald und Nacht hineinzufahren, wo es ihm gar nicht geheuer schien. Doch gelang es uns so ziemlich überall, unsere Aufträge an Mann zu bringen. Wir fanden durchschnittlich bei den guten Schwaben, bei Bürgerwehr wie bei Volk, Achtung, Wohlwollen und freundliche Aufnahme. Aber die Leute waren durchweg schon viel ernüchterter und vernünftiger als wir. Nichts natürlicher! Kamen wir doch aus dem glühenden Mittelpunkte der Ereignisse, die sie aus der Ferne mit größerer Unbefangenheit betrachteten. Diese Ernüchterung derselben Leute, deren begeisterte Guts- und Blutsadressen erst vor Kurzem hell von unserer Tribüne ertönt waren, brachte damals meine Geduld oft zum Reißen. An einem der Orte, die wir besuchten, war ein Schullehrer Befehlshaber der Bürgerwehr, gewiß ein ganz braver Mann, aber von nichts weniger als martialischem Humor. Als wir ihm unser Ansinnen mit-

theilten, befiel ihn ein arger Verlegenheitshuſten. „Laſſen Sie Generalmarſch ſchlagen! — ſagte ich — Wir werden ſelbſt zur Bürgerwehr ſprechen!“ — Unſer Commandant machte die Ausrede, der Trommler ſei nicht zur Hand, und huſtete ſtärker und ſtärker; — doch horch da! draußen geht ja die Trommel, die Bürgerwehr begibt ſich eben auf ihren Exercirplatz. Wir hinaus! Unſere Geduld war grade zur Neige. Rechts ſchwenkt, links ſchwenkt zum Kreiſe, Marſch! — Ich ſtellte den Leuten den Stand der Dinge wahrhaft vor Augen. Ich erinnerte ſie an ihre Guts- und Blutsadreſſe und ſchloß: „Wir verlangen nun weder Euer Blut, noch Euer Gut, wir verlangen bloß Eure Büchſen; das iſt ja nur ein kleiner Theil Eures Gutes; an Leuten, die ſie tragen werden, wird es nicht fehlen!“ Und die mit bloßen Senſen bewaffnete Arbeitercompagnie ſchrie: „Hurrah!“ — Doch umſonſt! man müſſe berathen, mit dem Gemeinderathe Rückſprache nehmen, der die Büchſen geliefert habe und dem man dafür verantwortlich ſei. — Aber das war's nicht, nicht der Verluſt von 15—20 Gulden, dem ſich jeder Beſitzer einer Büchſe durch deren Ablieferung an uns ausgeſetzt hätte! Ich glaube ſogar, es war grade dieſe Bürgerwehr, welche Tags drauf eine nicht ganz unanſehnliche Summe in das Hauptquartier des Seekreiſes einſchickte. Es war Anderes, Beſſeres, es war das Gefühl der Scham, ſich ſeiner Waffe zu entäußern. — Auf unſrer Rückreiſe erlebten wir einen Nebenumſtand, deſſen ich, als Gegenſtückes zu manchem Böſen, was man den Bewohnern des badiſchen Seekreiſes nachſagt, hiermit Erwähnung thue. Eines Abends beim Ausſteigen hatte mein Begleiter, ſich in der Dunkelheit vergreifend, dem Poſtillon, ſtatt eines Guldens, ſeinen letzten doppelten Friedrichsd'or als Trinkgeld gegeben. Der Poſtillon aber lieferte das Goldſtück auf dem nächſten Poſtamte ab, von wo wir es wieder erhielten. Er hatte es mit rechten Dingen erhalten und konnte es wahrſcheinlich ſehr gut gebrauchen; er war nicht einmal abſolut gezwungen, einen Irrthum anzunehmen; er hatte nicht die Freude, den Eindruck ſeiner Handlungsweiſe auf uns zu genießen. Und

doch lieferte er es ab, redlich, anspruchlos und treuherzig. Das nennt man eine Kleinigkeit. Aber dieser Kleinigkeit wohnt ein tieferes Verdienst inne, als vielen angeblichen Großthaten, welche pomphaft als der Ausdruck hoher Tugend in die Welt hinausposaunt werden. — Wir hatten nur noch ein paar Stunden bis Freiburg, als uns früh Morgens im Walde traurige Boten entgegenkamen. Ihr Aufzug, ihre stumme Eile waren beredter als Worte es zu sein vermocht hätten. Ausreißer, mit und ohne Waffenrüstung, zu Fuß und zu Pferd, traurige Zeugen der Niederlage und Auflösung! Auch die Stellung an der Murg war verloren, und es ging mir wieder wie in Baden; ich wußte nicht, ob ich Feind oder Freund in Freiburg treffen werde. Wir rollten zur Stadt hinein; der äußere Feind war zwar nicht da, aber der innere, die Auflösung. Brentano war einer befürchteten Reaction zwischen Nacht und Nebel aus dem Wege gegangen; die Regentschaft, deren Verhandlungen mit den Steuerleuten des scheiternden Schiffes zu keinem Ziele geführt hatten, war mit der Eisenbahn nach Basel abgereist. Mitten im Volksgedränge sah ich Goegg zu Pferde; an ihm hing der Blick des Volkes wie an seinem letzten verantwortlichen Leiter. Ich sah meinen Begleiter an; was zu thun? Sollten wir ohne Weiteres hinüber nach der Schweiz, nachdem wir von Anderen eben erst neue Opfer verlangt hatten? — Ich fühlte, daß ich dies als ewige Gewissenslast nachschleppen würde. Kein Zweifel! mein Begleiter war darin völlig mit mir einverstanden: Wir mußten zurück, woher wir eben erst gekommen waren. Gesagt, gethan! Wir kehrten sofort zurück, machten am betreffenden Orte von der veränderten Sachlage Mittheilung und erklärten, daß wir, für unsere Personen, nun nach der Schweiz übertreten würden. Sodann ging es nach Ueberlingen, von da nach Constanz, und dann: Ade mein Vaterland! — Es sind nun bald sechs Jahre.

2. Mein Aufenthalt in der deutſchen Schweiz.

— Juli 1849 bis Juli 1850. —

Zweites Kapitel.

Bad Horn. Der Tübinger Student. Mayer von Eßlingen, Becher, Hausmann und der Reutlinger Prozeß. — Appenzell. Wie man Demarkationslinien zieht. Individualismus als Baſis der Freiheit. Allgemeines Stimmrecht. Weisbad. Schweizeroffiziere. Badiſche Artilleriſten. Fallmerayer. Das Ruſſenthum und die europäiſche Civiliſation. Auf die Ebenalp. Alpenroſe. Ueber den Kamor durch's Reinthal bis Sarganz. Wallenſtädter und Züricher See. Zürich. Uetli. Eidgenöſſiſches Militairaufgebot. Soldatenſtand und Weltfriede.

Die erſten Wochen meines Exils verbrachte ich im Bade „Horn“, der ſich in's St. Gallen'ſche vorſchiebenden Oſtſpitze des Kantons Thurgau, am ſüdlichen Ufer des Bodenſee's. Drüben die Ufer des Vaterlandes, von denen ſich, trotz Alledem und Alledem, des Auge noch nicht recht trennen wollte; dazwiſchen die endloſe blaue Fläche des See's, auf welcher der Blick träumeriſch in unſichere Weiten ſchweifte; dieſſeits fruchtbare Obſtflur und ſchön belaubte Berge; ein halbes Stündchen oſtwärts das lebendige Rorſchach mit ſeinem Hafen und ſeinem Kornmarkte, auf welchem das aus Schwaben kommende Getraide

in den Schweizerverkehr tritt; ringsum zahlreiche Höhen mit mannichfaltigen Aussichtspunkten, und südlich landeinwärts das kühl in den Sommer hineinragende Schneehaupt des „hohen Säntis“, welches uns zu weiterem Vordringen in das Land der Freiheit einlud. Doch wir folgten dieser Einladung noch nicht. Horn mit seinen Umgebungen war uns grade recht. Wir bedurften der Ruhe und Sammlung und davon wirst du durch die sanfte Schönheit dieser Landschaft nicht abgeleitet. Höchstens daß der See einmal an seinen Ufern aufzischt und unwillige Wellen über die Straße schleudert, ohne doch seiner Schranken loszuwerden. Darüber freuten wir uns dann; denn auch wir litten an ohnmächtigem Unwillen. Wir schwammen täglich mehrmals weit in den See hinein; ach, die Kühle that so wohl nach vierzehnmonatlichem Brande! Wir suchten die schattigsten Stellen im Walde auf, und ich flocht Kränze, wie hübsche Mädchen in friedlicheren Zeiten es mich gelehrt hatten. Brachten wir diese dann mit nach Hause, so wunderte sich ein Theil der Gäste über diese idyllischen Anwandlungen so blutgieriger Menschen, während Andere verwelkte Stücke davon in Bücher legten und mit fortnahmen. Zuweilen sprachen durchkommende Flüchtlinge bei uns vor; Hülfsbedürftigen gaben wir, was wir zu entbehren hatten. Aber das war nicht Viel, trotz eines Korbes voll Syrakuserwein, bei dessen Leerung wir eines Tages überrascht wurden. Diesen hatte uns ein reicher Freund von drüben herübergeschickt. Wir luden die Ankömmlinge zum Mitgenusse ein; aber sie wünschten Geld. Sie vermutheten uns im Besitze aller möglichen „Reichskassen“, und der kostbare Wein war eben nicht geeignet, ihren Verdacht zum Schweigen zu bringen. „Reichskassen“! daß sich Gott erbarm'! Nachdem die früheren Präsidenten, Minister und Unterstaatssecretaire der Nationalversammlung sich mit ihren richtig bezogenen Gehältern in den Schooß ihrer Familien zurückgezogen hatten, war uns in Stuttgart kaum das Nöthige geblieben, um unsere Lichter zu bezahlen. Vor unserem Abgange nach Stuttgart hatte Loewe sich um Anweisung des üblichen Monatsbetrages für die Büreaubedürfnisse

der Nationalverſammlung an den letzten Reichsfinanzminiſter gewendet: „Anſtändige Feindſchaft in Ehren, aber Sie werden uns doch wohl nicht aushungern wollen!“ Und Herr Merk war anſtändig genug, die Anweiſung auszufertigen. Als aber das Geld flüſſig gemacht werden ſollte, hatten ſich wieder andere Einflüſſe geltend gemacht; Rothſchild hatte bereits Gegenordre erhalten. — Was hingegen unſeren Privatbeſitz betrifft, ſo hätte im Bade Horn ſchwerlich eine vereinigte Kraftanſtrengung unſerer ſämmtlichen Börſen hingereicht, den Korb Syrakuſer zu bezahlen. Eines ſchönen Tages ſprach auch einer bei uns vor, der uns nicht beargwohnte, dem wir hingegen Alles bis zum Hemde vom Leibe gegeben haben würden, wenn er es verlangt hätte. Wer das wohl war? — Kein Anderer als der Tübinger Student aus dem Schwarzwalde, den ſein Vater damals ziehen ließ und von dem die beſorgten Aeltern ſeitdem ohne alle Nachricht geblieben waren. Er war ganz ſchwarz gebrannt und ſah zerlumpt genug aus. Das war eine Freude! Ihm beiſpringen, ſofort an ſeine Aeltern ſchreiben, war Eins! Alsbald kam Antwort, er ſolle noch eine Zeit lang bei uns bleiben; — dann kehrte er zurück, jetzt iſt er daheim, vielleicht ſchon ein tüchtiger Rechtsanwalt oder Arzt. Damals frug man nicht mit verbindlichem Intereſſe: „Welcher Facultät gehören ſie an?“ — Die meiſten Anderen zogen nach den größeren Städten der inneren Schweiz. Dort ſammelten ſich die Flüchtlinge in großen Maſſen, mit viel Geräuſch, unvermeidlichem des Bedürfniſſes, aber auch viel überflüſſigem der Renommage. Dem erſteren abzuhelfen fehlten uns die Mittel, zu der letzteren war Keiner von uns aufgelegt. Ruhe und Sammlung thaten mir ſehr Noth. Ich hatte, das kann ich in Wahrheit ſagen, während der vierzehn letzten Monate übermäßig gearbeitet. Aus dem Parlament in den Klub, meiſt bis tief in die Nacht hinein; aus dem Klub in's Parlament; dazwiſchen Vorbereitung und Arbeit daheim; von Schlaf war kaum mehr die Rede! Und das Alles in fieberhafter Aufregung, die ſich von Tag zu Tag ſteigerte, zwiſchen ſtets neuer Hoffnung und ſtets neuer Enttäuſchung, am Schluſſe

mit Einsetzung des Letzten! — Kein Wunder, daß auf eine so gewaltige Spannung eine gewaltige Abspannung erfolgte. Mein Sinnen und Trachten, was bisher nur auf einen Punkt hingedrängt hatte, ließ nun allmählig von diesem concentrischen Drange nach, und Dem entsprach eine tiefe Abspannung durch den ganzen Organismus. Ich bedurfte mehr Schlaf als gewöhnlich, auch mehr als meine Freunde. Sie machten mir die Tage oft zu lang, die Nächte zu kurz. Dann setzte ich ihnen die exceptio Morpheus entgegen (wie ich mich ausdrückte). Sie aber sagten, ich schlafe zu viel, störten mich mit schlechtem Gesang und polizeiwidrigem Spectakel, und das nannten sie dann: replicatio Orpheus, — mit teuflischem Euphemismus. So fiel zuweilen, wie vom fernen Studentenhimmel, ein Strahl holder Thorheit mitten auf den trüben Pfad einer traurigen Gegenwart; aber nur selten. Am schwersten lastete diese Gegenwart auf mir. Mir fehlte jeder thatsächliche Gegenstand, an dem sich meine Kräfte zu neuer Thätigkeit wieder aufzurichten vermocht hätten. Bei meinen Freunden verhielt sich dies zum Theil anders. Wer waren denn diese Freunde?

Drei Schwaben, nicht gewöhnlichen Schlages, Jeder hervortretend in seiner Art. Erstens Karl Mayer von Eßlingen, welcher sich damals eifrig damit beschäftigte, seinem jungen Weibe mit ihrem Söhnchen ein neues Obdach in der Schweiz zu bereiten. Das ist ihm denn auch gelungen und die Zwei haben in der Schweiz eine Familie gegründet, in deren Schooß ich später oft, das letzte Mal als tödtlich Kranker, aufgenommen war wie in meiner eigenen. Zweitens Becher, der Reichsregent, in welchem damals eine Leidenschaft zu dem Weibe eines Anderen, eines Freundes, nach Lösung rang. Der Dritte, Hausmann von Blaubeuren, schaute bereits mit einer Art mitleidiger Ironie auf Sachen und Personen, uns selbst nicht ausgenommen, hinab. In mir dagegen wogte noch ein seines Gegenstandes beraubtes Pathos überflüssig auf und ab. — Diese drei Schwaben haben später in dem bekannten Reutlinger Prozesse die drei Hauptrollen gespielt. Der abwesende Mayer diente als

Sündenbock, auf den rechtschaffen abgeladen wurde. Er ist demnach einer der größten Verbrecher, die je auf schwäbischem Boden gewachsen sind; aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß er in den Volksschichten, wo man weniger nach dem positiven Rechte fragt, als nach dem Rechte, das mit uns geboren, zugleich einer der populärsten Namen seines Vaterlandes sei. Die beiden Anderen hatten sich freiwillig dem Gerichte gestellt. Ueber die Haltung Becher's schrieb mir ein Freund: „Er hat seinen Prozeß vor den Geschwornen gewonnen, aber vor dem Volke verloren.“ Mayer, welcher große Stücke auf seinen Freund hält, bestreitet dies lebhaft, und auch ich will es nicht unterschreiben. Aber Eins ist mir doch zu stark, ich meine die Darstellung dieses letzten Aufschwungsversuches fast als einer bewußten Komödie, bei der die Voraussicht obgewaltet habe, daß von Alledem, was so ernsthaft betrieben wurde, doch eigentlich Nichts geschehen werde. Wenn nun aber doch der Eine oder Andere die Sache für Ernst nahm und sich in's Verderben stürzte? Mir dünkt, auch nur ein einziges Opfer sei ein zu hoher Preis für den leeren Schein einer consequent durchgeführten Rolle. Jedenfalls scheint mir eine solche Haltung von unerquicklichster Art. Carl Mayer hat sich derselben gewiß nicht schuldig gemacht. Wenigstens erhielt ich von ihm kurz vor der Reutlinger Versammlung einen heißen Brief, unter dem mir die Hände brannten, aus dem es wie eine Meldung an die Parlamentslinke klang: Ave! morituri te salutant! — Dieser naive Volksdrang ward nun freilich durch die Verlegung des Parlamentes nach Stuttgart in den großen Strom der Beredsamkeit abgeleitet, zu dessen Nahrung, ich weiß es, auch der unversiegliche Quell meiner Rede das Seinige betrug. Auch war vorher und nachher wohl mancher Enthusiasmus durch Zweifel gespalten. Aber Becher war eben noch durch ein Anderes gespalten, durch seine Leidenschaft zu einem geliebten Weibe. Weit entfernt ihm daraus ein Verbrechen zu machen, freue ich mich vielmehr, daß dieser Conflict durch die ehrenhaften Anstrengungen aller Theile zu glücklicher Lösung geführt wurde.

Aber wenn man für sein politisches Ideal das Höchste leisten, das Höchste einsetzen soll, dann muß man seine durch die Liebe gebundenen Kräfte eben an sich ziehen, dann muß man aus der Spaltung heraus, — sonst kommt man nicht zur Einheit in Empfinden und Wollen, geschweige denn im Handeln. Hausmann wurde zu mehreren Jahren verurtheilt. Wäre ich sein Vertheidiger gewesen, so würde ich ihm vor allen Dingen ein kleines Augengläschen mit schmaler schwarzer Einfassung abgenommen haben, welches er an schwarzem Bändchen um den Hals trug und gar impertinent in ein Auge zu kneifen wußte. Daß die Geschwornen ihn verurtheilen würden, wenn er dies Gläschen spielen lasse und was demselben innerlich entsprach, war vorauszusehen. Doch er hat nun seine Strafe bereits abgesessen und befindet sich wieder auf freien Füßen. Geh's Dir gut auf Deinen neuen Pfaden! Dein flüchtiger Gruß von einem deutschen Eisenbahnhofe ist richtig hierher bis an's Meer gelangt. — Grüß di Gott!

Nach vierzehntägigem Aufenthalte im Bade Horn begab ich mich in das benachbarte Appenzeller Ländchen, welches vom Kanton St. Gallen rings umschlossen ist. Wer sich noch keinen rechten Begriff davon machen kann, wie man zwischen zwei zu trennenden Bevölkerungen, welche stellenweise bunt durcheinander wohnen, eine Demarkationslinie zieht, der kann es hier lernen. Man zieht sie eben so, daß der möglichst größte Theil der einen Bevölkerung auf die eine und der möglichst größte Theil der anderen Bevölkerung auf die andere Seite fällt; denjenigen, deren Besitzthümer sich hiernach ausnahmsweise nicht auf befreundeter Seite befinden, bleibt sodann Nichts übrig, als sich durch Tausch oder Kauf und Verkauf hinüber und herüber zu verpflanzen. So haben's die Appenzeller gemacht, als sie, in Folge von Religionsstreitigkeiten, im Jahre 1597 ihren Kanton in zwei Halbkantone theilten, in das reformirte Außer-Rhoden und das katholische Inner-Rhoden. Und die von ihnen vollzogene Trennung war sehr streng. Denn das katholische Inner-Rhoden duldete bis zum Jahre 1848 auf seinem Boden keinen

Akatholiken, und noch heutzutage, nach Aufhebung dieses Verbotes durch die neue Bundesverfassung, findest Du daselbst unter einer Anzahl von 11,272 Einwohnern nur 42 Protestanten. Bemerke übrigens bei dieser Gelegenheit, daß diese 11,272 Einwohner 4 Quadratmeilen inne haben, während in dem reformirten Außer-Rhoden auf einem nur um ein Fünftel größeren Flächenraume (5 Quadratmeilen) beinahe die vierfache Menschenzahl (43,621) wohnt, in emsiger Thätigkeit, in Wohlhabenheit, ja selbst in äußerem Luxus. Die Außer-Rhodener beschäftigen sich hauptsächlich mit der Anfertigung von Baumwollen- und Seidenwaaren, und die Arbeiten ihrer Stickerinnen erregten auf der Londoner Industrie-Ausstellung allgemeine Bewunderung. Viehzucht betreiben sie nur nebenbei. — Ich will keine Proselyten machen, o! Leser. Bei mir kommt, mit Proudhon zu reden, die Religion nur als „Archäologie der Vernunft“ in Betracht, und der Protestantismus ist mir bloß ein Abhang vom Katholicismus zur Philosophie. Auch ist das naturwüchsige Hirtenvolk der Inner-Rhodener in seiner Weise noch interessanter als seine reformirten Nachbarn. Unter ihnen, in dem am nördlichen Fuße der Alpsteinkette gelegenen „Weisbad“, faßte ich wieder auf einige Zeit Fuß. Wirklich! ein eigenthümliches Völkchen, Das! — Schlicht, bieder, rüstig, frei! Sie verdienen gerne Dein Geld, aber dafür thun sie auch fröhlich, was sie sollen und sind Dir in jeder Weise hülfreich. Das klare Auge verräth den sicheren Schützen, der nervige Arm, welcher aus kurzem Hemdärmel hervorragt, die Kraft und Uebung seines Körpers, und er singt und jodelt Dir unter dem rothen Brustlatz aus frischer Kehle hervor, daß es eine wahre Lust ist. Sein Häuschen steht meist vereinzelt, inmitten der schönsten Wiesen, und er pflegt sein Vieh als wenn es zu seiner Familie gehörte. Dort oben von der „Ebenalp“, welch' ein Anblick, diese zahllosen sauberen Holzhäuschen, rings in den Wiesen zerstreut, jedes mit seinem Anwesen für sich! Nur mit Widerstreben rückten einige zu dem Hauptorte Appenzell zusammen. Und wenn Dir das unbequem und wie Culturmangel vorkommt, dann

erwiedern Dir die klugen Hänschen: »Wir wollen uns nicht unter die Herrschaft einer Kirche und eines Palastes zusammendrängen. Wir leben besser so für uns, wir haben so Jeder mehr Luft, Licht und Sonne!« Die reformirten und industriösen Außer-Rhodener wohnen schon mehr in Ortschaften vereinigt, da ist der individuelle Drang schon mehr dem socialen Bedürfnisse gewichen. Aber bemerke, daß auch dort, wie überhaupt in der ganzen Schweiz, dieser Individualismus, ohne so sichtbar scharf ausgeprägt zu sein, wie in Appenzell Inner-Rhoden, doch den Grundzug und Ausgangspunkt alles Lebens und die eigentliche Grundlage der schweizerischen Freiheit bildet. Urkräftig wirkt er von Unten herauf, im Verhältnisse der Einzelnen zur Gemeinde, der Gemeinde zum Kanton, des Kantons zur Eidgenossenschaft und überall des Volkes zu seinen Vertretern. Jeder hält seine natürlichen Rechte hübsch zusammen und will davon an die Gemeinschaft nicht mehr aufgeben, als zum gemeinen Besten absolut nothwendig ist. Dadurch schreitet die Entwicklung oft langsam, aber stets gründlich. Hier macht Dir Keiner einen Staatsstreich! —

Ja! 's ist wahr, einen solchen Geist gibt man einem Volke nicht über Nacht. Er muß sich entwickeln aus jener Wechselwirkung zwischen Volkscharacter und äußeren Einwirkungen, die wir Geschichte nennen. Das allgemeine Stimmrecht ist ja nur eine Form; Volkscharacter, Volkskraft und Volksbildung sind das Wesen. Gib einem Volke das allgemeine Stimmrecht! Fehlt ihm das Selbstgefühl und die Bildung, welche zu glücklicher allseitiger Verständigung erforderlich sind, so wird es eben das allgemeine Stimmrecht wieder verlieren, trotz aller Unveräußerlichkeit seiner Souverainetät; es wird sie verlieren an den ersten Besten, der ihm eine mehr oder minder kostspielige Ordnung herstellt. Mag derselbe auch dem allgemeinen Besten sein eignes Interesse als leitende Seele nach und nach einschieben, solange er einen gewissen Einklang zwischen dieser Seele und dem äußeren Wohle des Volkskörpers zu erhalten weiß, wird er sich wohl behaupten. — Besitzt dagegen ein Volk den nöthigen Grad von

Selbstgefühl und Bildung, um sich, ohne die Dazwischenkunft einer fremden Autorität, selbst zu verständigen, dann und nur dann wird es seine Freiheit und Souverainetät bewahren. Damit ist noch keineswegs gesagt, daß sein Staatsleben nun das Bild der höchsten Humanität und Schönheit darstellen werde. Im Weisbade erzählte man mir z. B.: daß sich in diesem Augenblicke ein Sträfling der Inner-Rhodener, in Ermangelung eines Kantonsgefängnisses, bei einem Schneider in der Kost befinde, wo er mit einer Kette an einen Tisch- oder Bettpfosten angefesselt sei; und daß noch kürzlich eine Hinrichtung durch das Beil eines ungeschickten Henkers unter den gräßlichsten Nebenumständen stattgefunden habe. Das allgemeine Stimmrecht ist gar nicht so locker und milde; in den Kantonen, wo die Gnadengesuche an die Gesammtheit der Bürger gehen, werden sie durchschnittlich verworfen, und ich zweifle sehr daran, ob Peter Zibbach von der Grimsel vor den Urversammlungen des Kantons Bern dieselbe Gnade gefunden haben würde, wie vor dessen großem Rathe. Das allgemeine Stimmrecht fördert eben grade soviel Humanität und Bildung zu Tage als in einem Volke lebt, nicht mehr und nicht minder, unter allen Umständen aber den wirklichen Culturzustand des Volkes, die solide Wahrheit auf der breiten Basis der Wirklichkeit, und Das ist schon Viel. Mit der Erziehung der Völker geht's eben wie mit der Erziehung der Einzelnen. Wir verhärten uns oft gegen das Bessere, bloß weil es uns von Außen her aufgedrungen wird; und wenn wir es auch nicht grade zurückstoßen, so dringt es doch keinenfalls so tief als selbstgemachte Erfahrungen. Die gründlichste Schule ist die Schule des Lebens. Während das Gute, was man uns von Außen aufdrängen will, uns oft zum Schlechten treibt, führt das Schlechte, was wir aus eigner Freiheit thun, durch die sich daran reihenden schlimmen Erfahrungen oft zum Guten. —

Im Weisbad fand ich viele Gäste, darunter auch wieder mehrere alte Bekannte, Schmidt von Löwenberg, Würth von Sigmaringen, Kuenzer aus Constanz und Fallmerayer. Kuenzer konnte zwar später nach Hause zurückkehren, ohne eine

andere Strafe zu erleiden, als den Verluſt ſeiner Pfarrſtelle; aber damals waren grade die Preußen als Einquartierung im Lande, ja ſogar in Kuenzer's Behauſung, und er ſchien nichts weniger als erpicht darauf, deren perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Fallmerayer war leidend und trank jeden Morgen, im Hofe auf- und abwandelnd, ſeine Molken. Wir Beide hatten uns im Parlamente nur flüchtig kennen gelernt, und ich kam eigentlich erſt hier zum Genuſſe ſeines Umganges. Er ſprach nur Wenig und leiſe, als wenn er fürchtete, ſich zuviel zuzumuthen; aber ſeine ſchönen braunen Augen waren ſtets lebendig, oft beredt, und ſein durch körperliches Leiden etwas gemilderter Humor blieb nichtsdeſtoweniger überlegen. — Die Vier machten mir zu Mittag ſofort an ihrer Tiſchecke Platz. Bei Beginn der Tafel klang es von hier: »Herr Lieutenant, das Schöppli Wi!« — klang es von dort: »Herr Hauptmann, die Flaſch Veltliner!« Die Söhne des Hauſes, welche in der Wirthſchaft mit angriffen, waren nämlich der Eine Lieutenant, der Andere Hauptmann in der ſchweizeriſchen Armee. Ich muß geſtehen, daß dieſe Rufe auf meine preußiſchen Gehörnerven im Anfang einen etwas befremdlichen Eindruck machten. Allmählig aber gewöhnte ich mich daran. Dasſelbe Verhältniß findeſt Du in der ganzen Schweiz. Der Schweizer iſt eben kein profeſſioneller Soldat und liegt, wenn er nicht unter den Waffen ſteht, ſeinen gewöhnlichen Geſchäften ob. Eine natürliche Folge davon iſt wohl, daß er in techniſcher Beziehung ein minder tüchtiger Offizier iſt, als Derjenige, welcher aus dem Soldatenthume ſeinen ausſchließlichen Lebensberuf macht. Deshalb beſitzt er aber ſicher nicht weniger Vaterlandsliebe, noch minder geſundes Urtheil, noch mindere Spannkraft der Seele und des Körpers als der vollblütigſte »Jardeoffiſier«, der zum Frühſtück ein Roſenbonbon und ein Glas Zuckerwaſſer nimmt, bei Verluſt ſeiner Taille ſchwört, und ein ſolches Verhältniß, wie das von mir erwähnte, einfach eine »demokratiſche« Schweinerei nennen wird. — Unterdeſſen bemühte ſich der böſe Schmidt, dem guten Kuenzer ein möglichſt beunruhigendes Bild von dem Verhalten der bei

ihm einquartierten Preußen zu entwerfen. „Ich müßte mich doch sehr täuschen“, — sagte er — „wenn diese wackeren Leute sich mit dem von der Jungfer Köchinn ihnen vorgestellten Rachenputzer begnügten, ohne selbst in den Keller hinabzusteigen und von den feineren Sorten des demokratischen Herrn Pastors Kenntniß zu nehmen“; — worauf Würth einfiel: „Ja! Das glaube ich auch. Sie mögen nach den Tagen von Waghäusel und an der Murg kaum weniger Durst haben als die bei meiner Schwiegermutter einquartierten Baiern, welche, nach einem bloßen Spaziergang von Lindau nach Sigmaringen, zu ihrer guten Verpflegung am ersten Tage Bier, am zweiten Wein und am dritten noch obendrein per Mann einen Gulden hinzuverlangten. Das Alles mußte meine Schwiegermutter ihnen auch wirklich gewähren, da sie im Weigerungsfalle ihr das Haus über dem Kopfe anzuzünden drohten, und der ihnen vorstehende Offizier, auf die Bitte um Abhülfe, erklärte: In Kriegszeiten sei das eben nicht zu hindern!“ So plagten sie den armen Kuenzer, am meisten aber der kleine Schmidt, welcher, nachdem er ihm allen Appetit zum Trinken vertrieben hatte, von Neuem anhob: „Prosit, lieber Kuenzer! Trink doch! Du brauchst Deinen Durst nicht zu sparen, die Pr—“. „„Jetzt ist's aber genug!““ zürnte dann der Geplagte. — Ach! jetzt sind sie Beide unter dem Rasen, der Eine diesseits, der Andere jenseits des Oceans! Sei ihnen leicht, o Erde! —

Des Morgens herrschte gewöhnlich reges Leben im Vorhofe, von Neuanlangenden, von Scheidenden und von Durchkömmlingen. Die Wagen der Scheidenden sind gewöhnlich von der ganzen Badegesellschaft umringt; man ist angeregt, man drückt sich die Hand, man wirft sich ein kurzes Scheidewort zu, und, ehe die Peitsche knallt, bringt noch die Frau oder Tochter des Hauses einen mächtigen Strauß frischduftender Blumen. Unter den Durchkömmlingen gab's auch viele Flüchtlinge, von denen mir ein Häuflein badischer Artilleristen einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat. Schöne Leute das, durchschnittlich vom selben Typus, von untersetztem, doch schönem Wuchse, kastanienbraunem

Haare und etwas hellerem Schnurr- und Kinnbarte, gebräuntem Teint, schwarzglänzenden Augen und edelgebogener Nase. Sie bedienten ihre Kanonen mit aufgeschürzten Hemdärmeln, sprengten ohne alle Bedeckung auf eine günstige Anhöhe, zielten gut, — kurz! hielten sich wacker. Wohl konnte später ein, durch preußisches Selbstgefühl verletzter hoher badischer Offizier sagen: Hätten die Leute ihre Offiziere behalten, so wäre ihren Gegnern der Sieg wohl etwas saurer geworden!

Vor Tisch machte man alsdann einen Spaziergang im nahen Gehölz oder am Wiesenbach, trat wohl auch an das offne Fenster einer Stube, in welcher sich fleißige „Maidschi“ emsig über ihre Stickrahmen beugten. Auch im Kanton Inner-Rhoden beschäftigen sich nämlich die Mädchen viel mit Sticken. Unter ihren kunstfertigen Händen entstehen wirklich die schönsten Blumen, Blätter und Guirlanden; was uns jedoch nicht verhinderte, zuweilen die lebendige Blume, wenn sie ihr Haupt vom Rahmen erhob, noch schöner zu finden als die gestickte. Ihre Arbeiten werden bekanntlich im Auslande theuer verkauft; aber die Arbeiterinnen haben davon nur Wenig. Die beste Stickerinn verdient, wie man uns sagte, bei stetigem Fleiße täglich nur wenige Batzen. Sic vos non vobis — — — —! Die Hauptbeschäftigung der Inner-Rhodener aber ist Viehzucht und Milchwirthschaft. Die Appenzeller Wiesen sind die schönsten des Landes; der Juchart gilt 1000 Gulden. Des mögen sich nicht nur die Kühe freuen; dies saftige Grün ist auch eine wahre Augenweide für die Menschen. Die Thüren der zahlreichen Steckenzäune, wodurch diese Wiesen abgegränzt sind, haben weder Schloß noch Riegel und öffnen sich aller Welt, mit Ausnahme des Viehes, was jetzt auf der Alp oder an den Bergabhängen graft. Abends, wenn sich die goldne Sonne zu den weißen Schneegipfeln herabsenkt, schwimmt dies Grün im reichsten Goldglanze; dann ruft der Senne mit hellem Kehllaute, der rings im Gebirge wiederhallt, seinen Kühen, und Du siehst diese letzteren zuweilen von Fels zu Fels Sprünge ausführen — wahre Gemsensprünge,

bei welchen die gebildete Kuh aus dem Kulturſtalle der Ebene ohne Zweifel alle Knochen im Leibe zerbrechen würde.

An Sonn- und Feſttagen wurden nach dem Abendeſſen flugs Tiſche und Stühle bei Seite geſchafft und dann ging's an ein Tanzen. Man tanzte wie man auch in den Städten tanzt. Zuweilen gab's aber ein eigenthümliches Intermezzo. Ein ſauberer Burſche holte ſich in der Küche ein ſauberes Maidſchi, die ihm nur zögernd „zu all den Leuten“ folgte. Dann wichen die Gäſte zurück und die Zwei tanzten einen Nationaltanz, nicht eben mit geſchmeidiger Grazie, aber mit erſtaunlicher Gelenkigkeit, oft mit bodenerſchütternder Kraft (Juchhe!) und dann wieder mit ländlich friſcher Zierlichkeit. Wurde hierauf das allgemeine Tanzvergnügen wieder aufgenommen, dann zog ich mich zu Fallmerayer zurück, welcher ſchon mit der eben angelangten „Allgemeinen“, die er ſtets zuerſt erhielt, in ſeinem Eckchen ſaß. Wir lauſchten dann dem Rauſchen eines anderen Tanzes, des Waffentanzes der Ungarn, welcher damals noch nicht zu Ende war. Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit verfolgte der „Fragmentiſt aus dem Orient“ die Wechſelfälle dieſes Kampfes, beſonders das Eingreifen der Ruſſen, in deren Auftreten er damals ſchon etwas Mehr ſah, als einen bloßen Act der Großmuth zu Gunſten des gefährdeten Oeſtreichs.

Man weiß, daß Fallmerayer ſowohl in ſeinen „Fragmenten aus dem Orient“ als auch in früheren Mittheilungen in der „Allgemeinen Zeitung“ wiederholt eine Art Reſignation an Tag legte, welche die drohende Ueberfluthung des Weſtens durch das Ruſſenthum faſt wie eine culturhiſtoriſche Nothwendigkeit hinnahm. Als aber die Februarrevolution den äußeren Druck ruſſiſcher Ueberwucherung von ihm genommen hatte, da traten ſeine inneren Sympathieen für die Befreiung der Völker um ſo beſtimmter hervor. Bis zu Ende hielt er Stand mit jener Partei, welcher der moskowitiſche Despotismus ſelbſt durch den Hinweis auf die communiſtiſchen Glückſeligkeitskeime der ruſſiſchen Commune nicht ſchmackhafter gemacht wird. Nach der Waffenſtreckung Görgei's bei Villagos hat ſich nun der äußere

Druck des russischen Uebergewichtes wieder mehr und mehr über Europa gelagert, und wir sahen in Folge davon bereits eine ganze Schaar von Todtengräbern und Leichenbittern sich zur Beerdigung der altersschwachen Civilisation des Westens vorbereiten, uns die tröstliche Hoffnung eröffnend, jenem kräftigeren Volke als Culturmist zu dienen, wie einst das sterbende Römerthum den jugendfrischen Germanen. Um diese Zeit machte mich ein Freund auch auf einige militärische Aufsätze Fallmerayer's in der „Allgemeinen Zeitung" aufmerksam, welche wieder Spuren des alten Druckes an sich trugen. Da erinnerte ich mich mit Freuden der im Weisbad verlebten Stunden; denn einen solchen Freund verliert man nicht gerne.

Mögen Andere denken, schreiben und thun, was sie nicht lassen können; wir finden den Vergleich unseres Zeitalters mit dem des römischen Verfalls ganz und gar unzutreffend.

Dem römischen Reiche fehlte das nothwendige Maaß physischer Kraft, um dem Andrange der Barbaren zu widerstehen. Es gab keine niederen freien Klassen, durch welche eine Wiedergeburt der Gesellschaft aus sich selbst heraus hätte erfolgen können. Alle mechanischen Arbeiten, auch der Feldbau, wurden meist durch Sklaven betrieben, welche an der bestehenden Gesellschaft gar kein Interesse nahmen und stets bereit waren, sich mit den einbrechenden Feinden zu verbinden. Das läßt sich doch von unseren arbeitenden Klassen nicht behaupten. Vielmehr wird diesen ja häufig vorgeworfen, daß sie sich nur zu sehr mit der Wiedergeburt der Gesellschaft beschäftigten. Freilich, wenn es Euch gelänge, diese rüstigen Klassen mit der Intelligenz, als ihrer Ausbeuterinn, gänzlich zu verfeinden und für die Glückseligkeit der russischen Commune zu gewinnen, dann möchten auch sie, wie die römischen Sklaven, mit dem einbrechenden Feinde gemeinschaftliche Sache machen. Aber das wird Euch nicht gelingen, weil unter unseren arbeitenden Klassen schon zuviel Intelligenz und auch ein Nationalgefühl herrscht, was Ihr zwar bornirt nennen mögt, was aber stärker ist als Eure Weisheit. — Das römische Heer bestand aus der rohen Bevölkerung der

rauhen Gegenden und zum großen Theile grade aus jenen uncivilisirten Barbaren, welche dem römischen Reiche ein Ende machen sollten. Ich weiß schon, was Ihr einwendet: Auch in unseren Heeren fehle es nicht an Russen. Für den gemeinen Soldaten ist das nicht wahr; er ist nicht mehr Russe als die Bevölkerungsschichten, aus denen er hervorgeht. — Außer den Sklaven und dem Heere bestand die römische Welt nur noch aus den verweichlichten und jeder Anstrengung unfähigen Bürgern, welche sich Freie nannten. Wo sollte da die physische Kraft zur Rettung des Reiches herkommen? — Aber auch aus der geistigen Bildung war alle eigene Kraft gewichen. Das nicht-erneuerte oströmische Reich hat seine weströmische Schwester um 1000 Jahre überlebt. Was hat es während dieser 1000 Jahre hervorgebracht? Es kam nicht über die Stufe hinaus, auf der es sich schon unter seinen ersten Kaisern befunden hatte. Wollt Ihr solchen Zeiten unser Jahrhundert gleichstellen, in welchem eben erst wieder der Trieb nach allgemeiner Freiheit, nach allgemeinem Frieden und allgemeinem Wohlstande mit erneuter Kraft aus dem tiefsten Volksschooße hervorgebrochen ist? Trotz unserer wunderbaren Erfindungen, trotz der täglich sich häufenden Mittel, das gewünschte Ziel auch zu erreichen? Freilich werden die letzten Kriege gegen den Krieg uns nicht erspart werden; freilich können Freiheit, Friede und Wohlstand nur durch stete selbstkräftige Bethätigung, nicht aber durch müheloſe Schenknehmung erworben werden! Aber dazu haben wir das Zeug, wie der Muskeln und Nerven, so auch der geistigen und moralischen Kraft. Dagegen war der römischen Welt auch alle Characterstärke, alle moralische Kraft abhanden gekommen, ohne welche selbst aus dem besten geistigen Korne doch keine Erndte hervorsprießen kann. Vitellius machte seine Gläubiger dadurch bezahlt, daß er sie tödten ließ, und unter verschiedenen Kaisern ertrugen die römischen Besitzenden die schamloſeste und grausamste Beraubung; wer seine Erben nicht dem Morde aussetzen wollte, mußte den Kaiser für ein gutes Theil zum Miterben einsetzen. Domitian läßt eines Tages dem römischen

Senate die Frage zur Beantwortung vorlegen, wie die Schüssel beschaffen sein müsse, in der man einen damals grade gefangenen auffallend großen Fisch auftragen könne? Und der Senat berieth darüber mit demselben unterwürfigen Ernste wie über die wichtigsten Staatsangelegenheiten. Der Kaiser Heliogabalus führte den Dienst des Baal und Moloch in Rom ein, brachte ihnen Menschenopfer, ließ sich aus den Eingeweiden geschlachteter Kinder weissagen, ernannte sein Pferd zum Consul, ließ einmal alle Spinnengewebe in Rom sammeln, und was dergleichen Frevels und Unsinns mehr ist! — Ich fühle mich wahrhaftig nicht zur Bewunderung unserer heutigen europäischen Zustände hingerissen, die mir diesseits des Oceans nur ein Paar precaire Endchen Landes lassen, auf denen ich mit meinem Sinne fortexistiren kann. Aber da, wo das römische Reich vor seinem Verfalle hielt, da halten wir doch heutzutage noch nicht! — Wer sich aber, trotz Alledem, der Zweifel über die äußere Lage der Kräfte nicht immer erwehren kann, dem gebe ich folgende Worte zu beherzigen, welche ein Südfranzose unmittelbar nach dem Staatsstreiche vom 2. Dezember an mich richtete: »Was? Ich die Hoffnung aufgeben? Nein! die gebe ich nicht auf, schon aus dem einfachen Grunde nicht, damit es nicht einen Revolutionair weniger gebe!« — Und wenn Dir der Ausspruch etwa zu »roth« vorkommt, so denke etwas näher darüber nach, und Du wirst gestehen: Gäbe es nicht hüben und drüben mehr Leute, welche so denken, so hätte ich nicht einmal den Trost, mir durch den äußeren Druck eine Stellung anweisen zu lassen; denn dann gäbe es keinen Druck, gäbe es überhaupt keine Ereignisse, gäbe es nur Sumpf! —

Eines schönen klaren Morgens griffen wir zu den Alpstöcken und bestiegen die grüne Ebenalp, welche uns schon längst von den nördlichen Abhängen der Alpsteinkette herab freundlich angelächelt hatte. Sie ist die schönste Alp des Kantons und eine der schönsten der Schweiz. Fallmerayer, obwohl Patient, und der siebzigjährige Kuenzer waren mit von der Partie. Wir Jüngeren sprangen munter voran, was auch den Führer

in einen etwas raſcheren Schritt brachte. Darüber zürnte dann Fallmerayer, und wenn er uns von Zeit zu Zeit auf einem ſchwindelnden Vorſprung auftauchen ſah, dann ſagte er lächelnd: „Ich möchte ſie mit Stecken herunterſchlagen, dieſe Burſche!“ Doch hielten Beide ſich tapfer, trotz des ſteilen Stichs nach dem „Wildkirchli“. Zwei Dinge beſchäftigten damals lebhaft meine Phantaſie, ein Schmetterling und eine Blume. Der Schmetterling war der „Apollo“, dem Geſchlecht der Ritter angehörig, der am Rheine nicht vorkommt, und von dem ich daheim nur auf dem Wege des Kaufs ein verwiſchtes Exemplar in meine Schmetterlingsſammlung gebracht hatte. Dieſen ſollte ich diesmal noch nicht zu Geſicht bekommen. Die Blume, die „Alpenroſe“, dagegen werden wir alsbald finden. Nach etwa zweiſtündigem Steigen gelangten wir zum „Wildkirchli“, einer 1610 geſtifteten Einſiedelei mit Kapelle, dem heiligen Michael gewidmet, in einer natürlichen Grotte an einer ſenkrechten 220 Fuß hohen Felswand, ganz dem romantiſchen Namen entſprechend, 4615 Fuß über dem Meere. Von hier aus öffnet ſich Dir eine höchſt überraſchende Ausſicht auf den Bodenſee, nach Schwaben und Baiern. Nachdem wir bei dem Kapuzinerbruder einige Erfriſchungen zu uns genommen hatten, ſchickten wir uns zur Fortſetzung unſeres Weges an. Du weißt noch nicht recht, wie Du weiterkommen wirſt; ſo biſt Du von Felſen umſtellt. Da öffnete der Einſiedler uns ein Thor, welches mittelſt eines 150 Fuß langen unterirdiſchen Ganges durch das Kalkſteingebirge zur Ebenalp führt. Der dunkle Gang, der Kapuziner mit nackten Füßen auf Holzſandalen, mit kahlem Haupte, in grober Kutte, einen Strick um den Leib; der lodernde Kienſpan in ſeiner Hand, welcher einen qualmenden Schweif hinter ſich zurückließ; er voranleuchtend, wir ſchweigend hinterdrein; — es war als wenn wir zu irgend einer finſtern, fanatiſchen That ſchritten. Da überraſchte uns plötzlich das liebe Himmelslicht und wir ſtanden auf der grünſten, ſaftigſten Alp. Freie Rundſicht auf den blauen Spiegel des Bodenſee's und das Gebirge, aus dem der ſchneereiche Säntis ſeinen Gipfel 7703 Fuß hoch in den Aether erhebt; unten, zu

unſeren Füßen, die zahlreichen netten Häuschen wie ausgeſä't in den reichen Wieſenplan; um uns friſche Alpenluft und harmloſes Geglock weidender Kühe; — es war ein bruſterweiternder Gegenſatz! — Hier fand ich auch zuerſt die Alpenroſe. Ich fühlte mich enttäuſcht. Ich hatte mir ſie wie eine Roſe gedacht, zudem einſam, ſelten, faſt wie eine verzauberte Prinzeſſinn. So iſt ſie nicht; ſie hat von der Roſe nur den Namen; ſie iſt weder einſam, noch ſelten, ſondern blüht in reichen Feldern um Fels und Geſtein. Nachdem ich mich aber von meiner romantiſchen Befangenheit allmählig befreit und dadurch die Fähigkeit gewonnen hatte, der Wirklichkeit tiefer in's Auge zu ſchauen, fand ich die wirkliche Alpenroſe friſcher, geſunder und ſelbſt ſchöner als mein ariſtokratiſches Ideal. —

Im Appenzeller Ländchen war's gewiß ſehr ſchön; aber es ward nun Zeit, an einen feſten Wohnſitz zu denken. Ich entſchied mich für die Bundesſtadt Bern. Meine Reiſe ging über den Kamor in's Rheinthal, rheinaufwärts bis Sarganz, von da landeinwärts über den Wallenſtadter und Züricher See, und von Zürich nach Bern. Die Freunde begleiteten mich bis auf den Kamor. Von der nahen, noch 100 Fuß höheren Kuppe, „Hohenkaſten“ genannt, 5420 Fuß über dem Meere, genießeſt Du wieder einer umfaſſenden Ausſicht, nicht bloß einer maleriſchen, ſondern auch einer politiſchen auf ein Stück deutſcher Einheit. Fünf deutſcher Herren Länder bieten ſich Deinem Blicke dar: Baden, Würtemberg, Baiern, Vorarlberg und das Fürſtenthum Lichtenſtein mit ſeiner Reſidenz Vaduz. Mag dieſes letztere Dir auch ſehr klein erſcheinen. Stellt es doch ſeine 55 Mann zum deutſchen Bundesheer! — Man legte uns das Fremdenbuch vor, wir trugen unſere Namen ein und ich ſchrieb darunter:

Grüß mir, o! Vater Rhein, mein deutſches Vaterland!
Wir lieben's treu und feſt, obwohl von ihm verbannt.

Dann nahm ich Abſchied von den Freunden und ſtieg den zwei Stunden langen Stich nach Sennwald hinab. Das iſt ein ſteiler Abſturz, vor dem ich Jedermann warne, der nicht recht tapfre Kniee hat. Von Feldkirch herüber ſchallte die öſtreichiſche

Trommel, was mich jedoch nicht hinderte, in Sennwald recht gut zu ſchlafen.

Des anderen Morgens ging's rheinaufwärts bis Sarganz, wo die Straßen vom Bodenſee, von Chur und von Zürich zuſammentreffen. Die letztere war die meinige. Sarganz liegt auf der Waſſerſcheide des Rheines und des Wallenſtadter See's. Ob es aber nicht eines Tages die Zwei ihre Vereinigung wird feiern ſeh'n, iſt eine andere Frage. Wenigſtens verräth der Rhein von Zeit zu Zeit eine entſchiedene Neigung, ſich den Umweg durch den Bodenſee zu erſparen, und gleich hier bei Sarganz den kürzeren Weg durch den Wallenſtadter und Züricher See einzuſchlagen. Dieſer Neigung ſteht nur ein 20 Fuß hoher, kaum 200 Schritt breiter Damm entgegen, während das Rheinbett ſich von Jahr zu Jahr hebt. Auch wollen Geſchichtſchreiber aus Urkunden, Geologen aus dem Vorfinden von Rhein-Niederſchlag in der Nähe von Sarganz ſchließen, daß der Rhein oder ein Arm desſelben ſich früher wirklich in den Wallenſtadter See ergoſſen habe.

Das 4 Stunden lange, 1 Stunde breite Becken des Wallenſtadter See's iſt rings von hohen Gebirgen umſchloſſen. Am ſüdlichen Ufer erhebt ſich 7320 Fuß über das Meer der faſt unzugängliche Mürtſchenſtock, ein Lieblingsaufenthalt der Gemſen. Von ihm fließen mehrere Waldbäche in den See, an deren Mündungen ſich verſchiedene Ortſchaften angeſiedelt haben. Nördlich aber wallt die blaue Fluth unmittelbar wider 2000 bis 3000 Fuß hohe und ſo ſteile Felswände, daß am ganzen Ufer nur für ein einziges Dorf Raum blieb. Er bietet einen ſtolzen Anblick von trotziger Schönheit, dieſer Wallenſee. Es weht Dich an wie Ritterthum und Mittelalter, und damit der Eindruck ein vollſtändiger werde, erheben ſich, nordöſtlich zwiſchen Dir und der alten Grafſchaft Toggenburg, auch noch 7000 Fuß hoch über das Meer die Häupter der ſieben „Kurfürſten“. Wer denkt da nicht gleich an Kaiſer und Reich? Das mag ſich ein unbefangener Reiſender auch ganz gerne gefallen laſſen. In mir aber lebten die Erinnerungen aus der Paulskirche noch zu ſtark. Ehret die

Todten! Aber sich lebendigen Leibes von den Todten beherrschen zu lassen, das war Zuviel verlangt. Noch brannte mir das Hirn von jener fixen Idee eines zu erwählenden Kaisers, mit der man uns während 13 bitterer Monate unablässig gepeinigt hatte, und es war mir eine wahre Befreiung, zu erfahren, daß diese Kurfürsten mit Kaiser und Reich nicht das Mindeste zu schaffen hätten, daß man vielmehr Kurfirsten schreiben solle, von »kur« — hoch und »First« — Spitze. — Der Wallenstadter See steht mit dem Züricher See durch den etwa 4 Stunden langen Linthkanal in Verbindung. Die Ebene, welche dieser Kanal durchschneidet, wurde früher durch die wild aus dem Kanton Glarus hervorströmende Linth dermaßen überschwemmt, daß das ganze fruchtbare Land in Sumpf verwandelt wurde, aus welchem bösartige Wechselfieber menschenverscheuchend ihre Häupter erhoben. Da setzte Konrad Escher, Bürger von Zürich, im Jahre 1807 einen Tagsatzungsbeschluß durch, welchem zufolge die anarchische Linth gefaßt, zur Ordnung gebracht und in den Wallenstadter See abgeleitet, dieser letztere aber durch Anlegung des jetzigen Linthkanals mit dem Zürichsee in geregelte Verbindung gesetzt wurde. Dieser Kampf gegen die Natur dauerte bis zum Jahre 1822 und kostete etwa eine Million Schweizerfranken. Aber seitdem ist die ganze Ebene wieder fruchtbar geworden und ernährt zahlreiche Ansiedler. Die Ostspitze des Zürichsee's bietet noch nicht den rechten Gegensatz zum Wallenstadter See dar. Im Hintergrunde von den Glarner, Appenzeller und Toggenburger Gebirgen überragt, bietet sie einen großartigen aber noch wenig belebten Anblick. Dieser Character bleibt vorherrschend bis Rapperschwyl, wo eine 1350 gegründete, 12 Fuß breite, 4500 Fuß lange Brücke, auf 180 dreifachen Pfeilern von Eichenholz, geländerlos über den See führt, vielleicht die längste Brücke der Welt! Etwas mehr westwärts steigt aus dem See die kleine Insel »Ufnau« empor, wo Ulrich von Hutten, von seinen Feinden verfolgt, durch die Verwendung seines Freundes Zwingli, Zuflucht und nach nur vierzehntägigem Aufenthalte — ein Grab fand. Auch ein Flüchtling, hauchte er hier im kräftigsten Man-

nesalter, nur 36 Jahre alt, ſeinen edlen Geiſt aus, der Beredte von Wort, der Tapfere von Schwert! Von da laß Dir noch ein feſtes: „Jacta est alea!“ entgegenklingen, und dann gieb Dich den neuen Eindrücken hin, welche Dich nun freundlich empfangen. Wie mit einem Schritte trittſt Du aus dem Ritterthume in das Zeitalter der Induſtrie und des friedlichen Gewerbfleißes. Der Züricher See kann ſich an Großartigkeit gewiß nicht mit dem Wallenſtadter See meſſen; aber an Lieblichkeit der Landſchaft kommt ihm kein anderer Schweizerſee gleich. Auf beiden Ufern grüne Wieſen und gelbe Kornfelder, welche zu lachenden Weinbergen und Obſtgärten ſanft anſteigen, und rings von Berg und Wald gekrönt werden! Und welch' ein Menſchenleben in dieſer an ſich ſchon belebten Natur! Hütte drängt ſich an Hütte, Haus an Haus, dazwiſchen erheben ſich überall weiße Villen und rauchende Fabrikgebäude, und Das geht immer ſo fort, zur Rechten und Linken, ununterbrochen, bis zur Stadt Zürich, welche mit Stolz ſagen mag: Ich habe zwei vierſtundenlange Vorſtädte!

Zürich war früher befeſtigt, wie Genf; aber vor dieſem, bereits in den dreißiger Jahren, hat es ſich ſeiner ſteinernen Rüſtung entkleidet, um ſich die Glieder freier zu nützlicher Thätigkeit zu machen. Auch die Schweizer hatten ihre Zeiten blutiger Kämpfe von Kanton gegen Kanton, von Stadt gegen Stadt, von Partei gegen Partei. In dem Maße aber, in welchem ſie in Entwickelung und Befeſtigung jener freiheitlichen Inſtitutionen fortſchritten, welche die glückliche Baſis zu friedlicher Ausgleichung ihrer gegenſeitigen Intereſſen bilden, in demſelben Maße wich der wohlſtandzerſtörende Kampf der Einen gegen die Anderen dem wohlſtandvermehrenden Kampfe Aller gegen die Natur. Maſchinenbau, Seiden- und Baumwollenmanufactur bilden die Hauptinduſtriezweige Zürich's. Viele Familien verbinden Ackerbau mit Gewerbfleiß oder Gewerbfleiß mit Ackerbau, und der Bundesrath Franscini ſchätzt in ſeinen ſtatiſtiſchen Angaben das Geſammt-Eigenthum der bloßen Ouvriers Zürich's auf 27 Millionen Franken, ſo daß durchſchnittlich 3900 Fr. auf

den Kopf kommen. Die alten Festungswerke haben den großartigen Gebäuden des Kantonsspitals, des Waisenhauses, der Blinden- und Taubstummen-Anstalt, der Kantonsschule, dem botanischen Garten Platz gemacht, ganze Stadttheile haben sich neu gebildet, kurz Zürich hat seit Schleifung seiner Festungswerke einen solchen Aufschwung genommen, daß es die schönste, blühendste und gewerbfleißigste Stadt der deutschen Schweiz genannt zu werden verdient. Gewerbfleiß und fortschreitender Wohlstand gehen gern Hand in Hand mit der Reformation, und so findest Du auch Zürich zum größten Theile von Reformirten bewohnt. Hier hielt Zwingli während 12 Jahren seine gewaltigen Predigten, und Du kannst noch in der Stadtbibliothek seine griechische Bibel, mit Randbemerkungen von seiner eigenen Hand, und im Zeughause die Streitaxt sehen, mit welcher kämpfend er in der Schlacht bei Cappel fiel. — Auch durch musterhafte Lehranstalten zeichnet sich Zürich aus. Aus ihnen gingen Männer wie Bodmer, Geßner, Lavater, Pestalozzi und viele Andere hervor, welche überall mit gebührender Achtung genannt werden. Dies geistige Leben, dessen Mittelpunkt eine blühende Hochschule, hat ihm den Namen Schweizer-Athen eingetragen. Auch das neue eidgenössische Polytechnicum, welches vorläufig an die Stelle der beabsichtigten eidgenössischen Universität getreten, wird in Zürich seinen Sitz haben, und wenn in besseren Zeiten die eidgenössische Universität selbst einmal eine Wahrheit werden wird, so wird Sparta-Bern, welches sich den Sitz der Bundesgewalten vorbehalten hat, wohl dem heiteren Zürich als geistigem Mittelpunkte der Schweiz den Vorrang lassen.

Ich hielt mich nur kurze Zeit in Zürich auf; aber den Uetli-Berg, welchen die Züricher auch den „kleinen Rigi“ nennen, wollte ich doch nicht versäumen. Er ist ein Vorberg der sich auf dem linken Seeufer hinziehenden Albis-Kette und erhebt sich 1523 Fuß über den See, 2792 Fuß über das Meer. Man befindet sich nicht so im Herzen der Alpenwelt wie auf dem wirklichen Rigi. Der Eindruck ist weniger anstürmend, weniger

überwältigend, aber grade deshalb dem Neuling besonders zu empfehlen. Die Entfernung vereinfacht den Ueberblick, der Genuß ist leichter, ruhiger, aber doch großartig. Im Osten schweift der Blick in großem Bogen von den Appenzeller Gebirgen über den Glärnisch, die Mythen, Klariden, den Tödi, die Windgelle, den Titlis und viele andere ehrwürdige Häupter von braunen und weißen Scheiteln bis zu den Schneeriesen des Berner Oberlandes; westlich beherrschest Du vom Bieler See bis über Aarau hinaus die Kette des Jura, über welche noch einzelne Gipfel der Vogesen und des Schwarzwaldes in weichen Umrissen herübergrüßen. Und unten zu Deinen Füßen breitet sich dann der krystallblaue Spiegel des See's mit seinen lachenden Ufern voll heiteren Grüns und fruchtbaren Gelbs, durch welches sich die zahllosen Ortschaften der Mutterstadt entgegendrängen, die mit ihren Kuppeln und Thürmen die lieben Kinder freundlichstolz überblickt. Nordwestlich strömt die Limmat, die Stadt in zwei Hälften theilend, lebendig aus dem See hervor und strebt in silberblauem Streifen dem Rheine entgegen. Dort unten bei Dietikon und den nördlich von Zürich gelegenen Höhen hat Massena im September 1799 gegen den russischen General Korsakoff einen glänzenden Sieg erfochten, den einzigen Erfolg, welchen die sonst überall unterlegene französische Republik dem aus Egypten zurückkehrenden Bonaparte aufzuweisen hatte. Der östreichische Kriegsrath, eifersüchtig auf die Lorbeeren Suwarow's in Italien, hatte beschlossen, daß derselbe sich nach der Schweiz begebe, um mit Korsakoff zusammenzuwirken, während der bisher mit Korsakoff vereinigt gewesene Erzherzog Karl an den Rhein beordert wurde. Da griff Massena, nach der Abreise des Erzherzogs Karl und vor der Ankunft Suwarow's, seinen Gegner Korsakoff an, und schlug ihn dermaßen, daß dem tapfern Suwarow, nach seiner berühmten Erzwingung des Gotthardpasses und nutzlosem Verluste von 8000 Mann, Nichts übrig blieb, als sich unverrichteter Dinge und fluchend über den Pragel nach Glarus und dem Rheinthale zu-

rückzuziehen. Die Spuren dieses denkwürdigen Marsches werden wir später wiederfinden.

Vor meiner Abreise von Zürich sollte ich noch einen Eindruck empfangen, dessen Einzelnheiten bis auf den heutigen Tag lebendig in meinem Gedächtnisse fortleben. Um jene Zeit hatte der schweizerische Bundesrath bereits die Ausweisung der militairischen und bürgerlichen Häupter des badischen Aufstandes verfügt, um den deutschen Regierungen einen Beweis seiner nachbarlichen Gesinnung zu geben. Gleichzeitig aber war, den drohenden Massen der an den Landesgränzen angesammelten Truppen gegenüber ein Aufgebot zu den Waffen durch die ganze Schweiz ergangen, um die alte Unabhängigkeit nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zu vertheidigen.

Eines sonnigen Morgens saß ich am Quai; ich ließ meinen Blick träumerisch ostwärts schweifen, über den krystallhellen See, an den freundlichen, gewerbreichen Ufern vorbei, bis zu den fernen Alpen, welche sich im reinsten Azur eines wolkenlosen Himmels sicher abzeichneten und aus denen die Senioren von sechs Kantonen brüderlich herüberwinkten. Da weckte mich plötzlich Trompetenklang aus meinen Träumen. Es war ein Militairaufgebot, welches, dem Rufe des Bundesraths Folge leistend, durch die Stadt marschirte, um sich mit den übrigen Eidgenossen zu vereinigen, — Fußvolk und Reiter, welchen grobes Geschütz mit rasselnder Wucht über das Pflaster nachrollte, voran die eidgenössische Fahne mit weißem Kreuz in rothem Felde. Ich weiß nicht, wie mir geschah, aber der warme Blutstrom schlug mir wie eine Flamme in's Gesicht. Ich kam aus dem Lande der stehenden Heere; ich hatte bessere Militairmusik gehört als diese; ich hatte größere, glänzendere, strammer einexercirte Truppenmassen gesehen als diese; aber solche Bewegung hatte ich noch bei keinem militairischen Schauspiele empfunden. Ich hatte selbst die militairische Laufbahn vom Gemeinen bis zum Landwehroffizier durchgemacht; ich hatte sie alle durchgekostet die kleinen Reize des Soldatenstandes, vom Schildwachstehn vor Häusern, drin schöne Mädchen wohnten, bis zu dem nachlässig

ſicheren Auftreten in Epaulett, Schärpe und Degen, die, nach dem ſouverainen Urtheile ſachverſtändiger Richterinnen, den Mann auch viel beſſer kleiden als die ſchwarze Robe mit weißem Bäffchen. Ja, wenn wir manchmal ſonnenverbrannt und ſtaubbedeckt von unſeren Herbſtmanoeuvren zurückkehrten, wenn rauſchende Muſik uns einholte und in die Stadt geleitete, wenn alle Fenſter aufflogen, wenn Alt und Jung, beſonders aber die lieben Mädels, freudig erröthet, auf uns herabſchauten, dann war mir manchmal, als wenn ſich etwas Beſſeres, Höheres in mir regte. Aber die Empfindung ſank bald wieder zurück. Die innere Spaltung war ſtets zu groß; zwiſchen meinem politiſchen Ideal oder auch nur meinen nüchternſten politiſchen Anſichten und dem Syſteme, dem ich diente, war ein zu großer Abſtand. Ich mußte mir ſagen, daß ich jeden Tag in die Lage kommen könnte, gegen mich ſelbſt zu fechten, und Selbſtironie fraß das Pathos der Vaterlandsvertheidigung alsbald wieder weg. — Das kleine Häufchen Schweizer in Waffen aber, das ich hier in Zürich ſah, diente politiſchen Grundſätzen, welche meiner Ueberzeugung entſprachen, und deshalb ergriff mich ihr Anblick tiefer als die glänzendſten militairiſchen Schauſpiele, die ich jemals geſehen. Ja! der Soldatenſtand iſt und bleibt ein ſchöner. Eine beſtimmte Ueberzeugung haben, iſt ſchön; dieſe Ueberzeugung frei und muthig ausſprechen, iſt noch ſchöner; aber für dieſe Ueberzeugung auch feſt eintreten mit ſeiner ganzen Männlichkeit, nicht bloß mit Geiſt und Wort, nein auch mit Hand, Herz, Leib und Leben, — das iſt die höchſte Empfindung, deren die Menſchenbruſt fähig iſt. Dies iſt der edlere Grund der unwiderſtehlichen Anziehungskraft, welche militairiſche Schauſpiele auf das Volk ausüben; daher das Zuſtrömen von Mann und Weib, von Jung und Alt, wenn die Trommel erſchallt! — Wende Dich nur ab, Du ernſter Mann, Du ſtrenger Freund der Freiheit! Schelte ſie nur »Unterdrücker« oder gar »verthierte Söldner«! Sieh! ich wechſele nur ihre Fahne; ſtatt *gegen* Deine Ideale laſſe ich ſie nur *für* dieſelben marſchiren, und — ſei aufrichtig! — ſofort fliegt der begeiſterte Pulsſchlag der

Sympathie auch durch Deine Adern, und die „verthierten Söldner“ werden zu Vertheidigern des Vaterlandes, zu Helden der Freiheit. Und so ist's auch ganz recht; was unserer Ueberzeugung zuwiderläuft, sollen wir abstoßen, was ihr entspricht, dem sollen wir uns zuwenden. Nur müssen wir, wollen wir gerecht sein, noch einen Schritt weiter thun. Die Rechtfertigung und Schönheit eines Menschen vor sich selbst hängt von seiner eigenen Ueberzeugung ab, und nicht von der unseren. Pectus facit jurisconsultum, sagen die Juristen. Das ist so wahr, daß es nicht nur auf den Juristen, sondern auf den Menschen überhaupt anzuwenden ist. Ja! das Herz macht den Mann. Das müssen wir im Royalisten anerkennen wie im Republicaner. Wird's uns auch sauer, wir können nicht anders. Dafür aber dürfen wir unsere Bedingungen um so strenger stellen. Seine Ueberzeugung sei eine aufrichtige, volle, ungetheilte; er liebe seinen König und was dieser ihm vertritt, in Wahrheit und aus Seelengrund; er liebe ihn mehr als seine Braut; er liebe ihn, wie wir die Freiheit lieben und unser politisches Ideal! — Liebt er ihn nicht so, dann erkennen wir ihn nicht als ebenbürtig an, so können wir ihn verurtheilen. Verurtheilen? — Wozu? — Dazu, daß er nicht mehr Freudigkeit und auch nicht mehr Kraft in seinen Beruf mitbringe, als aus einer gespaltenen und zweifelzerfressenen Seele zu entspringen vermag. Wollten wir ihn zu Weiterem verurtheilen, so kämen wir wegen der Vollstreckung in Verlegenheit. Unser Verdict vollstreckt sich von selbst.

Ich sehe Dich, o Elihu Burrit, mit dem Oelzweig winken, der für mich zur Strafruthe zu werden droht. Und doch bin ich ein aufrichtiges Mitglied der unsichtbaren Kirche des Friedens. Nur habe ich mein eignes Glaubensbekenntniß. Ich will Niemanden meine Ueberzeugungen aufzwingen. Das soll man nicht; man kann es auch nicht. Ich will dieselben nur auf geistigem Wege geltend machen und nach bestem Wissen und Vermögen in meine Zeit hineinzuringen suchen. Wenn aber eine Zeit so beschaffen wäre, daß die überwiegende Mehrheit von der

Wahrheit und beglückenden Kraft einer Lehre überzeugt wäre, soll dann diese überwiegende Mehrheit immer noch in den Gränzen rein geistigen Wirkens verharren, und die Beherrschung und Bedrückung durch die ihnen entgegenstehende Minderheit so lange erdulden, bis der letzte Esel oder Hallunke überzeugt ist? — So verstehe ich selbst das Christenthum nicht. Freilich hieß der Herr im Garten zu Gethsemane den hitzigen Petrus sein Schwerdt einstecken; was mocht's auch fruchten, wenn der Apostel dem Diener des Hohepriesters auch noch das andere Ohr abgehauen hätte? Die Christen waren damals nur noch ein kleines Häuflein und so starb ihr Führer als Märtyrer am Kreuze mit jener milden Ironie, welche nur die höchste seelische Ueberlegenheit zu verleihen vermag: „Herr! verzeih ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun". — Aber der Stifter der christlichen Religion konnte weder glauben noch wollen, daß dieses Schwerdt ewig in der Scheide stecken bleibe, daß die Christen die Herrschaft und Verfolgung ihrer Feinde so lange erdulden sollten, bis der letzte Heide sich bekehrt habe. War er doch auch „mit dem Schwerdte gekommen!" Wäre es nur nie anders als zum Schutze der reinen Religion des Friedens, nie anders als in ihrem Geiste gezogen worden, — dieses Schwerdt! Wir ständen dann jenem milden Reiche näher, das uns seit Jahrtausenden verheißen ist, in welchem der Kampf nur noch ein Kampf gegen die Natur sein wird, während die Menschen untereinander „verständnißinnig" verkehren werden, durch innere Bildung vom äußeren Gesetze befreit, wie die harte Schale der Frucht abfällt, wenn der innere Kern gereift ist.

Wollt Ihr aber wissen, wo man diesem Frieden am Nächsten ist, so schaut hierher nach der kleinen Schweiz. Unter ihrer Mehrheitsregierung und dem friedlichen Spiel der ihr entsprechenden Institutionen entgeht sie, unwesentliche Störungen abgerechnet, dem blutigen Wechsel gewaltsamer Revolutionen und Reactionen. In kurzen Fristen erfolgt die regelmäßige Erneuerung aller Gewalten durch das allgemeine Stimmrecht nach dem Willen der Mehrheit, ohne kostspielige Zerstörung von Menschen

durch Menschen, ohne Lähmung von Handel, Wandel, Wissenschaft und Kunst. Und für den Fall, daß, unter besonderen Umständen, die öffentliche Meinung sich rascher umwandelte, als innerhalb der regelmäßigen Erneuerungsfristen der Volksvertretung und öffentlichen Gewalten, sind in neuerer Zeit den meisten Constitutionen noch besondere Sicherheitsventile eingefügt worden, durch welche sich die veränderte öffentliche Meinung jederzeit friedlichen Ausgang verschaffen kann, ohne die Staatsmaschine gewaltsam auseinanderzusprengen. Wozu hier gewaltthätige Revolutionen? Alle paar Jahre hast Du die Möglichkeit, Deine Ueberzeugung friedlich zur Herrschaft zu bringen, wenn die öffentliche Meinung für Dich ist. Ja für den Fall, daß eine übergroße Mehrheit gegen die alte Gewalt auf Deiner Seite stünde, hast Du sogar, in den Bestimmungen über Verfassungsrevision und außergewöhnliche Erneuerung der Volksvertretung von Unten auf, ein friedliches Mittel, jederzeit nützliche Veränderungen in's Leben zu rufen.

Wie kommt es aber, daß nicht von Zeit zu Zeit ein Herrschsüchtiger sich eine bewaffnete Minderheit zusammenrafft, um damit den Willen der Mehrheit gewaltsam aus dem Felde zu schlagen, und sich, gestützt auf seine Bajonette, zum dauernden Herrscher aufzuwerfen? — Weil eine solche bewaffnete Minderheit es nicht mit einer unbewaffneten, sondern mit einer bewaffneten Mehrheit zu schaffen hätte. In der Schweiz ist Jedermann wehrhaft; deshalb gehört in ihr, ohne Mitwirkung äußerer Umstände, ein wirksamer Staatsstreich zu den Unmöglichkeiten. Wohl gibt's auch in der Schweiz Söldnernaturen, ebensogut wie anderwärts. Aber auf Schweizerboden ist kein Raum für deren Abentheuer. Söldner sind gezwungen, ihr sündiges Brod auswärts zu suchen, und grade dieser Umstand, den man der Schweiz so oft zum Vorwurfe macht, ist der beste und sicherste Beweis für die Vorzüglichkeit ihrer Institutionen. Die Basis von Allem, — Das merke Dir wohl! — ist also die allgemeine Wehrhaftigkeit. Diese ist eine bessere Garantie des Friedens als alle Oliven- und Palmwälder der Welt.

Wie mögen nur verſtändige Männer ſich eines ſchönen Tages zuſammenſetzen und allen Ernſtes ein Verbot gegen das Spielen der Kinder mit hölzernen und bleiernen Soldaten erlaſſen? — Als die phyſiſche Kraft und Wehrhaftigkeit aus Griechenland und Rom gewichen waren, da ſtanden dieſe Reiche, trotz aller gewonnenen Bildung, trotz aller geſammelten Reichthümer, am Vorabende ihres Falles. Und wir wollten unſere Jugend ſogar vor dem bloßen Anblick der Wehrhaftigkeit bewahren, wir wollten in ihr jede Regung zur Mannhaftigkeit und Kraft unterdrücken, damit ſie zur kläglichen Beute des erſten beſten Haufens werde, in welchem die humanen Beſtrebungen des europäiſchen Friedensvereines noch nicht zum Durchbruch gekommen wären? — Nein! machen wir's lieber wie die Schweizer, verbieten wir unſeren Kindern nicht nur nicht, mit Soldaten zu ſpielen, nein! ſtellen wir ſie ſelbſt in Reih' und Glied und lehren wir ſie von Kindesbeinen auf, ſich ihrer Haut männiglich zu erwehren. Die geſellſchaftliche Harmonie kann nur das Ergebniß des Gleichgewichts aller Kräfte, nicht aber der allgemeinen Schwäche mit willkürlichen Soldatenprocenten ſein.

Drittes Kapitel.

Bern. Das Vogt'ſche Haus. Die Berner Alpen. Sage von der Blümli's-Alp. — Raveaux und Itzſtein in Thierachern. Die Nachricht von Trützſchler's Erſchießung. Zur Characteriſtik Trützſchler's. Culturanarchie und Demokratie. Humoriſtiſche Grundrechte. Zur Characteriſtik Raveaux's.

Von Zürich fuhr ich per Eiſenbahn nach Baden im Kanton Aargau, und von dort, ohne Aufenthalt, durch den fruchtbaren Sommer nach Bern. Ich war ſehr geſpannt auf die Berner Hochalpen. Dort müſſen ſie ja wohl liegen, ſagte ich oben auf den Höhen vor Bern zu mir. Aber ich ſah Nichts vor mir als Wolken. Oder ſollte ich mich irren? Wären dieſe vermeint-

lichen Wolken etwa Schneeberge? Doch so hoch können sie wohl nicht sein. Da bildeten sich gegen Abend in den Wolken ein Paar Risse, durch welche zwei Berghäupter mit scharfen Scheiteln hervorbrachen. Sie waren doch so hoch und machten mir nun einen um so schwindelnderen Eindruck, als sie da oben ganz einsam schwammen, von den Bergleibern durch tiefer gelagerte Wolkenmassen vollständig getrennt.

Mein erster Gang in Bern war natürlich zur Familie Vogt. Dort erfuhr ich von meiner Parlamentsfreundinn Louise, daß ihr Bruder Carl mit Nauwerk, Raveaux, Itzstein und Anderen noch im Berner Oberlande sei. —

Welches Mitglied der großen Familie des Fortschritts, Flüchtling oder Vergnügungsreisender, Radicaler oder Liberaler, wenn nur von gutem Gewissen, ist in Bern gewesen, ohne das Vogt'sche Haus zu besuchen? Die niedrige Eingangsthür, rechts eine hölzerne Bank, die unscheinbare Front sind eben nicht vielverheißend; auch die Treppe ist noch hinlänglich dunkel und eng; aber um so heller und freier ist's oben, in Wohnung und Menschen. Auf der Rückseite des Hauses, hoch über der Aare, befindet sich ein hölzerner Balkon. Dort that sich mir zuerst die Berner Alpenwelt in ihrer ganzen Herrlichkeit auf. Zunächst unten die blaue Aare, gegen ein Wehr brausend, jenseits das hellgrüne „Schwellenmättli“ mit einer hübschen Baumgruppe; nach dem Mattengrün tieferes Waldgrün, doch nur erst von Buchen und Eichen; dann weiterhin aufwärts dunklerer Tannenwald; noch höher hinauf braunes Gebirge, und über dem Ganzen in ewigem Schnee die Alpen! — Ich habe später noch manche Berge gesehen, ich stand vor dem Monte Rosa, ich stand vor dem Montblanc, freilich vor jedem derselben nur ein einziges Mal und dazu bei mangelhaftem Wetter. Aber ich sah doch immerhin Einiges, und es war mir, als wenn, sähe ich selbst Alles, ich dem Berner Oberlande doch den Vorzug geben würde. Ich weiß nicht, ist's vorgefaßte Neigung, die ja blind macht, oder reicht mein Fassungsvermögen nicht aus, — gewiß ist, daß ich einen so einheitlichen, harmonischen und doch auch wieder im

Einzelnen ſo characteriſtiſchen Eindruck, wie von den Berner Alpen, nicht wieder empfangen habe. Sie vereinen ſich zu einem geſchloſſenen Ganzen von erhabener Schönheit, und doch bewahrt auch wieder jeder einzelne Berg ſeine Eigenthümlichkeit von beſonderem Reize. Jeder trägt ſein Theil zum gewaltigen Eindruck des Ganzen mit bei, aber keiner geht darin unter. Es iſt nicht bloß ein Gewimmel verſchiedener Spitzen, nein! faſt jeder Einzelne reißt ſich individuell ab, vom Scheitel bis tief herab zur Sohle. Weckt nicht ſchon jeder einzelne Name, „Jungfrau“, „Mönch“, „Schreckhorn“, „Finſteraarhorn“, „Blümli'salp“ durch Wortſinn und Sylbenklang eine beſondere Vorſtellung? Und doch ſtehen ſie gegenſeitig in innigſter Beziehung. In der Mitte thront als Königinn von Allen, ſtrahlend vom Lichte der Schönheit, die hohe Jungfrau, in den reinſten Schneegewändern und Gletſcherbändern, die von den edelſten Formen geſchwellt ſind; ihr zur Seite rechts ſteht der Mönch, nicht ohne Leben und Reichthum, aber zur Entſagung gezwungen nicht bloß durch Gelübde, ſondern auch durch das Schreckhorn und Finſteraarhorn, welche unabläſſig finſterdrohend herüberſchauen. Das Finſteraarhorn hat aber nicht bloß ſeine finſtere Seite; wie ſchon aus dem bloßen Worte ein heller Ton hervorklingt, ſo hat es wirklich auch eine helle Fläche, welche der Jungfrau zugekehrt iſt. Dieſe iſt vom reinſten Schnee bedeckt, ganz fleckenlos; ſie glüht am tiefſten und längſten, wann der Abend naht und die Sonne hinter den Jura hinabſinkt. — Das Finſteraarhorn, der höchſte Berg der ganzen Gruppe, erhebt ſich noch um 410 Fuß über die Jungfrau, bis zur Höhe von 13,280 Fuß über dem Meere. — Auf der anderen Seite der Jungfrau ſteht die Blümli's-Alp! — Ja, auf deren breitem ſchwellendem Rücken wäre wohl Platz für Blümli genug, wenn nur nicht Alles verſchneit und vergletſchert wäre. Wie Das gekommen, Das will ich Euch erzählen. Dort alſo, wo die Blümli's-Alp ihre ſchneeigen Scheitel erhebt, grünte vor Zeiten eine ſaftige, würzige Alp, wie weit und breit keine zu finden war. Darauf hauſte ein Senne, der ſich durch den Ueberfluß zu Verſchwendung und ſchnöder Unthat verleiten ließ.

Seiner Lieblingskuh kaufte er ein rothes Halsband mit silberner Glocke und nährte sie mit den seltensten Kräutern; seiner Geliebten schenkte er die kostbarsten Kleider von Sammt und Seide und baute ihr Treppen von eitel Butter und Käse. Seine alte Mutter aber, die ihn warnte und auf den Weg der Sparsamkeit und Tugend zurückzuführen suchte, stieß er schnöde aus dem Hause. So lebte er in Saus und Braus, bis das Maaß der Sünde voll war. Da erschien eines Tages unter Blitz und Donner der Berggeist, packte ihn im Genick und stürzte ihn in den schwindelnden Abgrund. Gleichzeitig verwandelte er, zu ewiger Warnung vor solchem Mißbrauch der edeln Gottesgaben, die fruchtbare Alp in öden Fels, und dort, wo sonst die saftigsten Gräser und würzigsten Blumen sproßten, ist jetzt Alles verschneit und vergletschert. Der Schauplatz dieser Ereignisse heißt aber, in Rücksicht auf seinen früheren Zustand, noch heute die „Blümli's-Alp". — Ich darf dem Leser nicht verschweigen, daß die Sage in dem Reisehandbuch von Escher (Seite 161) an einen anderen Ort, in das jetzt „Aareboden" genannte Thal zwischen dem Grimselhospiz und dem Unteraargletscher verlegt wird. Vergleiche auch das Reisehandbuch von Baedeker Seite 125. — Aber von dieser anderen Blümli's-Alp erfährt der Reisende kaum Etwas, und mir erzählte man die Sage von der allbekannten Blümli's-Alp in der Berner Alpenkette. Alles das sieht und erfährt man auf dem Vogt'schen Balkone. Stockreactionairen und Liberalen von schlechtem Gewissen zum Troste sei übrigens bemerkt, daß die Aussicht ohngefähr dieselbe ist wie die von der, aller Welt zugänglichen Münsterterrasse. Wir aber, die wir unseren Kaffe bei Vogt's nehmen, haben, außer der freundlichen Umgebung durch die lebendige Familie, noch außerdem den Vortheil, dort Alles anzutreffen, was sich von Virtuosen, Künstlern, Gelehrten oder sonst irgend bemerkenswerthen Menschen in Bern grade aufhält. Medicin, Jurisprudenz, Naturwissenschaften, Malerei, Musik, Alles ist im Hause vertreten, und so hat die Familie viele Berührungspunkte. Den älteren Bruder Carl's, den Fürsprech Emil, hat man,

seines ausgezeichneten Klavierspieles wegen, Vierschock getauft, um anzudeuten, daß er Dreischock übertreffe. Hast Du auf Deinen Bergreisen den Faden der Weltereignisse verloren, so kannst Du ihn hier gleich wieder anknüpfen. Ueber Kunst, Wissenschaft, Politik, über die Schweiz wie über das Ausland hörst Du hier stets ein freies, verständiges Urtheil. Wenn wir Flüchtlinge manchmal etwas Ueberspannung hineinbrachten, dann führte uns Papa Vogt mit Ruhe und Wohlwollen auf die Natur der Sache zurück, die ihre eignen oft langen und langweiligen Wege wandle und nicht die kurzen Wege unserer Ungeduld. — Ich werde hier nicht erzählen, daß Frau Vogt eine geborne Follen ist, welche noch heute für den Ruf ihrer Schönheit gültiges Zeugniß ablegt; ebensowenig, daß Vater Vogt ebenso geschätzt ist am Krankenbette wie auf dem Katheder. Das ist bekannt. Aber ein Paar spezielle Fingerzeige kann ich dem Besucher des Vogt'schen Hauses noch geben, die ihm von practischem Nutzen werden können. Ladet man Dich zu Tische ein, so versäume nicht, die Einladung anzunehmen. Du setzest Dich an einen großen, runden, ganz eigenthümlichen Tisch. Die Speisen und Weine werden ein für alle Male darauf gesetzt, und gelangen, ohne alles Hinüber- und Herüberreichen, ja ohne auch nur ihren einmal eingenommenen Standort zu wechseln, der Reihe nach unmittelbar vor Dich hin, so daß Du Dich nach Herzenslust bedienen kannst. Mit Tischrücken und Tischklopfen hat dieser Tisch gar Nichts zu schaffen; er braucht zu seinen natürlichen Wundern nicht erst durch Händeauflegen befähigt zu werden. Die runde Tischplatte ist nämlich auf den sie im Centrum tragenden Fuß so eingelassen, daß sie sich auf einen leisen Ruck horizontal im Kreise herumbewegt. Um diese bewegliche Mittelplatte ist ringsum ein unbeweglicher Rand angebracht, welcher grade breit genug ist, um die Couverts drauf zu legen. — Wieder ein Sieg über die träge Natur. Statt Dich um der Speisen wegen in Bewegung zu versetzen, müssen sie sich für Dich bewegen. „Noch ein Stückchen Braten gefällig?“ fragt die freundliche Frau Wirthin, gibt der Tischplatte einen leisen Ruck, und sofort steht der

Braten braunlächelnd vor Dir. Das schließt nicht aus, daß Du auch selbst die Initiative ergreifest, was ich Dir besonders einem gewissen Schinken gegenüber anrathe, welchen Vater Vogt mit solcher Geschicklichkeit selbst zubereitet, daß er dem besten westphälischen Schinken in Nichts nachsteht, ein Umstand, der in Bern nicht ohne Erheblichkeit ist, da man die Schinken zum Rohgenusse dort nicht recht zuzubereiten weiß. — Auch wenn man Dir nach Tisch eine Cigarre anbietet, so schlage sie ja nicht aus, selbst wenn Du sehr gute bei Dir führtest. Sie könnte direct von den Antillen herstammen, wo eine ältere Tochter des Hauses an einen reichen Plantagenbesitzer verheirathet ist. Von daher kommen manchmal Kistchen köstlichsten Inhaltes, aus welchen Dir alle Wohlgerüche des Orients entgegenduften. Ich war so glücklich, eine solche Cigarre aus der eigenen Hand dieser Tochter zu erhalten, welche damals in Europa auf Besuch war, und konnte mich bei dieser Gelegenheit überzeugen, daß der hohe Ruf ihrer Schönheit die Wirklichkeit nicht im Mindesten überbietet. — Es gibt eine Freundschaft, die warm auf Dir lastet wie schwüle Mittagshitze; von dieser Art ist die Vogt'sche Freundschaft nicht, vielmehr geht stets ein ironischer Zephyr durch's Haus. Du kommst nicht zum Einschlummern, z. B. auf Deinen Lorbeern, sondern wirst stets hübsch wach erhalten. Ja, von Carl hat man sogar gesagt, sein schlechtester Witz sei ihm lieber als sein bester Freund. Sofern das weiter Nichts heißen soll, als daß er die Spitzküglein, die ihm in der Zunge prickeln, auch gerne losbrennt, mag es dahin gestellt bleiben. Sofern ihm aber dadurch die Fähigkeit zu werkthätiger Freundschaft abgesprochen werden sollte, ist es grundfalsch. Ich kenne Keinen unter uns Allen, der mehr geholfen hätte, wo es Noth that, mit Rath und That; mit erfinderischem, nützlichem Rathe, welcher Manchem wieder auf den Weg zu eignem Erwerbe verhalf, aber auch mit der That, aus eigner nicht zu voller Tasche; denn er lebt nicht von seinen Renten, sondern von seiner täglichen Arbeit. — Vater Vogt saß, trotz seiner stark besetzten Zeit, im Flüchtlings-Unterstützungscomité; die Familie war mit mehreren

Mitgliedern der damaligen Berner Regierung nah befreundet; so wurde das Haus ein wahres Asyl für die gesammte Flüchtlingsschaft. Die Einen fanden dort Anregung und Unterhaltung, die Anderen Rath, Hülfe und Trost. Gab ja doch das würdige Ehepaar das Beste, was es zu vergeben hatte, seine Tochter Louise, zuletzt einem Flüchtling. Hans Kudlich — nicht unser Parlaments-Kudlich, sondern dessen jüngerer Bruder, jüngstes Mitglied des Wiener Reichstages, an dessen Name sich die bedeutendste östreichische Reform anknüpft, welche die Reaction überlebt hat, die bäuerliche Grundentlastung, — Hans Kudlich hatte, ziemlich entblößt, Aufnahme im Vogt'schen Hause gefunden und verliebte sich in die Tochter Louise. Aber was hatte er, was war er? Er hatte noch nicht einmal seine juristischen Studien beendet, und hätte er sie beendet gehabt, was hätte es ihm gefruchtet? Die Rechtswissenschaft ist an die Scholle gebunden. Er beschloß daher, sich einer kosmopolitischen Wissenschaft zuzuwenden, sattelte um, studirte Medicin an der Hochschule zu Bern und Zürich, und erwarb sich in kurzer Zeit alle medicinischen Grade. Darauf bat er um die von anderer Seite nicht unbestrittene Hand Louisen's, welche ihm bewilligt wurde. Aber siehe da, es fehlten ihm alle Papiere, ohne welche auch in der Schweiz jede Trauung unmöglich ist, die bloß bürgerliche sogut wie die kirchliche. So wäre er also durch seine revolutionairen Sünden nicht bloß zum Exil, sondern mittelbar auch zum Cölibate verdammt? — Da lud sich der Vater Vogt eine Anzahl ehrenwerther Freunde ein, nahm die Brautleute bei der Hand, legte die beiden Hände ineinander und sagte: „Da habt Ihr Euch und obendrein meinen väterlichen Segen!“ — Nicht wahr, das ist eine schöne Anarchie? Nur stille! Wir kennen Eure Ordnung. Die Beiden werden in America leicht nachnehmen, was ihnen an äußeren Formen fehlt. Wer heilt aber Eure inneren Schäden? —

Unterdessen wimmelte es in Bern von Flüchtlingen in Uniformen, Blousen und allen möglichen Costümen. Die Berner hatten auf eine erste Aufforderung eine Summe von etwa 6000

Schweizerfranken zusammengebracht; die Regierung hatte mit der Einkasernirung der Massen begonnen, aber es herrschte noch vielfache Noth, worüber ich sofort nach Deutschland schrieb. Auch Anderes bekam man zu sehen und zu hören, was grade nicht zu Erweckung von Sympathieen geeignet war: Leute, die noch hier ihre Wichtigkeit zu behaupten suchten, Generale, stets von mehreren Adjutanten gefolgt, Gelbschnäbel, welche mehrere Regimenter zugleich commandirt haben wollten, prahlerisches Geräusch und Zank an öffentlichen Orten, worüber die nüchternen, reellen Schweizer allmählig die Köpfe zu schütteln begannen.

Von meinen näheren Freunden fand ich noch keinen einzigen in Bern; die meisten waren noch im Berner Oberlande. Ich hatte noch nicht gelernt, die Einsamkeit zu ertragen, und wenn ich des Abends so auf der Münsterterrasse saß und meinen Blick nach den Alpen hinschweifen ließ, welche im Abendgolde glühten, dann bekam ich Sehnsucht nach den Freunden. Drum auf und in's Oberland!

Vorerst begab ich mich nach „Thierachern", einem kleinen Orte auf dem linken Ufer der Aare, ein Stündchen westwärts von Thun. Dort, auf dem Gute des schweizerischen Nationalrathes Carlen, wohnten damals Itzstein und Raveaux, „zwischen Thun und Nichtsthun", wie Letzterer scherzend zu sagen pflegte. Es war ein stiller, schöner Aufenthalt, inmitten grüner Wiesen, welche von mehreren Bächen durchmurmelt und meist von Aepfelbäumen beschattet wurden, deren Früchte schon rothe Backen bekamen. Ganz nahebei begann Wald und südlich vor uns zeigten sich in kurzer Entfernung die beiden äußersten Vorposten der Hochalpen, das kegelförmige Stockhorn, das je nach Deinem Standpunkte die verschiedensten Gestalten annimmt, bald eines harmlos sich abdachenden, bald eines schroff abstürzenden, bald sogar eines toll überhängenden Berges, — und, ihm gegenüber, auf dem andern Ufer der Simmen, die unwandelbare, charaktervolle Pyramide des Niesen, welcher rings als Wetterprophet verehrt wird, gleich dem Pilatus am Vierwaldstätterse. Auf den breiten Flächen dieses soliden Bergleibes

ging des Abends der den Sonnenuntergang begleitende Farbenwechsel aus dem Roth in's Rostbraun und aus diesem letzteren in's duftige Abendblau mit einer Bestimmtheit und Kraft vor sich, daß man sich nicht satt daran sehen konnte. Noch war das Blau nicht verschwunden, da gingen, zwischen Stockhorn und Niesen einerseits und dem Brienzer Grat andrerseits, die Jungfrau, der Mönch, der Eiger und andere Schneegipfel in hellem Orangegold auf. — Zwischen Stockhorn und Niesen hervor strömt die Simmen, vereinigt sich mit der aus einem anderen Thale hervorströmenden Kander und fällt dann mit dieser in den Thuner See. Früher wurde die Kander durch den zwischen ihr und dem Thuner See sich aufrichtenden Strättlinger Hügel gezwungen, ihren Lauf am See vorbei in nordwestlicher Richtung fortzusetzen, so daß sie unterhalb Thun in die Aare fiel. Durch die Masse von Steingeschieben und Schlamm, welche sie mit sich führte, hatte sie aber nach und nach eine große Strecke fruchtbaren Landes in Sumpf verwandelt. Da ließ die Berner Regierung den Strättlinger Hügel durchstechen und den Fluß durch einen 3000 Fuß langen, 272 Fuß breiten Kanal in den See ableiten. Dies erfuhr ich von Naveaux auf einem unsrer Spaziergänge, da ich plötzlich mit dem Ausrufe stehen blieb: „Ei! sollte man nicht sagen, da sei früher ein Fluß geflossen!“ — „„Da floß auch früher ein Fluß; das ist das alte Kanderbett!““ entgegnete er, setzte mir den Sachverhalt auseinander und schloß mit den Worten: „Sieh! die Schweiz ist ein kleines Land von kaum 2½ Millionen Einwohnern; sie hat weder Gold- noch Silberbergwerke und wenig fruchtbare Ebene; und doch unterbleibt in ihr nicht leicht Etwas, was vom öffentlichen Wohle erheischt wird.“ — Soweit als eines Tages Papa Itzstein meinte, haben es aber die Schweizer doch noch nicht gebracht. Eines Morgens fuhren wir nämlich längs der Stockhornkette hin, welche von der Höhe in die Tiefe vielfach durch pfad- und wegähnliche Rinnen durchfurcht ist, die sich durch die abstürzenden Bergwasser gebildet haben. Im Hinblick darauf meinte Itzstein, es sei doch erstaunlich, was in der Schweiz nicht Alles für den Straßen-

bau geschehe, worauf Raveaux lächelnd erwiederte: „Ja, das sind von den Straßen, wo die Gems vor die Kutsch gespannt wird!“ Itzstein's Augen begannen schon, ihm den Dienst zu versagen; mit Sinn und Herz war der würdige Greis aber noch vollständig bei uns, und in seinen politischen Grundsätzen unentwegt der Alte. Er hatte dem Pfau, einer Taube und den Enten des Nationalrathes Carlen seine besondere Zuneigung geschenkt, fütterte sie mit Brod, sammelte verlorne Aehren, pflegte Bäume und Blumen und reinigte die Wege nach gefallenem Regen. Aus Allem sah man, wie der 75jährige Landwirth die gewohnten Beschäftigungen auf seinem Gute Hallgarten schmerzlich entbehrte. Raveaux und ich lebten wirklich zwischen „Thun und Nichtsthun“. Eigentlich hatten wir Nichts zu thun; aber der bewegliche Raveaux kam nie zur Ruhe. Bald mußte ich mich zu ihm setzen, und Notizen über die jüngste Vergangenheit feststellen; bald arbeiteten wir an der Frage, wie in die täglich dringender hervortretende Unterstützungsangelegenheit Ordnung und Leben zu bringen sei. Auch von einer Parlamentsgeschichte war die Rede. Wir sahen aber ein, daß es dazu noch zu frühe sei. Vor der Hand schien uns die Abfassung wahrheitsgetreuer Memoiren das Richtige; aus ihnen und den ihnen entgegenstehenden offiziellen Berichten der Sieger möge dann später ein unpartheiisches geschichtliches Urtheil geschöpft werden. Jetzt und in uns war zu einem solchen Urtheile Alles noch zu wund und bitter. Fiel doch in unsere Wunden noch täglich neue Bitterniß hinein. Eines Morgens, als wir bei'm Kaffe saßen, brachte man das Thunerblättchen; Raveaux nahm es und las mir die politischen Neuigkeiten daraus vor. Plötzlich fiel ihm das Blatt aus der Hand. Wilhelm August v. Trützschler war am 24. August in Mannheim erschossen worden. — Das hatten wir nicht erwartet. Zwar konnten wir nicht mehr fragen, nach welchem Rechtscodex Badenser, Sachsen, Schweizer und alle möglichen anderen Nichtpreußen, wegen auf nichtpreußischem Boden vollführter Thaten, auf demselben nichtpreußischen Boden, auf einmal von preußischen Richtern, in preußi-

schem Verfahren, nach preußischen Strafgesetzen zu den höchsten Leibes- und Lebensstrafen verurtheilt würden; auf einem Boden, auf welchem die deutschen Grundrechte nicht bloß als Reichsgesetz, sondern vermöge besonderer Landespublication auch als Landesgesetz galten; die deutschen Grundrechte, durch welche die Todesstrafe, wenige Fälle ausgenommen, völlig abgeschafft worden war; auf einem Boden, auf welchem keinenfalls auch nur ein Jota der bestehenden Landesgesetzgebung ohne die Dazwischenkunft der geordneten gesetzgebenden Gewalt beseitigt werden konnte. Aber, wie gesagt, darnach konnten wir damals nicht mehr fragen; alle juristischen Bedenken waren unter dem Schalle der Kriegstrommel verstummt. War doch Trützschler nicht der Erste, der in dieser Weise abgeurtheilt wurde! Wohl aber mußte es uns überraschen, Trützschler, den bloßen Civilcommissair Mannheim's, zum Tode verurtheilt zu sehen, nachdem kurz vorher Stoeck, der Militaircommandant Mannheim's, welcher Ludwigshafen in Brand geschossen hatte, bloß zu zehnjähriger Freiheitsstrafe war verurtheilt worden. In den beiden Sitzungen des Kriegsgerichtes konnten unmöglich dieselben Personen als Richter gesessen haben, und Stoeck hat mir, nach seiner glücklichen Flucht, später in Bern gesagt, nach dem Urtheile gegen ihn und vor der Aburtheilung Trützschler's seien die niederen Chargen (Gemeine und Unteroffiziere), welche seine Rettung von der Todesstrafe bewirkt hätten, aus dem Kriegsgerichte hinaus und andere dafür hinein commandirt worden. Das Todesurtheil gegen Trützschler mußte umsomehr überraschen, als derselbe blos in die bereits ausgebrochene badische Bewegung hineingekommen war. Dagegen hatte man allerdings dessen Unterschrift auf dem Manifeste der provisorischen Regierung Badens, welches dem Angriffe auf Hessen vorangegangen war. Aber ich weiß von wohlunterrichteten Personen, daß Trützschler's Name ohne dessen Vorwissen auf dies Manifest gekommen. — „Ich hab' mir's wohl gedacht!“ sagte Raveaux nach langem Schweigen, — „Blum genügte nicht; als Sühnopfer auf den Gräbern von Lichnowsky und Auerswald mußte noch ein

Zweiter von uns fallen!“ — Laßt mich schweigen von dem Unterschiede zwischen den beiderseitigen Todesarten. Was Andere grade das Rechte nennen, daß Blum und Trützschler durch das Princip der Ordnung, der kalten ruhigen Ordnung, nach völlig errungenem Siege, umgekommen, erscheint mir als ein Erschwerungsgrund; was Andere nicht genug verdammen können, den Geist der Anarchie, der heißen wilden Anarchie, welchem General von Auerswald und Fürst Lichnowsky, inmitten des Kampfes, zum Opfer gefallen, erscheint mir als ein mildernder Umstand. Doch lassen wir Das. Aber Das darf ich wohl sagen: Man hätte aus unseren Reihen greifen können, wen man gewollt hätte; ein vollwichtigeres Opfer für die Manen der beiden Mitglieder der Rechten hätte man nicht finden können. Alles was ich bisher zur Characteristik Trützschler's in unserer Parlaments- und Revolutions-Litteratur gelesen, ist so falsch, einseitig oder unvollständig, daß ich es für angemessen erachte, hier ein Paar Striche zur Herstellung seines wahren Bildes hinzuwerfen. Wir Beide waren innig befreundet und täglich zusammen, nicht bloß im Parlamente und im Clubb, sondern auch im Privatleben, und ich glaube tief genug in seine Seele geschaut zu haben, um mir ein Urtheil über ihn zu erlauben. Es soll unparteiisch ausfallen.

Trützschler's Freiheitsliebe war keine kurzathmige; er war eigentlich ein Gegner aller und jeder Regierung, sein politisches Ideal war die Anarchie. Es waren Unser drei Mitglieder der äußersten Linken, die wir uns vorzugsweise in dieser Anschauung begegneten und stets mit Interesse bewegten, Trützschler, X. von X. und ich. Wir knüpften an jene Verheißung an, die schon durch achtzehn Jahrhunderte zu uns herauf klingt: „Ich will Euch vom Gesetz befrei'n!“ — Es versteht sich von selbst, daß man vom äußern Gesetze nur durch das innere, von der gewaltsamen Beschränkung durch äußere Gewalt nur vermöge freiwilliger Selbstbeschränkung aus innerer Bildung befreit werden kann. „Das Gesetz ist nicht für den Gerechten gegeben.“ Für den Ungerechten ist es gegeben. Wer sich nicht

ſelbſt zu beſchränken weiß, der wird früher oder ſpäter mit dem Kopfe äußerlich anrennen, ſei es polizeigerichtlich an den Mauern eines Kantonalgefängniſſes, ſei es weltgerichtlich an den Felſen von St. Helena. Das iſt Naturgeſetz in der großen wie in der kleinen Welt. In dem Maße dagegen, in welchem man ſich ſelbſt beſchränken gelernt hat, in demſelben Maße wird Einem die äußere Beſchränkung erſpart werden, und Das gilt nicht nur von dem Einzelnen, ſondern auch von den Völkern. „Mit der Erziehung der Völker — ſagt Leſſing — verhält es ſich wie mit der der Einzelnen. Jeder in dieſer Erziehung erlangte Fortſchritt führt die Unterdrückung eines Erziehungsorganes mit ſich und löſt ſich für den Zögling in Zuwachs an Unabhängigkeit und Wegfall von Zucht auf.“ — Man ſieht, unſere Anſchauung war nicht neu; dagegen erfanden wir dafür eine uns eigenthümliche Bezeichnung, die ich für treffend halte. Zum Unterſchiede von der rohen Anarchie nannten wir den von uns erſtrebten Zuſtand der Regierungsloſigkeit, in welchem innere Bildung den äußeren Zwang erſetzen ſoll: Culturanarchie. — Das nennen Viele eine Chimäre, nicht wahr? Und doch, zur Ehre der Menſchheit ſei es geſagt, gibt's nicht allerorten eine mehr oder minder große Anzahl von Menſchen, welche auch ohne Geſetze über Mißhandlung und Diebſtahl ſich weder ſchlagen noch beſtehlen, welche auch ohne die Furcht vor gerichtlichem Zwang ihre einmal gegebenen Verſprechen treulich erfüllen würden? Warum ſollte man denn nicht hoffen dürfen, daß der Kreis ſolcher Menſchen ſich immer mehr erweitere? — Begreift Ihr doch ſo leicht den Himmel mit ſeinem ungeſtörten Frieden, ſeiner völligen Harmonie! Nun, mir wird es leichter, eine fortſchreitende Annäherung an dieſen Zuſtand des Friedens und der Harmonie hier auf Erden, als eine Fortdauer meiner Seele nach dem Tode meines Körpers, als die Exiſtenz einer Kraft ohne Materie zu begreifen. Ich fürchte, Viele behandeln unſer Anſtreben einer Culturanarchie nur deshalb als chimäriſch, weil die Nothwendigkeit, Wichtigkeit und Einträglichkeit ihres einmal erwählten Lebensberufes auf deren directes Gegentheil gegründet iſt. In

der That, wie die rohe Anarchie als Wiege, so erscheint die Culturanarchie als das Grab aller Büreaukratie. Ist der büreaukratische Beruf doch schon in den bloßen Demokratieen auf ein solches Mindermaß der Bedeutung und Einträglichkeit zurückgeführt, daß eine lebenslängliche Versorgung dadurch nicht mehr gesichert erscheint. — O! diese Chimäre ist von augenscheinlichem practischem Werthe. Glaubst Du nicht an die unendliche Entwicklungsfähigkeit des Menschen zum Guten, glaubst Du an das unwandelbare Vorwalten des bösen Princips, so wirst Du möglichst Viel auf die bewaffnete Macht zur gewaltsamen Unterdrückung dieses Letzteren verwenden und möglichst Wenig auf den öffentlichen Unterricht zur freien Entwicklung des Ersteren. Du wirst wohl auch den öffentlichen Unterricht nicht ganz vernachlässigen. Aber was Du auf die bewaffnete Macht verwendest, kannst Du nicht auf den öffentlichen Unterricht verwenden und umgekehrt. Ich dächte, das wäre ein überaus practischer Unterschied. Lautsprechende Zeugen die Büdjets aller Staaten Europa's! — Als Pessimist wirst Du ferner die Freiheit des Volkes durch Vermehrung vorsorglicher Gesetze stets mehr einzuschränken suchen. Denn kann auch die Sonne der Freiheit manches gute Korn reifen, so wird doch, bei dem vorausgesetzten Vorwalten des bösen Princips, des giftigen Unkrauts immer mehr sein. Folge davon: Einschränkung der Presse und des Vereinsrechtes, polizeiliche Ueberwachung, Hemmung des freien Verkehrs, Handels und Wandels, üppiges Gedeihen dickleibiger Gesetzbücher, fortschreitende Schwindsucht der Freiheit. Endlich wirst Du, vermöge Deiner trüben Anschauung, der Selbstregierung und Selbstverwaltung des Volkes in Gemeinde, Provinz, Staat und Nation möglichst entgegenwirken und das Steuerruder in möglichst wenige oder in eine Hand zu bringen trachten. Wir Culturanarchisten dagegen erstreben von Alledem das directe Gegentheil. Möglichst wenig Ausgaben für die bewaffnete Macht, reichliche Vorsorge für den öffentlichen Unterricht, möglichst wenig Gesetze, möglichst viel Freiheit, und vor Allem, — denn das ist

das Mittel zum Ziele! — möglichste Selbstübung der Kräfte und möglichst wenig Vormundschaft. Der theoretische Unterricht allein thut's nicht, die wirksamste Schule ist die Schule des Lebens mit ihrem Sporne, der in's innerste Mark dringt, mit ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, mit ihren Freuden und Leiden, mit dem ganzen Reichthume selbsteigner Erfahrungen, aus denen allein die wahre Lebensweisheit strömt. Hieraus ergibt sich, daß wir durch unser culturanarchisches Ideal nicht in jenen heillosen Gegensatz zur Demokratie gerathen, welchem der geistreiche Proudhon in den letzten Jahren verfallen ist. Wie wir die Aufhebung des Krieges nur auf der Höhe der Wehrhaftigkeit Aller finden, so erscheint uns die völlige Auflösung des Gouvernementalismus nur möglich durch die Selbstherrschaft Aller. Die Selbstübung der Einsichten und Kräfte ist die Hauptsache; führt sie selbst manchmal zu augenblicklichem Unheile, so werden doch die Irrthümer dadurch gründlich ausgelebt und am Ende bleibt ein Ueberschuß von Erfahrung und Lebensweisheit. Demokratie und Mehrheitsregierung sind uns keine feindlichen Hindernisse, sondern der nothwendige Weg, durch welchen wir unserem Ideale zustreben.

„Bietet denn die Zahl Eurem Verstande etwas Vernünftigeres, Rechtsgültigeres, Moralischeres dar als die Gewalt?“ fragt Proudhon in seiner „Idée générale de la révolution au XIXme siècle.“ Nein! nicht unbedingt. Der Wille der Mehrheit kann mir ebensogut etwas Unangenehmes, ja ich will selbst zugeben, etwas Unvernünftiges oder gar Unmoralisches auferlegen wie die willkürliche Gewalt eines Einzelnen oder Mehrerer, obgleich gesunde Vernunft und Geschichte dafür sprechen, daß diese Fälle unter der ersten Voraussetzung seltner sein werden, als unter der zweiten. Aber so lange die rohe Gewalt nun einmal aus der Menschheit nicht ganz hinauszubringen ist, scheint es mir zweckmäßiger, ein für alle Mal das natürliche Uebergewicht der Gewalt der Mehrheit anzuerkennen, als dem steten Spiele der künstlichen Gewalt energischer Minderheiten

zu verfallen. Sicherlich, auch der Druck einer Mehrheit auf eine Minderheit ist nichts Erbauliches, besonders wenn diese letztere, wie Das so oft der Fall ist, den Fortschritt, die wahren Interessen der Zukunft vertritt. Aber das Wesen der Demokratieen besteht ja grade darin, daß diesen Minderheiten alle friedlichen Mittel, diesen Druck von sich abzuwälzen, freie Presse, Vereinsrecht, öffentliche Debatte vor allem Volke, unverwehrt sind. Freilich muß die Minderheit erst die Mehrheit des Volkes für sich gewonnen haben, um die alten Gewalten zum Weichen zu bringen. Aber diese Bedingung führt ja zu reinem Gewinne für die Civilisation. Um sich in einer Demokratie geltend zu machen, muß man seine Bildung und Einsicht in die Massen möglichst hineinringen, während anderwärts das Mittel, sein Glück zu machen, leider oft darin besteht, die Massen von der höheren Bildung, den zu machenden Erfahrungen und den zu gewinnenden Einsichten gewaltsam auszuschließen. Die Demokratie führt wesentlich zu Bereicherung, ihr Gegensatz wesentlich zu Verarmung des Volkes an allgemeiner Bildung. — Auch wir wollen den Factor der Gewalt, selbst der Gewalt der Mehrheit, aus der Gesellschaft gänzlich hinausdrängen. Das können wir aber nur durch allgemeine Verbreitung des richtigen Verständnisses der eignen Interessen, des Gefühls für das Recht des Nächsten und der Fähigkeit zu gegenseitiger friedlicher Verständigung. Wie kann aber diese Verbreitung wirksamer befördert werden, als durch das friedliche Spiel demokratischer Institutionen, durch diesen unausgesetzten geistigen Kampf zwischen Mehrheit und Minderheit, in welchem die besten Kräfte täglich ihre Bildung in die Massen hineinzuringen streben? Ich weiß keinen besseren, keinen sicheren, ja keinen anderen Weg zur Culturanarchie als diesen.

Ich bin durch Obiges von meinem eigentlichen Zwecke, einen Beitrag zur Characteristik Trützschler's zu liefern, keineswegs abgekommen. Die entwickelten Ideeen waren wesentlich auch die meines todten Freundes. Sein Zukunftsideal war die Anarchie, sein politisches Programm der Gegen-

wart die reine Demokratie. Er war gegen alle und jede Theilung der Gewalten, auch gegen das Präsidialsystem in americanischem Style, welches er eine monarchische Reminiscenz nannte. Er wollte nur eine Gewalt, die des Volkes, ausgeübt in Urversammlungen oder durch Volksvertretung, daneben eine Collectiv-Executive nach Geschäftszweigen ohne alles Recht, die Vollziehung des ausgesprochenen Volkswillens zu verweigern oder auch nur zu verzögern; kurz ein Verhältniß, wie es bis jetzt nur in der Schweiz besteht. Seine Garantieen gegen Irrthum oder Willkür der Volksvertreter verlegte er nicht nach Oben, sondern nach Unten, in ein geordnetes Abberufungsrecht der einzelnen Wahldistricte gegenüber ihren Vertretern, und in das Veto der Urversammlungen des gesammten Volkes gegenüber den Beschlüssen der Gesammtvertretung. Diese Grundsätze, sowie eine provisorische Eintheilung Deutschlands in Reichskreise nach Volksstämmen, sind in einer eignen Verfassung niedergelegt, welche er, in Verbindung mit Reinstein aus Naumburg, im Auftrage der äußersten Linken, während unseres Tagens in Frankfurt a. M., ausarbeitete. Ich besitze davon noch ein Exemplar mit Randbemerkungen von seiner eignen Hand.

Man hat Trützschler mehrfach des Ehrgeizes beschuldigt. Worin bestand dieser Ehrgeiz? — In dem Streben nach Reichthum? Den hatte er. In dem Streben nach hoher Stellung und staatlichen Ehren? Die hätte er besser auf dem entgegengesetzten Wege zu erreichen vermocht, und an Gelegenheit dazu hat es ihm nicht gefehlt. Und doch war er ehrgeizig; aber sein Ehrgeiz bestand in der scharfen, unerbittlichen Durchführung seiner demokratischen Grundsätze. Ich kenne sein früheres Leben nicht; aber damals war es so. Er war ein rüstiger, unermüdlicher Arbeiter, ein starker Kopf von ungewöhnlicher Denkkraft, voll Bedürfniß nach logischer Ordnung und Einheit. In ein heilloses Gewirre Licht zu bringen, Widersprüche auszuscheiden, feindlich Widerstrebendes mit der Kraft seiner demokratischen Logik unerbittlich zu Boden zu strecken, das war seine Lust.

Wenn ihm das manchmal so recht gelungen war, dann strahlte er von Genugthuung und freudigem Stolze. Das war damals sein Ehrgeiz. — Trotz der überlegenen Kraft, Ausbildung und Uebung seines Verstandes war er von heißem Blute, nicht ohne plötzliche Hitzen, Aufwallungen, ja selbst nicht ohne Anwandlungen von Herrschsucht. Dies führte zuweilen zu heftigen Scenen im Schooße der Partei. Der Donnersberg hatte eigentlich kein anerkanntes Haupt, wie der deutsche Hof erst Blum, dann mehr oder minder Vogt. Doch präsidirte Trützschler häufig unsere Debatten, weil er dazu vorzügliche Fähigkeiten besaß. Eines Abends hatte er sich in seinem Resumé so recht bemüht, uns eine von ihm festgewonnene und als unzweifelhaft erachtete Entscheidung auf die Zunge zu legen. Aber siehe! die Entscheidung fiel gegen ihn aus. Da stieg ihm das Blut in den Kopf, er schmiß die Papiere zusammen, schlug mit seiner elfenbeinernen Faust auf den Tisch und erklärte uns für unzurechnungsfähig. Wir setzten ihm das Ungehörige eines solchen Auftretens auseinander und führten ihm zu Gemüthe, wie wir, die geschwornen Feinde alles Despotismus, doch unmöglich im Schooße unsrer eignen Partei solche despotische Anwandlungen aufkommen lassen könnten. So brachten wir ihn allmählig wieder zu sich; er gestand sein Unrecht in der Form ein, behauptete aber in der Hauptsache fortwährend, wir seien auf dem Holzwege. Ich weiß nicht mehr grade, worum es sich handelte; es ist sogar möglich, daß er Recht hatte.

Er hatte ein gutes und wackeres Herz; er war mild gegen Schwache, entschieden gegen Starke. Er war wohlthätig und konnte selbst weich werden; aber andrerseits war er auch muthig, furchtlos, und selbst nicht ohne Freude an Waghalsigkeit. Er war ein liebenswürdiger Gesellschafter; er liebte es mit näheren Freunden viel und lange hinter gutem Weine zu sitzen. Dann verrieth er oft inniges Anlehnungsbedürfniß, oder sprudelte auch von heiterster Laune über. Er fand es empörend, wenn Einer oder der Andere, durch den Mangel eines Hausschlüssels gezwungen, sich frühzeitig zurückzog. In solchen Stunden machten wir

unsere humoristischen Grundrechte, deren Bestimmungen mir größtentheils entfallen sind. Zur Probe gebe ich hier die Paragraphen, welche mir noch grade einfallen.

Humoristische Grundrechte.

Staatsbürgerliche Selbstständigkeit.

§ 1. Selbstständig ist jeder Bürger, der einen Hausschlüssel besitzt.

Unterrichtsfreiheit.

§ 2. Der Lernzwang ist aufgehoben.

Kein deutscher Schulknabe darf hinfort mit Unterricht gepeinigt werden.

§ 3. Das Taschengeld wird erhöht.

Petitionsrecht.

§ 4. Das unbewaffnete Betteln ist verboten. U. s. w.

Solche ironische Selbstzüchtigung eigner Schrankenlosigkeit vollzog besonders Trützschler mit wahrem Genuß.

„Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten."

Göthe.

Nach einigen Monaten stillen Aufenthaltes in Thierachern sah sich Raveaux, früherer deutscher Reichsgesandter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft, zufolge eines eidgenössischen Ausweisungsbeschlusses, genöthigt, die Schweiz zu verlassen. Er ging nach Straßburg, später nach Brüssel. Auch ihn sollte ich nicht wiedersehen! Raveaux's Natur war von der Trützschler's ganz verschieden. Raveaux's Stärke bestand nicht in logischer Denkkraft, sondern in einer seltenen Naivität. Doch war er schlau, und es mußte Einer früh aufgestanden sein, der ihn hinter's Licht führen wollte. Ohne Anstrengung des Verstandes fand er mit wunderbarer Leichtigkeit und Schnelligkeit meist das Richtige heraus, und die Art der Entstehung seiner Urtheile übertrug sich dann auch auf seinen Vortrag. Alles was er sprach, zeichnete sich durch Einfachheit, Leichtverständlichkeit, ja ich möchte sagen, durch einen gewissen Reiz der Einfalt aus. Mit richtigen Gegenbemerkungen war er meist rascher bei der

Hand, als mancher ſtarke Kopf. Dazu kam das Gemüthliche des Kölner Dialects, welcher ſelbſt durch ſein Hochdeutſch hindurchklang, und ſeine ſchöne leidende Geſtalt mit dem großen braunen melancholiſchen Auge. Dieſe Vorzüge gaben ihm jenen gewinnenden Einfluß im Parlamente, welchem nicht leicht Einer ganz widerſtand, und machten ihn zum Lieblingsredner aller Damen. Unvergeßlich iſt mir, wie er in der Debatte über das Hinausdrängen der deutſchöſtreichiſchen Provinzen aus Deutſchland zu Gunſten des preußiſchen Erbkaiſerthums, der Verſammlung mit jenem altkölniſchen Spruche tief an's Herz griff :

„Halt vaſt, Du keiſerlicher Boor,
Bliev beim Rich, et fall' ſüß oder ſoor!"
(Halt feſt, Du kaiſerlicher Bauer,
Bleib' beim Reich, es falle ſüß oder ſauer!)

Als der Spruch voll klangvoller Treuherzigkeit und mit wachſender Kraft aus der kranken Bruſt hervorgequollen war, da brach ein unbeſchreiblicher Beifallsſturm los, und die ärgſten Schwarzgelben kamen zu dem Demokraten herüber, um ihm die Hand zu ſchütteln. Dabei fällt mir eine Anekdote ein, die er mir ſelbſt erzählt hat und die ihn characteriſirt. Die plötzliche Freundſchaft der Schwarzgelben machte ihn nicht irre und ließ ihn nicht einen Augenblick vergeſſen, wen er vor ſich hatte. Hatten doch grade in dieſer Debatte Schwarzgelbe und Schwarzweiße ihre ſchmutzige Wäſche, ſelbſt aus den Winkeln der Miniſterialbüreau's, rückhaltlos an's Tageslicht geſchleppt, und ſich gegenſeitig um die Ohren geſchlagen. Bei dieſer Gelegenheit hatten wir erfahren, wie durch das bisherige einmüthige Zuſammenwirken der augenblicklich Ueberworfenen uns Freiheit auf Freiheit abhanden gekommen war. Einer der Schwarzgelben aber war damals ſo hingeriſſen, daß er Raveaux unmittelbar um den ſchönen altkölniſchen Spruch bat. Raveaux gab ihn ihm bereitwilligſt und fügte hinzu : „Oh! wir haben der „„Kölſche Sprüchelcher"" noch mehr; ich will Ihnen gleich noch eins dictiren. Schreiben Sie!" Und der Schwarzgelbe ſchrieb.

Raveaux (dictirend) : Wenn Dieb' un Schelme . . . .

Der Schwarzgelbe (schreibend und das Geschriebene nachsprechend) : Wenn Dieb' un Schelme . . . .

Raveaux : Sich streite, ...

Der Schwarzgelbe : Sich streite, ...

Raveaux : Dann erfähr' der Boor, ...

Der Schwarzgelbe : Dann erfähr' der Boor, ...

Raveaux : Wer im si Ferd gestolle.

Jetzt merkte der Schreiber, wo Raveaux hinaus wollte, aber zu spät; der Hieb saß mitten im Angesicht.

In den Briefen, die uns Raveaux später aus Frankreich schrieb, legte er wiederholt Zeugniß für seinen naiven Scharfblick ab. Während Manche schon auf den günstigen Anstoß rechneten, welchen Europa demnächst durch die französische Entwicklung empfangen werde, sah er voraus, daß von daher nichts Gutes zu erwarten stehe. Er mahnte wiederholt davon ab, sich mit seinen Hoffnungen in das Schlepptau Frankreichs zu hängen. Er wies auf die fabelhafte, auch unter der Republik beibehaltene Centralisation hin, welcher zufolge auch nicht die geringste Reparatur an einem Dorfschulhause bewerkstelligt werden könne ohne die Genehmigung einer ganzen Legion vormundschaftlicher Behörden; er stellte die characterlose Sucht, ein Amt zu erhaschen oder durch irgend einen Coup „Fortüne zu machen", als weitverbreitet dar, und entwarf ein wahrhaft komisches Bild von der Uniformlust und Bänderwuth, welcher ein großer Theil der Gesellschaft vom Schulknaben bis zum Silbergreis unterliege; — Schilderungen, welche für das Gedeihen der „Republik" überaus unschmeichelhafte Aussichten eröffneten. Deutschland — das war sein Schlußergebniß — dürfe sein Heil nur von sich selbst erwarten. Das Wesentliche seiner Mittheilungen wurde seiner Zeit unter dem Titel : „Französische Briefe" in der Kolaczek'schen Monatsschrift mitgetheilt. Diese Briefe wird man im gegenwärtigen Augenblicke nicht ohne Interesse wieder lesen.

Viertes Kapitel.

Das Berner Oberland. Interlaken. Bönigen. Aenneli und Marianneli. Mürren und das Lauterbrunnen-Thal. Das Brienzer Rothhorn. Apollo und andere Schmetterlinge. Das Ende des ungarischen Kampfs. Görgei und Koſſuth.

Der Reichthum und die Mannichfaltigkeit des Berner Oberlandes ſind ſo groß, daß Einem der wahre Genuß davon eigentlich erſt dann wird, wenn man dasſelbe bereits kennt, und ſich dann, den Geſammteindruck im Herzen, im Sommer oder Frühherſt wieder mitten hineinſetzt, um davon auf's Neue zu genießen, was Einem nach eigner und des Himmels beſonderer Stimmung grade am Meiſten anzieht. Hier iſt eine gewaltige Bergwelt voll Reichthums, Größe und Schönheit. Aus niedrigeren Bergzügen zwiſchen Fels und Wald tauchen rings die Schneeberge hoch auf in den blauen Aether. Von Interlaken aus kannſt Du deren jungfräuliche Königinn, majeſtätiſch vereinſamt im dunklen Rahmen der vor ihr zuſammenſtoßenden niedrigeren Berge, ungeſtört von Nebeneindrücken, nach Herzensluſt betrachten. Auf der Wengernalp ſteh'n Jungfrau, Mönch und Eiger dicht vor Dir, drei prachtvolle Rieſenleiber, von welchen die Lawinen donnernd hinabſtürzen. Vom Faulhorn aus überblickſt Du ſie Alle in unmittelbarer Nähe, die Großen und Kleinen, wie ſie ſich mit gewaltigen Schultern und ſtolzen Häuptern aus der Tiefe erheben, voll Mark, Fülle und eigenthümlichen Lebens. Wandelſt Du in den Thälern, ſo ſteigen die Gletſcher bis tief hinab zu Dir. Die Grindelwaldgletſcher ſtellen den Fuß mitten in's Grün der Matten. Der Roſenlauigletſcher zeichnet ſich durch die kryſtallhelle Reinheit ſeines Eiſes aus, und trittſt Du in ſeine Spalten und Klüfte, ſo glitzert es überall diamanten von azurner Wölbung, wie in einem Feeenſchloſſe aus Tauſend und einer Nacht. Dazu nimm noch den gewaltigen Rhonegletſcher, dicht an der Berner Oſtgränze, im Wallis. Sechs Stunden weit zieht er ſich hinauf, häufig zu glänzenden Eis-Minarets aufgethürmt, oben einem durch Froſt

gefesselten Wasserfalle nicht unähnlich und von dem 9930 Fuß hohen Gipfel des Galenstocks überragt. Seiner Sohle entströmt der Rhodanus, nur noch ein Flußknabe, der erst zum klaren bewußten Manne werden soll, nachdem er sich in den Fluthen des Genfersee's gebadet. — Der Montblanc ist der König der europäischen Berge; auch das Monte-Rosa-Gebirge ist höher und mächtiger als die Berner Alpen. Das „Eismeer“ und der „Bossonsgletscher“ im Chamouny-, der „Gornergletscher“ im Zermatt-Thale mögen größer und gewaltiger sein als die Gletscher von Grindelwald, Rosenlaui und im Rhonethale. Charaktervoller und schöner als die Berner Berge und Gletscher sind sie nicht. An Reichthum und Mannichfaltigkeit der Wasser aber steht das Berner Oberland allen Anderen voran. Von einer senkrechten, 925 Fuß hohen Felswand, wohl der höchste Wasserfall Europa's, stürzt der „Staubbach“ in einem einzigen ununterbrochenen Falle in's Thal hinab und benetzt rings Wiesen, Bäume und Blumen mit diamantenem Staube. In verschiedenen Abstürzen von mannichfaltiger Schönheit donnert der „Giesbach“ den Berg hinab, zwischen prächtiger Waldung und üppigem Rasen, welche parkähnlich seine Ränder begränzen, so zwar daß sich Dir die vier schönsten Abstürze steil übereinander als ein Bild darstellen. Höher, doch weiter von einander entfernt, deshalb sich nicht so zum Gesammtbilde gestaltend, wie der Giesbach, sind die in ihrer Art sehr schönen „Reichenbachfälle“. Das gewaltigste Schauspiel von allen aber bietet der berühmte Aarefall im Oberhaslithale. Die Aare an der Handeck ist nicht der Rhein bei Schaffhausen; aber ihr Fall ist mehr als doppelt so hoch als der Rheinfall. Der Staubbach ist bedeutend höher als der Aarefall, aber der Staubbach ist eben nur ein Bach, und die Aare, wenn auch nicht der Rhein, doch die Aare. In einem einzigen zweihundert Fuß tiefen Sturze stürzt sich die ganze Wassermasse des Stromes mit Donnergetöse in den gähnenden Abgrund. Links von der Höhe kommt noch der Aerlenbach, stürzt in denselben Abgrund und trifft in halber Tiefe mit der Wassersäule der Aare zusammen,

so daß die sich begegnenden Fluthen im Zusammenprall hoch aufspritzen. Die Umgebung ist felsig und wild und nur von finstern Tannen bekränzt. Dies sind nur die hauptsächlichsten Wasserfälle des Berner Oberlandes. Außerdem gibt es noch viele andere, manche von eigenthümlicher Schönheit. Das ist ein Quellen und Sprudeln, ein Drang und ein Leben, an dem man sich wahrhaft aufrichten kann. Das braust über Stock und Stein, bricht durch Gletscher und Felswand und stürzt hinab in's Thal, um zwischen lachenden Ufern behaglich dahinzurauschen und sich alsdann in den beiden See'n brüderlich zu vereinen. Der Thuner und Brienzer See sind nicht so wildromantisch wie der Wallenstadter, nicht so menschenbelebt wie der Züricher See. Auch haben sie Nichts von der erhabenen Melancholie des Genfer See's. Ein jeder ist wieder eigenthümlich in seiner Art. An sonnigen Tagen lacht Dich der blaue Thuner See an wie lauter Freude und Glück. Der nixengrüne Brienzer See thut Dir's mit seinen zauberischen Reizen an, Du weißt nicht wie. Zwischen beiden dehnt sich, wohl eine starke Stunde lang, die fruchtbare Landesfläche des „Bödeli", in welche einerseits das „Lauterbrunnen"- mit dem „Saxetenthal", andrerseits das „Habkerenthal" einmündet. Gelbe Kornfelder wechseln ab mit lachenden Matten, reiche Obstgärten und kühle Alleeen gewähren erquickenden Schatten und zwischen Flachs-, Hanf- und Kartoffel-Feldern erheben sich nette Häuschen und trauliche Dörfchen. Inmitten des Bödeli liegt „Interlaken" (Zwischensee'n), etwas weiter aareabwärts (die Aare strömt aus dem Brienzer See durch das „Bödeli" in den Thuner See —) „Untersee'n". Die Fremden pflegen hauptsächlich diese beiden Orte als Standquartier für ihre verschiedenen Ausflüge zu wählen. In Interlaken ist vorzugsweise die „hohe Gesellschaft" zu Hause. Dort hat sich an einer prachtvollen Doppel-Allee würziger Nußbäume eine Menge stattlicher Gasthöfe und Pensionen angebaut, welche an Bequemlichkeit und Luxus mit denen der ersten Badeorte wetteifern. Unter den zahllosen Fremden, welche alljährlich hier einkehren, gibt's natürlich Leute, die sich in dieser herrlichen Natur

eben so tief und innig bereichern, als wir es zu thun uns einbilden. Viele aber setzen ein philiströses Leben ohne tiefere Anregung lediglich in anderer Umgebung fort, essen und trinken gut, suchen sich im Salon als „gute Gesellschaft“ bemerklich zu machen, und streben, wenn's hoch kommt, den inneren Mangel durch äußere Lebhaftigkeit zu ersetzen. Das ist ein Hin- und Herrennen, ein geschäftiges Nichtsthun, eine genußlose Genußsucht. Der läßt, statt Neues, Erfrischendes in sich aufzunehmen, Tag für Tag aus offnen Fenstern dieselbe alte sentimentale Leier erklingen. Ob der Vorübergehende wohl stehen bleibt und fragt: „Wer bist Du schöner, schmerzbewegter Jüngling?“ — Dort rennen ein Paar Andere „aux bottes vernies“ mit schneeweißen Alpstöcken wie besessen die Straße entlang, als wollten sie mit einem Male alle Pässe der Welt überschreiten; — und später, im Gebirg, findet man sie auf sicheren Maulthieren oder in bequemen Wagen wieder, auf welche dieselbigen Alpstöcke in ganzen Bündeln wohl aufgepackt sind, ohne daß auch nur ein Stäubchen sie verunreiniget hätte. Aber die „Brände“ sind drauf, die beweisenden „Brände“ (— „Faulhorn“, „Scheideck“, „Rosenlaui“, „Meyringen“! —) und bald werden sie im fernen Norden an irgend einem fein polirten Möbel lehnen, ewige, stummsprechende Zeugen der vollbrachten Heldenthaten.

„So lag ich aus, so führt' ich meine Klinge!“

Das Berner Oberland ist der verschuldetste Theil des ganzen Kantons. Der ursprüngliche Character der Bewohner hat sich durch die stete Berührung mit den Fremden zu einem eigenthümlichen Gemisch ausgebildet. Die Leute sind leichtsinnig und rasch, trinken gerne, und wenn mehrere Bursche beisammen sind, zahlt Einer für Alle, solange er noch einen Kreuzer in der Tasche hat. Sie sind aber gut von Herzen, muthige Soldaten und besser durch das Ehrgefühl als durch Strafen zu leiten. Die Fremden haben auch die Liebe zum Luxus in diesen Thälern gesteigert. Die Mädels putzen sich gerne, und der ohnehin so kleidsamen Landestracht hat sich etwas Gewählteres, Feineres beigemischt. Man sieht viele hübsche Gestalten und Gesichter, häufig dunkel-

blaue Augen bei schwarzem oder kastanienbraunem Haare. In den Holzschnitzwerk-Läden befanden sich noch im Herbste 1853 ein Paar bemerkenswerthe Schönheiten. Die Taillen sind durchweg schlanker als anderwärts, die Teints zarter und bläſſer; — aber auch die Sitten sollen etwas erblaßt sein. Gegen Abend wimmelt es von Menschen in den breiten Alleeen. Man sieht alle Trachten, hört alle Sprachen der Welt, unvermeidlich Altengland ebenan, dazwischen die Trachten und Dialecte des Landes. Sieh' da ein Kind aus „Oberhasli" mit sonnengebräuntem Angesichte, kohlschwarzen Augen und Haaren und dem brennendrothen Kopftuche! Arme Kinder von Bönigen oder aus dem Habkerenthale, in zerfetzten Kleidern, bieten Dir in sauberen Körbchen köstliche Erdbeeren an; ein stämmiger Bursche tritt grüßend auf Dich zu und fragt: „Will der Herr vielleicht eine Berkreise machen?" und ganz kleine Kinder, die Aermsten der Aermsten, bitten Dich halb scheu, halb schlau um das „chli Chrüzerli" (ein kleines Kreuzerlein).

Von Zeit zu Zeit durch dies Fremdengeräusch streichen, ist gar nicht ohne Interesse; aber mitten drin wohnen, — nein! danke, Das war meine Sache nicht. Dagegen wohnte die Familie Nauwerk nebst Vogt ganz nach meinem Geschmacke, in einem stattlichen Bauernhause des rings von Obstbäumen umschatteten Dörfchens Bönigen am Westende des Brienzer See's. Ich ließ mich daher von Frau Nauwerk nicht zweimal einladen, sondern gesellte mich sofort meinen Freunden zu. Als Standort zu Ausflügen war dieser Aufenthalt eben so bequem wie jeder andere auf dem ganzen Bödeli; vor Interlaken und Unterseen hatte er die Lage an dem reizenden See mit seinen Bädern voraus; man lebte hier unbehelligt von dem Fremdenspectakel, und den Nachtwächer, welcher nach traulicher Dorfessitte die Stunden absang, hörte ich hie und da einmal wieder ganz gerne. Unsere Wohnung war ein echtes Oberländer Bauernhaus, ganz von Holz, mit weit vorragendem Dache, ein vollständiges Original von jenen Miniatur-Häuschen, welche Besucher der Schweiz in hölzernen Schachteln mit nach Hause zu bringen

pflegen. Die Originale gewähren durchweg einen eben so freundlichen Anblick als die nachgeschnitzten Abbildungen. So weiß sind sie nicht wie diese, sondern mehr oder minder vom Alter gebräunt, aber immer sauber und nett. Selbst auf dem Düngerplatz herrscht die größte Ordnung und Reinlichkeit, die äußeren Wände des Düngerhaufens sind in der Regel geflochten, wahrhaftig oft sorgfältiger als die Haare einer Bäurinn vom Hochwalde oder aus der Eifel. Fast jedes Bauernhaus hat sein Gärtchen mit Blumen, wenn auch noch so klein. Unter dem Schutze des vorragenden Daches, vor Beginn der eigentlichen Stuben, befindet sich eine offene Halle, welche, statt von äußeren Wänden, nur von hölzernen Säulen begränzt wird. Um unser Haus herum zog sich ein schöner Garten, aus welchem sich Reben und Winden, rothe, blaue und weiße, an diesen Säulen emporschlangen. Man lebt in diesen Vorhallen wie im Freien, nur geschützt gegen Sonne und Regen. Dort nahmen wir daher unsere Mahlzeiten, dort verplauderten wir die Zeit des gemeinschaftlichen Zusammenseins. In der Frühe wurde ich dahin zum Kaffee geladen, zuerst durch die sanfte Stimme der Frau Nauwerk; wenn ich nicht alsbald erschien, durch die polternden Knaben; und, wenn ich auch dann etwa noch auf mich warten ließ, durch den schlimmen Vogt oder auch durch den tugendhaften Nauwerk, welcher sich aber, gleichwie der Erstere, bei dieser Gelegenheit eines alten, dem Hauswirthe gehörigen Waldhorns bediente, welches schon bei Murten oder Grandson Karl den Kühnen in Schrecken gesetzt haben mochte, in dessen Ritzen und Beulen sich die tückischen Geister des Mißklangs zu Haufen eingenistet hatten, und auf dessen ersten Ton Morpheus mit dem zarten Gefolge duftiger Morgenträume sofort entsetzt entwich. Dann wurde gefrühstückt. Die Kinder brannten vor Begierde. Aber die sanfte Frau Nauwerk hielt die jugendliche Ungeduld mit einem bloßen Blicke oder höchstens mit einem milden Worte vollständig in Schranken. Unterdessen ertönte gewöhnlich vom unteren Dorfe her lustiges Schellengebimmel. Das war dann die Böniger Ziegenheerde, welcher die Nacht in

den Ställen nur zu lang geworden war, und welche nun flink vorbeizog nach den erſehnten Felſenſchluchten, ein Paar jodelnde Buben mit grobem Querſack hinterdrein. Das ſind ganz andere Thiere als die Ziegen der Städte und Ebenen, welche ſich träge im Stalle oder an einer Grabenböſchung nähren. Dieſe Bergziegen ſind ſchlank, gelenkig und haben etwas Gemſenhaftes. Die Leute laſſen aber auch hier die jungen Ziegen den ganzen Sommer über, Nacht wie Tag, auf grasigen Stellen ausgeſetzt, welche vom Ufer her gegen den offenen See hin von hohen Felswänden umſchloſſen ſind. Dort wachſen ſie wild auf, ohne daß ſich Jemand um ſie bekümmert. Ich habe ſelbſt ſolche Thierchen in der Nähe von Iſeltwald, im Vorbeifahren vom Nachen aus, geſehen. Später ziehen ſie dann mit der Heerde täglich in's Gebirg, und wo keine Kuh mehr hinkommt, da ſieht man die behenden Ziegen ſorglos hin- und herklettern. Kein Plätzchen iſt ſo ſchmal und ſteil, daß ſie ſich nicht hinwagten, um auch das letzte würzige Gräschen mit lüſternem Zahne hinwegzupflücken. Vogt malte damals viel in Oel, Landſchaften der Umgebung, die er dann ſpäter an ſeine Freunde verſchenkte. Die Bilder waren meiſt ſo eindringlich, ja ich möchte ſagen, durchbohrend, daß ich es für einen Act auszeichnender Schonung anſah, daß er mir ausnahmsweiſe keines ſchenkte. Ich würde aber wohl kaum den Muth haben, ſo Etwas zu ſagen, müßte ich nicht gleich hinzufügen, daß er mit dem Geſchicke, womit er Alles anzugreifen weiß, es auch in dieſer Kunſt in wenigen Jahren zu einem ſolchen Grade der Ausbildung gebracht hat, daß ſich jetzt ganz andere Leute, als ich, glücklich ſchätzen, wenn er ihnen ein Bild verehrt. In Bönigen befinden ſich auch ein Paar Fremdenpenſionen, darunter die Penſion „Schuhmacher“, in reizender Lage am Ufer des Brienzer See's, mit geräumigem Hof und freundlichem Garten. Dort gingen wir von Zeit zu Zeit hin, ſei es um eine Flaſche zu trinken, ſei es um die Zeitungen zu leſen, ſei es — Wahrheit gilt am längſten! — um die beiden gar lieblichen Landestöchter zu ſehen, welche dort der Frau Schuhmacher, ihrer Schweſter, in Führung der Wirthſchaft

emsig zu Händen gingen. »Aenneli« und »Marianneli« sind keine regelmäßigen Schönheiten, ich finde aber, daß die Bernertracht chiffonirten Gesichtern weit besser steht als griechischen und römischen Schönheiten. Beide »Maidschi« haben kastanienbraunes Haar, blaue Augen bei zartem frischem Teint, und leise aufgestülpte Näschen. Die Tracht der städtischen Fräuleins verschmähend blieben sie ihrer Landestracht treu. Aber dem Ländlichen derselben wissen sie etwas Feines beizumischen, was den Reiz des Anblicks erhöht. Von schlanker Taille steigt ein knappes Mieder kaum bis zur Hälfte der Brust empor, wo es gewöhnlich mit einem Sammtbande eingefaßt ist. Von da ragt das schneeweiße Hemd bis hinauf zum Halse und läßt Brust und Schultern in ungezwängter Fülle hervortreten. Im Sommer bloße Arme aus weiten kurzen Hemdärmeln. Von der Taille schwillt der faltenreiche Rock tief hinab bis auf den Fuß, den er nur selten, aber, wenn er klein und schön geformt ist, dann um so reizender sehen läßt. Heiter und frisch wie die Alpenrosen waren die beiden Mädchen eine wahre Augenweide für Jedermann, der sie sah. Für mich sind sie zum Typus der Berner Oberländerinnen geworden. Erinnert mich jetzt noch, im melancholischen Süden, am Ufer des Meeres, irgend Etwas an die Bernertracht, dann stehen sie sofort ganz vor mir vom Scheitel bis zur Sohle; versenkt sich mein Gedanke zurück in die frische Alpenwelt des Berner Oberlandes, dann hüpfen die Beiden mitten durch die grünen Matten; ja taucht mir auch nur in den Zeitungen von Zeit zu Zeit der Artikel »Bern« auf, dann lächeln mir »Aenneli« und »Marianneli« freundlich über die Schultern. Im Sommer und Herbst also halfen sie ihrer Schwester in der Pension Schuhmacher. Den folgenden Winter 1849 hielt ihr Vater, der Bürger Michel, ein entschiedener Radicaler, den »Bärenleisten« zu Bern, das Lager der Partei Stämpfli, mit Lesekabinet, Gesellschafts- und Spielzimmern. In dem geräumigen Locale fiel auch für uns Flüchtlinge ein Zimmer ab, wo Frau Michel uns einen guten und billigen Mittagstisch gab, und wo sich wöchentlich einmal ein Theil der

Flüchtlingschaft, sofern er Geld hatte, auch manchmal wenn er keins hatte, — denn Bürger Michel führte die Kreide — des Abends zusammenfand. Dort, in der „Michelei“, wie wir nach alter Studentensitte sagten, habe ich die brave Familie, auch die beiden Mädchen, näher kennen gelernt. Später, im Mai 1850, nach dem Sturze der Partei Stämpfli, löste sich der „Bärenleisten“ nach und nach auf, und die Familie Michel zog nach Neuhaus, an der Ostspitze des Thuner See's, dem Landungsplatze der Dampfboote, wo sie das Speditionsgeschäft gepachtet hat, und daneben den Durchreisenden auf Verlangen mit Speise und Trank erquickt. Dorthin gehe ich, wenn ich das Jahr über geschafft habe, gegen den Herbst, wie zu eignen Verwandten, in die Vacanz. Das freundliche Schwesternpaar aber ist jetzt getrennt. Im Herbst $18^{53}/_{54}$ war ich auch dort in der Vacanz, zusammen mit Vogt, und da hat der sich die ältere der beiden Schwestern, „Marianneli“, zur Frau ausersehen und sie bald darauf nach Genf heimgeführt. Sie hat ihn dagegen kürzlich mit einem jungen Reichsregenten beschenkt, der sich schon recht anarchisch geberden soll.

Vogt und Nauwerk kannten schon den größeren Theil des Berner Oberlandes. Die Ausflüge, die wir von Bönigen aus zusammen machten, gingen daher nicht in den ausgetretenen Fremdengeleisen, sondern waren meist neue Entdeckungsreisen. Eines schönen Morgens zogen wir, den Lauf der „Lütschine“ aufwärts, in südlicher Richtung bis zum Dorfe „Zweilütschinen“, wo die schwarze und weiße Lütschine zusammenfließen, um sich vereint dem Brienzer See zuzuwenden. Die schwarze Lütschine kommt von den beiden Grindelwaldgletschern durch das Grindelwaldthal, die weiße Lütschine vom „Tschingelgletscher“ durch das Lauterbrunnenthal hergeflossen. Die erstere links liegen lassend, bogen wir rechts in das Lauterbrunnenthal ein, stiegen jedoch, statt dieses Thal zu verfolgen, sofort rechts einen steilen Stich hinauf nach „Eisenfluh“. Dadurch gewannen wir unmittelbar einen beherrschenden Standpunkt, von welchem aus wir, bei fortwährender Steigung bis zum Dorfe Mürren, nicht bloß, wie

von der Wengernalp aus, die Jungfrau, den Mönch und den Eiger, sondern die ganze Kette der Hochalpen überschauten. Merkwürdig ist das Wachsen derselben bei fortgesetztem Steigen. Oft glaubt man sich schon fast in gleicher Höhe mit den Alpen; aber wie man weiter steigt, wachsen dieselben immer riesiger gen Himmel. Von Zeit zu Zeit pfiff das Murmelthier, sich ängstlich in seine Höhle zurückziehend und um die Mittagszeit donnerten zahlreiche Lavinen, deren Schneewogen wir sich in's Thal hinabwälzen sahen. Unterwegs fand ich auch zuerst den Schmetterling „Apollo", welchem ich schon längst nachgetrachtet hatte. Mit stolzem Flügelschlage schwang sich der „göttliche Alpensohn" über Felsen und Alpenrosen, ich stürzte mich mit meinem Hute hinterdrein, aber plötzlich stand ich vor einem Abgrunde, und

„Ueber die nächtliche Kluft flattert' er spielend im Glanz."
Uhland.

Dafür rächte ich mich aber später unten an seinen Brüdern im Thale. Etwa auf halbem Wege nach „Mürren" erfrischten wir uns an Milch und köstlichem Rahm in einer Sennhütte, wo man grade mit Käsebereitung beschäftigt war. Dabei waltet die ausgesuchteste Reinlichkeit. Die hölzernen Wannen und Zuber glänzen ordentlich von Sauberkeit und die Sennen gehen in der ganzen Handhabung mit größter Vorsicht zu Werke. Dies soll aber auch unumgänglich nothwendig sein, weil der Käsebrei bei der geringsten Unreinlichkeit oder sonstigen Versäumniß leicht umschlage. Ausgezeichnet ist die Alpen-Ansicht vom Dorfe Mürren aus, 5156 Fuß über dem Meere, wo wir gegen Abend anlangten. Mürren ist wohl eines der höchstgelegenen Dörfer Europa's. In den umgebenden Wiesen machte mich Vogt auf ein kleines unscheinbares Blümchen aufmerksam, welches den herrlichsten Vanillengeruch ausströmt. In der Landessprache heißt es „Brändeli", in der Botanik „nigritilla alpina." Die doldenförmige Blüthe ist von röthlichbrauner Farbe. Das merke Dir, Reisender. Bist Du erschöpft und findest dies Blümchen, dann pflücke es und erquicke Dich an seinem energischen Wohl-

geruche. Es thut Dir denselben Dienst wie die beste Essenz. Die Aussicht von Mürren aus kann das großartige Detailbild von Jungfrau, Mönch und Eiger nicht ersetzen, wie es sich dem Besucher der Wengernalp, ausgeschieden aus den übrigen Alpen, in einsamer Majestät darbietet. Dagegen sieht man von Mürren aus auch das obere Lauterbrunnenthal mit den einschließenden Schneegipfeln; und die Mürrener Ansicht auf die Jungfrau zeichnet sich dadurch aus, daß man deren hohe Felswände vom Gipfel bis zur Sohle überblickt, den kleinen oder schwarzen Mönch, welcher ihren Fuß bildet, miteinbegriffen; auch tritt auf deren linker Brusthälfte das schneereiche Silberhorn in reizender Weiße hervor. Nachdem wir die Nacht in Mürren auf dem Heu geschlafen hatten, wendeten wir uns des andern Morgens über den „Sevenni-Bach“ um das „Gespaltenhorn“ herum bis zum „Tschingelgletscher“, wo sich das Lauterbrunnenthal schließt. Von da aus traten wir in der Tiefe den Rückweg an, das ganze Thal von seinem Ende bis zu seinem Anfange durchwandernd. Das obere Lauterbrunnenthal von seinem Schlusse bis zum Schmadribach bietet ein Bild großartiger Zerrissenheit. Man ist rings von wilden Felsen und Gletschern umstarrt. Die Thalsohle ist mit ungeheuren Granitblöcken bedeckt, zwischen denen nur finstere Fichten gedeihen. Der dem Steinberggletscher entströmende „Schmadribach“ stürzt sich in einem ersten Sturze sogleich 200 Fuß tief hinab und bildet dann, bevor er das Thal erreicht, noch zwei besondere Fälle. Er ist von großer Schönheit und selbst nach dem Staub-, Gies-, Reichenbach- und dem Aarefall noch sehenswerth. Von dem Schmadribach gen Lauterbrunnen zu erweitert sich das Thal und nimmt einen milderen Charakter an. Die große Mannichfaltigkeit der Gebirgs- und Gletscherbildung gab Vogt oft Veranlassung zum Zeichnen. Unterdessen stürzte ich mich dem schönen Alpensohne nach, welcher hier an blumigen Halden häufig umherflatterte. Es gelang mir wohl ein Dutzend Apollo's einzufangen. Daraus machte ich in Bönigen wieder eine engere Auswahl der farbenfrischesten Exemplare, spannte diese auf und

reizend iſt der Weg von Brienz am nördlichen Ufer des See's vorbei nach Interlaken. An blumigen Halden ſchwangen ſich honigberauſcht die prächtigſten Schmetterlinge, ſich von Zeit zu Zeit niederlaſſend, ſo daß ich ſie mit Muße betrachten konnte: Stolze Apollo's und Trauermäntel in tiefem Schwarzbraun mit weißem Rande; Schillervögel, welche auf warmen Felsblöcken die ſchwarzen Flügel wohlig auseinanderbreiteten, daß der blaue Stahlglanz lebendig hin und her ſpielte; und dunkle Eisvögel, welche auf ſüßen Blumenkelchen die Flügel in eifrigem Saugen aufwärts zuſammenſchlugen und dadurch den hellen Farbenſchmuck ihrer Rückſeiten zeigten. Der Weg führt wiederholt durch Buchen- und Eichenwald, durch deſſen dunkleres Grün Dich die zartgrüne Seenixe in goldigem Glanze ſo verführeriſch anlächelt, daß Du Dich bei jedem Blicke ſofort in ihre Umarmungen werfen möchteſt. Aber Das wäre nicht gut; denn ihre Reize ſollen hier eben ſo tückiſch als tief ſein. Bleib' Du im Walde, erfreue Dich an dem Glanze der Walddiſteln, welche Du hier in großer Menge antriffſt, nicht grüne bloß, ſondern auch violette, an Farbe der Blutbuche vergleichbar; oder an den häufigen Bärberizenſträuchen, welche mit flammendrothen Beeren ſo reich beladen ſind, daß man dabei unwillkürlich an das Wunder vom brennenden Dornbuſche denkt.

Bei ſchlechtem Wetter ſaßen wir daheim oft über die ungariſche Karte gebeugt, die Züge Görgei's verfolgend, deren Ende damals noch nicht bekannt war. Ich müßte die Unwahrheit ſagen, wollte ich behaupten, daß wir gar keine Hoffnungen mehr an die Kämpfe der Ungarn geknüpft hätten. Wir ſetzten aber voraus, daß die rückgängige Bewegung nach der Entſetzung Komorn's, die Erſtürmung Ofen's und die folgenden Züge aus ſtrategiſchen Gründen erfolgt ſeien. Hätten wir gewußt, daß man nach der Entſetzung Komorn's nur deshalb nicht nach Wien vordrang, weil man eine neue Erhebung der übrigen Nationalitäten des öſtreichiſchen Geſammtſtaates nicht mehr hoffen zu dürfen, oder entbehren zu können glaubte, ſo hätten wir die Sache der Ungarn ohne Zweifel ſchon damals verloren gegeben.

Denn daß es ihnen nicht gelingen werde, bei vollständiger Niederlage der Revolution im ganzen übrigen Europa, ihre aparten Errungenschaften in's Trockne zu bringen, Das war wohl ziemlich vorauszusehen. Doch geht ein stummer Zug entgegengesetzter Hoffnung durch die ganze ungarische Revolution. Diesem Irrthume ist wohl auch der erste Hauptfehler beizumessen, der nämlich, daß die ungarische Armee im October 1848 nicht sogleich hinter Jellacic drein nach Wien vordrang. Diese zweimalige Versäumniß des Vordringens nach Wien (im October 1848 und zu Ende Aprils 1849) erklärt auch Szemere, College Kossuth's im zweiten ungarischen Ministerium, in seinen „Charakterskizzen aus dem ungarischen Freiheitskriege", als die beiden Hauptfehler, welche während der ganzen Bewegung begangen worden. Blieb der Kampf auf die Gränzen Ungarn's beschränkt, so war in der That ein endlicher Sieg unmöglich und es konnte sich nur darum handeln, ein tragisches Epos würdig zu Ende zu führen. Auch Das war kein gleichgültiges Bemühen. Denn eine wirkliche Kraft macht sich nie geltend, selbst nicht im Unterliegen, ohne Spuren ihres Daseins zurückzulassen. Hätten nicht die Ungarn durch ihren hartnäckigen Widerstand das Einrücken russischer Hülfe zu Gunsten des östreichischen Gesammtstaates veranlaßt, so wären die Pläne des Kaisers Nicolaus auf das türkische Reich schwerlich so schnell gereift und die Franzosen und Engländer ständen heute nicht vor Sebastopol. — Aus dem Buche Szemere's wird Einem übrigens auch klar, warum Görgei sein eifersüchtiges Ringen um die Dictatur gegen Kossuth selbst dann noch fortsetzen mochte, als er selbst bereits alle Aussicht auf einen endlichen Sieg verloren hatte. Für die Zeit des siegreichen Flatterns der ungarischen Fahnen begreift sich dieser Ehrgeiz, welcher der ungarischen Sache so verderblich werden sollte. Aber was konnte es Görgei fruchten, am 11. August 1849, als er bereits von allen Seiten die Uebermacht auf sich hereinbrechen sah, seinen Rivalen noch zu demüthigen und ihn zur Uebergabe der Dictatur zu nöthigen? War denn Dies nicht vielmehr eine Entlastung Kossuth's

und eine eigne Belaſtung mit ſchwerer Bürde? — Was ich nie recht begreifen konnte, begreife ich jetzt, nachdem ich Szemere geleſen. Bereits am 20. Juli hatte Fürſt Paskewitſch durch den Avantgarde-Oberſten Chrulow den General Görgei zur Unterwerfung aufgefordert und ihm dabei ganz leidliche Bedingungen in Ausſicht geſtellt. Görgei mag damals den Einfluß der Helfer in der Noth auf die Entſchließungen des Wiener Hofes als mächtiger angeſehen haben, als er ſich ſpäter erwahrte. Seinem Geiſte mochte die Möglichkeit einer Vereinbarung vorſchweben, welche ſeinem Vaterlande den Frieden wiedergäbe und immerhin ſoviel von den als Ganzes unhaltbaren Errungenſchaften übrig ließe, daß es der Mühe verlohne, als der Urheber eines ſolchen Mittelzuſtandes hinfort unter habsburgiſchem Scepter eine hervorragende Rolle zu ſpielen. Sein ſpäteres Schreiben an General Rüdiger, worin er die Officiere der Großmuth des Kaiſers empfiehlt und hinzufügt: „Es dürfte ja vielleicht genügen, wenn ich allein als Opfer falle“, ſteht dieſer Annahme nicht entgegen. Die Art und Weiſe, wie er das ſchneidende Gegentheil, d. h. das Hinſterben ſeiner Generäle und die eigne Begnadigung ertrug, beweiſt, daß das Leben doch nicht ganz ohne Reiz für ihn iſt. — Aus dieſer Hoffnung Görgei's erklärt ſich auch, warum er, ſtatt die Waffen zu ſtrecken, nicht lieber, wie Koſſuth, die benachbarte Gränze übertrat. Darüber ſchreibt er ſelbſt an Klapka: „Mir blieb zwar noch ein Rückzug von Arad über Radna nach Siebenbürgen; allein die Rückſicht für mein Vaterland, dem ich um jeden Preis den Frieden geben wollte, bewog mich, die Waffen zu ſtrecken“. Daß bei ſolcher Handlungsweiſe das abwärts rollende Rad grade da ſtehen bleibe, wo Görgei es gewünſcht hätte, dazu lag nun grade kein Grund vor, und am Ende des Endes kommt man zu der Ueberzeugung, daß Koſſuth, trotz des ſcheinbaren Triumphes ſeines Rivalen, doch der Feinere, jedenfalls der Glücklichere war. Iſt Görgei ein wirklicher, bewußter Verräther? Darauf antwortet Szemere: „Weil Görgei unbedingt die Waffen bei Villagos ſtreckte, iſt er kein Verräther, ſondern ein Feigling.

Seine größte und wirkliche Schuld besteht darin, durch eine lange Reihenfolge von Handlungen die Sache dahin gebracht zu haben, daß die Waffenstreckung erfolgen mußte.“ Den „Feigling“ möchte ich nicht unterschreiben; ich möchte lieber sagen: Görgei ist ein ehrgeiziger Soldat, aber kein politischer Charakter. — Viel schlimmer als mit Görgei geht Szemere mit Kossuth um. Warum? Mir scheint, weil er es für lohnender hält, auf einen moralisch Lebendigen als auf einen moralisch Todten zu schlagen. Die Heftigkeit, mit welcher er gegen seinen ehemaligen Collegen losfährt, erweckt Mißtrauen. Auch erhebt er ganz sonderbare Beschuldigungen gegen ihn, unter anderen diese: „Er wollte mit aller Gewalt die östreichisch-deutschen Provinzen in den deutschen Bund verflochten sehen“, und die folgende: „Er erklärte am Pesther Reichstage in die Losreißung Italiens von Oestreich zu willigen“. Diese Beschuldigungen ständen der östreichischen Gesammtmonarchie ganz gut an; aber im Munde eines ungarischen Revolutionairs von „republikanisch-demokratischer Richtung“ klingen sie etwas fabelhaft. Von wirklichem Gewichte dagegen ist die Behauptung, Kossuth erkenne in der Politik kein Princip an, er sehe sie bloß als die Wissenschaft der Erfordernisse an, und habe, demgemäß handelnd, schon Ende Juli 1849 den Grafen Casimir Bathyany und Szemere selbst beauftragen wollen, die ungarische Krone einem kaiserlich russischen Prinzen anzutragen; sodann im September 1849 von Widdin aus den schriftlichen Rath ertheilt: „Am Besten wäre es, ein Coburg würde Ungarns König, — oder auch ein Herzog von Leuchtenberg“. Dazu treten eine Menge anderer schwerer Beschuldigungen. Kurz von dem ganzen Kossuth, dem Helden, dem Staatsmann, dem Republikaner, dem Demokraten, dem politischen Charakter bleibt auch nicht ein gutes Haar übrig. Alles wird ihm bestritten mit Ausnahme seines außerordentlichen Rednertalentes. Das wäre freilich sehr schlimm, wenn man Szemere's Angaben und Urtheile als völlig ungetrübt annehmen müßte. Denn die Be-

redsamkeit ist gewiß eine sehr schöne aber eine eben so bedenkliche Gottesgabe.

Die Geschichte erzählt uns, daß Demosthenes Einer der Ersten war, welche in der Schlacht von Chäronea das Schwerdt wegwarfen, um zu entfliehen, obgleich grade er es gewesen war, welcher durch seine glühende Beredsamkeit die Athener zu diesem Kampfe angefeuert hatte. Diese Angabe ist nicht sicher, und was ihr einige Wahrscheinlichkeit nimmt, ist der Selbstmord des berühmten Redners nach der unglücklichen Erhebung Griechenlands gegen die Nachfolger des großen Alexander. Aber die Angabe besteht und ihr ist hinzuzufügen, daß bei der früheren Erhebung der Spartaner gegen Alexander selbst, bei welcher der spartanische König Agis II. als Held starb, die Athener mit Demosthenes in einer mehr klugen als charaktervollen Unthätigkeit verharrt waren. — Die geschmeidige Gewandtheit, mit welcher Cicero, nach der Niederlage seiner Partei bei Pharsalus, sich der siegreichen Partei Cesar's zu nähern wußte, während Cato eines heroischen Todes starb, ist zu bekannt, um darüber weiter zu sprechen. — Sollte es denn eine psychologische Nothwendigkeit sein, daß die flüssige Beweglichkeit des Geistes, ohne welche es keinen vollendeten Redner gibt, die edlen Härten des Charakters stets bis zu einem gewissen Grade auflöse? — Eine Nothwendigkeit wohl nicht, aber eine Gefahr. Jedenfalls ist hohe Beredsamkeit ein Grund zu verdoppelter Vorsicht, und achtbare Mitglieder des ungarischen Reichstages haben mir, bei entschiedener Mißbilligung des Auftretens von Szemere gegen Kossuth, dennoch gesagt, daß diese Vorsicht auch im untergebenen Falle nicht ganz unnütz sei.

Fünftes Kapitel.

Winterquartiere. — Johann Jacobi von Königsberg und die im Großherzogthume Baden standrechtlich Hingerichteten. — Das Berner Centralcomité zur Unterstützung der Flüchtlinge. — Flüchtlingsleben in Bern. Der Kornhausboden als Flüchtlingskaserne. Kleiderkisten aus Deutschland. Flüchtlingsunterricht. Revolutionaire Hoffnungen. Anfeindungen der „Parlamenter". Der Frankfurter Donnersberg und die Berliner Linke. Unterschriften aus dem Parlamente.

Endlich ging's in die Winterquartiere. Vogt kehrte natürlich mit mir nach Bern zurück, während Nauwerk noch eine Zeit lang in Thun blieb und dann der Stadt Zürich den Vorzug gab, wo er bereits Schulz von Darmstadt antraf. In der Nähe Zürich's hatten auch die beiden Unzertrennlichen, Heinrich Simon und Rappard, ein Gut angekauft. Nach Bern dagegen kamen noch Loewe und Reinstein von den Ufern des Genfer See's, wo sie die erste Zeit nach dem politischen Schiffbruche verlebt hatten. Dort hatte sich Moritz Hartmann von ihnen getrennt und nach Genf gewendet. Doch schrieb ich mir ihn von dort alsbald herbei nach Bern, wo wir den ganzen Winter über zwei ineinandergehende Stübchen brüderlich bewohnten. Auch Sachs und Wiesner trafen allmählig in Bern ein, und Mayer von Eßlingen bezog mit seinem jungen Weibe und seinem Söhnchen ein sauberes Häuschen im Dorfe Wabern am „Gurten", unweit Bern, wo wir den Winter über manche traute Stunde verbringen sollten. Würth von Sigmaringen war von Weisbad nach Rorschach gegangen, Schmidt von Löwenberg ließ sich mit Schlöffel in Aarau nieder, von wo beide später nach America übersiedelten, und Fallmerayer und Kuenzer kehrten Jeder in seine Heimath zurück, ohne wegen ihrer Theilnahme am Stuttgarter Parlamente irgend einer Strafe zu unterfallen. Die würtembergischen Theilnehmer an demselben sind bekanntlich gar keiner Verfolgung ausgesetzt gewesen. Was werden dereinst unsere Enkel dazu sagen, daß in demselben Deutschland Mitglieder einer und derselben Versammlung hier

vollständig frei ausgingen, während sie dort zu den härtesten Leibes- und Lebensstrafen verurtheilt wurden? Jedenfalls werden sie mit Achtung von der Ablehnung des Ordens pour le mérite durch den charakterstrengen Uhland sprechen, wodurch dieser der preußischen Regierung seine Theilnahme am Stuttgarter Parlamente in's Gedächtniß zurückführte. Daß man in Berlin diesen Umstand über dem Dichter vergessen konnte, liegt darin nicht eigentlich etwas Unbefangenes, Freies? Wie aber, wenn Uhland, statt würtembergischer, preußischer Unterthan gewesen wäre? Hätte man ihn auch im Exile oder im Gefängnisse oder gar auf dem Schaffotte decorirt? — Solche Fragen mögen sich wohl die Enkel stellen. Gerechtigkeit erfordert aber, ihnen gleichmäßig aufzubewahren, daß auch das Schicksal der preußischen Mitglieder des Stuttgarter Parlamentes nicht in allen Provinzen des preußischen Staates ein gleichhartes gewesen. Hier wurden sie zum Tode, dort bloß zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, und dort gar völlig freigesprochen. Die Freisprechung Jacobi's in Königsberg erfolgte freilich nur auf dessen persönliches Erscheinen.

Um jene Zeit tunkten gewisse Demokraten in Berlin ruhig ihre Federn in ihre Tintenfässer, um in pathetischen Sätzen zu erklären, daß auch uns Uebrigen ein gleiches Erscheinen vor den Gerichten nicht übel anstünde. Darüber denke ich nun anders. Was man sich und der gemeinschaftlichen Sache schuldet, ist, daß man an seinem Platze, so lange es gilt, seine Schuldigkeit thue, und daß, wenn Einen das Geschick ereilt, man anständig sterbe, ohne seine Ueberzeugung, sei es aus Schwäche, sei es mit ironischem Vorbehalte, zu verläugnen. Aber meine Freiheit und meinen lebendigen Leib mit absichtsvollem Vorbedacht als martyrischen Zukunftsdünger für den ermatteten Boden einer trostlosen Gegenwart herzugeben, Das — offen gestanden — ist meine Sache nicht. Wenn ich einmal mit meiner Freiheit und meinem Leben nichts Gescheidteres mehr anzufangen weiß, dann bleibt mir Das ja noch immer unbenommen. Uebrigens würde man sich sehr täuschen, wollte man von Jacobi annehmen, ein solches

Martyrium habe seinem Geschmacke entsprochen. Jacobi's Sache lag am Einfachsten von allen. Gegen ihn lag Nichts vor als seine parlamentarischen Abstimmungen. Seine Lage war weder durch Theilnahme an der Reichsregentschaft, noch durch außerparlamentarische Thätigkeit, noch durch andere Umstände besonders erschwert, und er glaubte fest an seine Freisprechung. Unseren wiederholten Zweifeln setzte er das bestimmteste Vertrauen in den Rechtssinn des ostpreußischen Charakters, selbst bei seinen politischen Feinden, entgegen. Doch hat der Ausgang dieses denkwürdigen Prozesses gelehrt, daß die Entscheidung nur an einem Pferdehaare hing. Daß Jacobi sich in dieser Lage, in die er sich freiwillig versetzt hatte, als wackerer Mann benehmen würde, verstand sich ganz von selbst. Ein Jeder von uns würde in gleicher Lage ein Gleiches gethan haben. Ueberhaupt hat man in dieser Beziehung der Demokratie Nichts vorzuwerfen. Nach allen Berichten, die mir zu Gesichte gekommen, sind die sechsundzwanzig Demokraten, welche vom Monat August an bis tief in den October, während des Laufes dreier Monate nach völlig beendetem Kampfe, in Freiburg, Mannheim und Rastadt den Urtheilen der preußischen Standgerichte fielen, alle wacker gestorben, politische Verbrecher zwar, aber wacker, Alle ohne Ausnahme, Jünglinge, Männer und Greise. Keiner hat seine Ueberzeugung verläugnet, Keiner hat sich vor dem entgegenstehenden Principe gebeugt, Keiner ist feige gewesen.

Das Erste, was uns in Bern gemeinschaftlich beschäftigte, war die Unterstützungs-Angelegenheit. Ich hatte von Berlin, im Auftrage der dortigen Volksvereine, einen ansehnlichen Wechsel zur Vertheilung unter die sämmtlichen preußischen Mitglieder der schweizerischen Flüchtlingschaft mit der Anzeige erhalten, daß die Volksvereine sich freiwillig besteuert hätten und daß diese erste Sendung sich allmonatlich wiederholen werde, was auch regelmäßig erfolgte. Auch von Köln erhielt ich eine anständige Summe, und Trier sowie andere kleinere Städte schlossen sich nach Kräften an. In ähnlicher Weise hatten Loewe, Vogt und Andere von anderen Seiten her beträchtliche Summen erhalten. Da-

durch ermuthigt wendeten wir uns mit unseren Aufrufen nach allen noch übrigen Richtungen, bis nach America, welches unseren Gesuchen alsbald bereitwilligst entsprach, von New-York bis in den fernen Westen, vom Niagara bis zur Mündung des Mississippi. Vor Allem galt es, Gerechtigkeit, Ordnung und Einheit in die Vertheilung zu bringen. Das war nicht leicht. In Erreichung dieses Zweckes sahen wir uns einerseits durch die speciellen Auflagen der Geber, andrerseits durch eine Anzahl bereits bestehender Comité's behindert, von welchen das in Zürich das hauptsächlichste war, sich als Hauptcomité gerirte, ohne jedoch die bedeutenden Summen, welche ihm bis dahin zugekommen waren, gleichmäßig auf die ganze Flüchtlingschaft zu vertheilen. Vielmehr vertheilte dasselbe den größten Theil der empfangenen Gelder vorzugsweise in seiner nächsten Umgebung. Es galt, ein Centralcomité für die ganze Schweiz zu bilden, welchem sich die bereits bestehenden und noch erst zu errichtenden übrigen Comité's unterzuordnen hätten, sei es freiwillig, sei es gezwungen dadurch, daß wir ihnen die Quellen der eingehenden Gaben, in unparteiischem Hinweis auf die Lage der Dinge, abgrüben. Diese Centralisirung ist uns denn auch allmählig gelungen. Die ersten Sendungen, die wir erhalten hatten, vertheilten wir noch nach dem besonderen Willen der Geber an die einzelnen Landsmannschaften, weil diese Vertheilungsweise sich augenblicklich noch überall geltend machte, und wir davon, vor einer allgemeinen Ordnung der Angelegenheit, ohne Benachtheiligung unserer besonderen Landsleute nicht abweichen konnten. In unseren Rechenschaftsberichten baten wir aber, uns zu gestatten, hinfort wenigstens im Exile den Gedanken der deutschen Einheit festzuhalten, um, von diesem ausgehend, eine allgemeine gleichmäßige Vertheilung ohne Unterschied der Landsmannschaften in's Leben zu rufen, — eine Bitte, welcher allerseits freudig willfahrt wurde. Eine dritte Schwierigkeit bestand in dem Bedenken der eidgenössischen Bundesbehörden, der Flüchtlingschaft die Errichtung einer solchen Centralbehörde zu gestatten, welche ja leicht zu einem Heerde bedenklicher Agitation ausarten könnte, jeden-

falls von den deutschen Regierungen als solcher werde angesehen werden. Dieses Bedenken wurde durch die Uebereinkunft beseitigt, daß der Stamm zu dem zu errichtenden Centralcomité sowie zu den einzelnen Cantonalcomité's überall aus Schweizern gebildet werde, welchen die Flüchtlinge besondere Vertrauensmänner zuzugesellen hätten. Solche Schweizer, welche dem Gedeihen des gemeinnützigen Werkes Zeit und Mühe mit uneigennütziger Bereitwilligkeit widmeten, fanden sich denn auch überall, und so trat das Werk alsbald in geregelten Gang. Dabei wurde auf möglichste Selbstständigkeit der Cantonalcomité's gehalten. Directe Unterstützungs-Gesuche an das Centralcomité blieben grundsätzlich unberücksichtigt und wurden den betreffenden Localcomité's zur Beurtheilung zugewiesen. Besondere Auflagen der Geber wurden durch Vermittlung der Localcomité's pflichtgemäß vollstreckt. Das Aufsichtsrecht über diese letzteren beschränkte sich im Wesentlichen auf die Prüfung der von denselben über die Anzahl der kasernirten und nichtkasernirten Flüchtlinge sowie über die Ab- und Zugänge periodisch einzusendenden Listen. Auf Grund der richtig befundenen Listen wurden dann, mit Festhaltung eines Unterschiedes zwischen Kasernirten und Nichtkasernirten, jedem Localcomité die ihm gebührenden Kopftheile zugesendet. Gingen Beschwerden gegen einzelne Localcomité's ein, so suchte das Centralcomité sich des Willens der Mehrheit der betreffenden Flüchtlingschaft zu versichern, was nicht immer leicht war, weil größere Flüchtlings-Versammlungen, in Anbetracht der politischen Lage, öfters unzulässig erschienen; nach Befinden wurden dann etwaige Irrthümer oder Mißbräuche abgestellt. In solcher Weise hat unsere Schöpfung, bei wiederholtem Wechsel ihrer Mitglieder, während mehrerer Jahre eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet, und die fernen Geber mögen einigen Lohn für ihre menschenfreundliche Theilnahme in der Gewißheit finden, daß ihre Gaben manches Elend gemildert, ja Manchem die Wiedereroberung eines selbstständigen Erwerbes erleichtert haben.

Die große Mehrzahl der Berner Flüchtlinge, eine Anzahl badischer Soldaten, das Hanauer Corps, eine bunte Menge

anderer Blouſenmänner, und wer immer ſich nicht in der Lage befand, eine Privatwohnung zu bezahlen, ließ ſich einkaſerniren. Wer ſich aber nur irgend einige Mittel zu verſchaffen wußte, ſei es von Hauſe, ſei es durch ſeiner Hände Arbeit, der miethete ſich, allein oder in Gemeinſchaft mit ſeinen nächſten Freunden, eine beſondere Wohnung. Nach freier Wahl und eignem Geſchmack wohnt man ſchon ganz gerne zuſammen; aber ein Anderes iſt's, durch Pflicht und äußere Vorſchrift dazu gezwungen zu ſein. Diejenigen Socialiſten, welche, als Preis der verheißenen Wohlthaten, das Opfer der häuslichen Eigenthümlichkeit verlangen, ſtoßen ſelbſt bei Denjenigen, auf deren Erleichterung ihre Pläne vorzugsweiſe abzielen, auf entſchieden entgegengeſetzte Neigungen. Auf thatſächliches Entgegenkommen können ſie immer nur im Falle der äußerſten Noth rechnen. Man arbeitet lieber etwas mehr, um die erſten Erübrigungen auf die Herſtellung ſeiner beſonderen Häuslichkeit zu verwenden. Unſer irdiſches Thal iſt nun einmal kein großer Backtrog, in welchem die Menſchen als gemeinſchaftlicher Teig, als fluidum humanum, zur Welt gekommen wären. Wir ſind alle als Individuen geboren, mit individuellen Knochen, Muskeln und Nerven, Große und Kleine; der Eine hat ein größeres Bett, eine größere Stube nöthig als der Andere, und zu der individuellen Leibesbeſchaffenheit kommt dann noch der individuelle Geſchmack, der vollends jene wohlgemeinten Theorieen über den Haufen wirft. Auch will Freund Vogt dem großen Reiche der Mutter Natur abgelauſcht haben, daß der Drang nach individueller Ausbildung überall ein Zeichen höherer Culturfähigkeit, der Mangel dieſes Dranges hingegen ein Zeichen des Gegentheils ſei. Der ſchlaue Fuchs wohnt in ſeiner anarchiſchen Höhle, die dummen Schaafe folgen blöckend ihrem Leithammel und laſſen ſich geduldig in ihre Pferche zuſammendrängen, — von der niederen Stufe der Zoophyten mit ihrem vereinfachten Lebensorganismus gar nicht zu reden. Freilich iſt der ſchlaue Fuchs zugleich ein Hallunke, das dumme Schaaf zugleich ein Sinnbild der Demuth und des chriſtlichen Opfers. Aber es fragt ſich,

ob denn auch für den Menschen die Spitzbüberei nothwendig anfange, wo die Dummheit aufhört, ob zwischen Selbstsucht und Opfer nicht vielmehr das große reiche und schöne Gebiet der Gerechtigkeit liege, der Gerechtigkeit gegen sich und Andre, welche die eigne Eigenthümlichkeit möglichst zu bewahren und auszubilden trachtet, ohne dem Rechte des Nächsten auf gleiche Eigenthümlichkeit zu nahe zu treten. Will man die Gerechtigkeit ebenfalls „Egoismus“ nennen, in dem Sinne, daß am Ende doch Alles aus dem „Ich“ fließe, so kann man da Nichts dagegen haben, obgleich man sich dadurch mit dem Sprachgebrauche in Widerspruch setzt; will man selbst mit Büchner's Danton sagen: „Es gibt nur Epicuräer, und zwar grobe und feine; Christus war der feinste!“ — meinetwegen! Aber dann gibt es eben sehr verschiedene Arten von Egoismus, den rohen Egoismus, der sich einbildet, der Gesellschaft nicht zu bedürfen, der die Freiheit seiner Mitwelt plump darniedertritt, ihr die Möglichkeit der Schönheit raubt und somit den Quell seines eignen Lebensgenusses verunreinigt; und im Gegensatz dazu einen anderen Egoismus, der ein wirkliches und aufrichtiges Schönheitsinteresse daran hat, daß alle Knospen menschlicher Kraft zu möglichster Entfaltung und Blüthe gelangen, ja dessen eigner Genuß grade dadurch bedingt ist.

Als Flüchtlingskaserne hatte die Regierung den geräumigen Boden des stattlichen Kornhauses hergegeben. Vor demselben erhebt sich ein seltsames Baustück, der s. g. „Kindlifresserbrunnen“, ein alter Röhrbrunnen, überragt von einer grotesken Figur, wahrscheinlich Saturn, die eben im Begriffe ist, ein Kind „ohne Senf und Salz“ zu verspeisen, während mehrere andere, zu gleichem Loose verdammt, ihr in Gürtel und Taschen stecken, — für Revolutionaire jedenfalls ein Stoff zu sinnigem Nachdenken! Im Giebelfelde seiner Front trägt das Kornhaus den „alten Mutz“, das Sinnbild der Kraft Berns. In seinem Inneren herrschte damals ein merkwürdiges Leben. Badenser, Hessen, Schwaben, Baiern, Sachsen, Preußen, kurz Deutsche von fast allen Stämmen hatten dort Obdach gefunden. Durch den ge-

müthlichen süddeutschen Dialect klang der scharfe Accent des Nordens, Blouse hing neben Uniform, Tornister neben Seitentäschchen, Tzacko neben Heckerhut, darüber viel Schärpen und Bänder, schwarzrothgoldne und rothe. Jeder hatte sein Bett, sein Stück Wand mit Kleiderhaken, seinen Stuhl, mehrere zusammen einen Tisch. Da saßen sie, die Sturmverschlagenen, und erzählten sich ihre Erlebnisse, wie Dies und Jenes gekommen, und wer eigentlich die Schuld trage, und wie man Das besser machen müsse, „wann es wieder losgehe.“ Die Blousen erinnern mich an den Winter. Viele hatten keinen Faden Wolle am ganzen Leibe. Es war daher eine wahre Freude, der Auspackung der Kleiderkisten beizuwohnen, welche nach und nach aus dem geliebten Vaterlande anlangten. Alles Mögliche zog man daraus an's Licht hervor, Röcke, Hosen, Westen, Hüte, Mützen, Halsbinden, Hemden, Vatermörder, Schuhe, Stiefel, Pantoffeln, Strümpfe, gestrickte Jacken und Schawls, Damenkleider, Schürzen und Damenhüte, selbst das Kinderzeug bis zu Windeln und Wickelzeug fehlte nicht. Wie sorglich, selbst daran zu denken, „daß Unkraut nicht vergeht!“ Nichts geht doch über die Weiber; sie denken an Alles. — Außerdem kaufte das Berner Localcomité noch Tuch und Leder an, und lies dasselbe zu Kleidern und Schuhwerk verarbeiten. Eine einfache aber nahrhafte Kost wurde von der Regierung gereicht, und so war für das Materielle möglichst vorgesorgt. Dagegen fingen die armen Schelme allmählig an, sich sträflich zu langweilen. Der deutsche Arbeiter ist überall geschätzt, und manche Handwerker, Schneider, Schuhmacher, Schreiner, Buchbinder, hatten auch bei Berner Meistern Beschäftigung gefunden. Aber auf die Masse machte Das nur Wenig, und die große Anzahl der unter den Soldaten befindlichen Ackersleute blieb vollends ohne alle Aussicht auf nützliche Bethätigung. Manche bekamen das Heimweh, Alle sehnten sich nach Arbeit. Unter diesen Umständen trat, was nur immer von Intelligenz in der Flüchtlingschaft vorhanden war, zusammen, um den Leuten durch Unterricht und Vorlesungen ihre Lage einigermaßen erträglicher zu machen. Von revolutionairen Vor-

trägen war dabei natürlich nicht die Rede; das würde der schweizerische Bundesrath nicht geduldet haben. Dagegen wurde im Schreiben und Rechnen, in der Geographie und Naturgeschichte unterrichtet, und frühere Offiziere gaben Unteroffizieren und Anderen, welche sich militairisch weiter auszubilden wünschten, Unterricht im Planzeichnen, im Fortificationswesen und in anderen Zweigen der Kriegswissenschaft. Zu abendlichen Vorlesungen wurden passende Litteraturstücke, Dorfgeschichten oder Dramen gewählt. Zum Lieblingsvorleser der Leute machte sich Mayer aus Eßlingen durch seinen eindringlichen Dialect, durch den Nachdruck, den er volksthümlichen Stellen zu geben wußte, und durch seine guten, dem Verständnisse der Zuhörer angepaßten Erläuterungen. — Auf dem Kornhausboden herrschte übrigens strenge militairische Ordnung; das Thor wurde des Morgens zu bestimmter Stunde geöffnet, des Abends zu bestimmter Stunde geschlossen, und dem Mayer geschah es wohl ein und das andre Mal, daß er, im Eifer einer über die gewöhnliche Stunde hinaus fortgesetzten Vorlesung, miteingeschlossen wurde.

Was die politische Stimmung anbetrifft, so war diese — die Wahrheit zu sagen — geraume Zeit lang ziemlich thöricht. Alle Tage „ging es wieder los“; statt sich den guten Tag zu bieten oder zu fragen: Wie gehts? — war die gewöhnliche Anrede auf der Straße oder an öffentlichen Orten: „Wann geht's wieder los?“ — War es nicht morgen, so war es doch gewiß übermorgen, und wer den groben Irrthum beging, nicht daran zu glauben, der gerieth leicht in den Verdacht geheimer reactionairer Sympathieen. Diese Hoffnungen gründeten sich übrigens weniger auf Deutschland als auf Frankreich. Selbst als Oestreich athemlos von den Schlachtfeldern Ungarn's nach Deutschland zurückkehrte, um das bis dahin Versäumte nachzuholen und Preußen aus sämmtlichen errungenen Stellungen wieder hinauszudrängen, selbst als Preußen nicht zu weichen und der Ausbruch eines Kampfes fast unvermeidlich schien, selbst da lebte in der großen Mehrzahl der Flüchtlinge der Instinct, daß Preußen am Ende doch nachgeben werde, und zwar so merk-

würdig sicher, daß ein Finanzbourgeois damit an der Börse große Summen „verdient“ hätte. Dagegen wichen die Illusionen, denen man sich hinsichtlich Frankreichs hingab, nur allmählig dem offenkundigen Rückschrittsgebahren der seit dem 29. Mai 1849 versammelten Legislative, gegen welches das Volk zwar von Zeit zu Zeit in den Ersatzwahlen protestirte, ohne jedoch dadurch etwas Anderes zu erreichen als verdoppelte Freiheitsbeschränkungen. Als endlich am 31. Mai 1850 das Volk selbst die Verstümmelung des allgemeinen Wahlrechts ruhig hingenommen hatte, da erschienen die Aussichten auf mehrere Jahre hinaus, bis zum Termin der neuen Präsidentenwahl, vertagt, und die Auswanderung nach America lichtete zusehends die letzten Reihen der bis dahin Zurückgebliebenen.

Die frei in der Stadt Wohnenden und wer von den Einkasernirten es nur immer vermochte, sei es aus eignen Mitteln, sei es als Gast eines besser Gestellten, vereinigten sich von Zeit zu Zeit zu gemeinschaftlichen Ausflügen in Flur und Wald, und versammelten sich zum Mindesten wöchentlich einmal des Abends in der „Michelei.“ Dort trank man einen Schoppen Wein oder ein Glas Bier, nahm wohl auch das Abendbrod, und setzte, bei besonders festlichen Gelegenheiten, nachdem man aus dem Walde den erforderlichen Waldmeister mitgebracht hatte, nach deutscher Sitte die Maibowle an. Obgleich der Waldmeister in den nächsten Umgebungen der meisten Schweizerstädte reichlich vorkommt, so habe ich doch nirgends bei den Schweizern unseren Maiwein angetroffen. Viele Flüchtlinge waren musikalisch, eine Guitarre war auch zur Hand, und so wurde oft gesungen, Quartett oder Wildgesang, in die Runde und im Chor, in heller Freude, wann ein aus Rastadt Entsprungener anlangte, und nicht ohne Wehmuth, wann Einer nach America abging —

Muß' i dann, muß i dann zum Städtli 'naus,
— — — — — — — — —

Dabei theilte man sich mit, was man aus den öffentlichen Blättern oder aus Briefen aus der Heimath erfahren hatte, und

gedachte des Vaterlandes und Derer daheim, nicht Aller mit gleicher Liebe. Wie wäre Das auch möglich gewesen? Waren wir doch unter uns selbst gar nicht so einig, als man es von Genossen desselben Unglücks wohl voraussetzen möchte. Dies ist aber eine alte Erscheinung, so alt wie die Geschichte der Emigrationen. Beschäftigungslosigkeit und Abwesenheit des gemeinschaftlichen Gegners sind eine arge Geißel. Die nach Außen hin abgeschnittene Thätigkeit kehrt sich nach Innen und wühlt in den eignen Eingeweiden, und zwar mit der ganzen Kraft aller natürlichen Leidenschaften, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Eifersucht, des Neides und selbst des Hasses. So arg als Herr v. Manteuffel meinte, indem er den Vers auf uns anwandte:

„Jeder dieser Lumpenhunde wird vom Ander'n abgethan" —

so arg war es grade nicht, aber doch arg genug. Die hauptsächlichsten Angriffe richteten sich gegen uns „Parlamenter", wie man uns nannte. Sie kamen nicht von der Masse, diese war vielmehr das Publikum, welches man uns abwendig zu machen suchte. Sie kamen vielmehr von Solchen, welche in der Revolution ebenfalls Rollen, aber subalternere als wir gespielt hatten, und nunmehr eine Umkehr dieses Verhältnisses, die im größeren Kreise nicht möglich gewesen war, im kleineren herbeizuführen suchten. Das verdient ohne Zweifel Entschuldigung. Denn Viele dieser Leute hatten daheim mit viel Mühe und Gefahr recht schwierige Stellungen eingenommen, ohne dafür auch nur den Lohn eines öffentlichen Bekanntwerdens ihrer Leistungen in weiteren Kreisen einzuärndten. Dazu mochten sie sich unsere höhere Stellung im Parlamente als viel dornen- und gefahrloser denken als sie war. Was ich z. B. in den ersten Tagen nach dem Frankfurter September-Aufstande ausgestanden habe, als es galt, über frische Blutlachen durch die Reihen noch pulvergeschwärzter Soldaten, denen man mich als den unbestrittenen Anstifter zum Morde Auerswald's und Lichnowsky's bezeichnete, mit fester Stirne hindurchzuschreiten,

um zu gewohnter Stunde auf gewohntem Platze im Parlamente zu ſitzen; als der Antrag auf Verhaftung in's Parlament kam und ſelbſt ſonſt ordentliche Leute vor mir ausſpuckten, — was ich damals ausgeſtanden, das wünſche ich meinem ärgſten Feinde nicht, geſchweige denn einem Geſinnungsgenoſſen. Ich ſchweige von unſeren Erlebniſſen am Kampftage ſelbſt, weil dieſe zur Zeit einläßlich erörtert worden ſind. Nur auf eine Epiſode erlaube ich mir zurückzukommen, welche ſeitdem in den ſogenannten Charakterbildern des Herrn Beda Weber in Frankfurt am Main in einer auf die Verletzung meiner perſönlichen Ehre abzielenden Weiſe entſtellt worden iſt. Es iſt bekannt, daß am Nachmittage des Kampftages ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen werden ſollte. Graf Coronini hatte die Einſtellung des Feuers der Truppen unter der Bedingung bewilligt, daß Deputationen der Linken die Einſtellung des Feuers der Barrikadenkämpfer bewerkſtelligten. Zu dieſem Zwecke begaben ſich Trützſchler, ich und mehrere Andere nach der am Ende der „Zeil“ gegenüber der Conſtabler-Wache errichteten Barricade. In unſerer Begleitung befanden ſich die Abgeordneten Deetz, v. Boddien und ein uns vom Grafen Coronini zu unſerer Legitimation mitgegebener heſſiſcher Offizier. Das Feuer an der Conſtablerwache war von beiden Seiten lebhaft, in unſerer nächſten Nähe gab es verwundete Soldaten, und dieſe waren in der Hitze des Kampfes nicht zum Einſtellen des Feuerns zu vermögen. Die Abgeordneten Deetz und Boddien befanden ſich in Civil. Der heſſiſche Offizier mag ſeinen Auftrag erfüllt haben; aber die Truppen hörten nicht auf zu feuern. Trotzdem forderte mich Herr v. Boddien auf, mich hinüber zu begeben, um die Barrikadenkämpfer zum Einſtellen ihres Feuers zu veranlaſſen, und zwar barſch genug, doch nicht ehrenrührig. Wir ſtanden auf der Straße, da wo auch unſere Begleiter ſtanden, dem Feuer nicht mehr und nicht minder ausgeſetzt als ſie. Wir waren aber nicht naiv genug, unſere Rücken den Kugeln der Truppen auszuſetzen. Vielmehr begab ſich Trützſchler zum Grafen Coronini auf die Hauptwache zurück, um ihn von

dieſer Sachlage zu unterrichten, worauf dieſer ſelbſt ſich mit Trützſchler zur Stelle verfügte. Als ſie anlangten, war es mir aber ſchon möglich geweſen, hinüber zu gelangen und die Barrikadenkämpfer um mich zu verſammeln. — Der Mangel unſerer Naivität, das Feuer der Truppen auf den Rücken zu erhalten, in Verbindung mit der Aufforderung des Herrn v. Boddien, gab kurz nach dem Kampfe zu gehäſſigen Darſtellungen im Parlamente Veranlaſſung. Darauf erließ ich im Frankfurter Journal eine Erklärung, worin ich den Thatbeſtand, ſowie ich ihn eben auseinandergeſetzt habe, einfach hinſtellte, und die gegen mich in Umlauf gebrachten gehäſſigen Darſtellungen für verläumderiſch erklärte. Dieſe aufrecht zu erhalten, fand ſich nun auch Niemand veranlaßt. Aber ich hatte mich in meiner Erklärung hinſichtlich des heſſiſchen Offiziers des Ausdrucks bedient: „Der heſſiſche Offizier war unterdeſſen abhanden gekommen.“ Dagegen remonſtrirte nun dieſer Offizier. Ich hatte nicht die entfernteſte Abſicht gehabt, denſelben zu verunglimpfen. Ich kann auch wirklich nicht ſagen, wo er ſich befand. Mir kam es nur auf die Thatſache an, daß das Feuer Seitens der Truppen nicht eingeſtellt worden, eine Thatſache, von welcher ja Trützſchler gleichzeitig bei dem Grafen Coronini ſelbſt Meldung gemacht hatte. Dies erwiederte ich in einer zweiten Erklärung im Frankfurter Journal auf die Entgegnung des heſſiſchen Offiziers, unter wiederholter Bereiterklärung, für meine Darſtellung perſönlich einzuſtehen. Die betreffenden Nummern des Frankfurter Journals, in welchen meine beiden Erklärungen enthalten ſind, habe ich hier in Italien nicht zur Hand. Sie waren aber ſo beſtimmt abgefaßt, daß ſie eine unmittelbare Zuſchrift des demokratiſchen Vereines meines Wahlbezirkes zur Folge hatten, des Inhalts: „daß ich durchaus kein Mandat habe, mich in Frankfurt mit Offizieren zu ſchießen, ſondern dem deutſchen Reiche eine Verfaſſung gründen zu helfen“, — wobei meine Wähler freilich vergaßen, daß ich außer ihnen auch noch mich ſelbſt zu vertreten hatte. — Auf meine beiden Erklärungen erfolgte nun aber keinerlei Entgegnung mehr; während der 9

Monate, die ich von da ab noch im Vaterlande verweilte, fand sich Niemand vermüßigt, für die gegen mich in Umlauf gebrachten gehäſſigen Gerüchte einzuſtehen. Auch ſchienen ſie von dem Augenblicke ab todt, in und außer dem Parlamente. Da kommt nun hinterher, während meines Exils, im Jahre des Heils 1853, Herr Beda Weber, um im Verlage des Herrn Sauerländer in Frankfurt a. M., über die fragliche Epiſode folgende Mittheilung zu machen: „Unſere Barricaden und die Redner der Pfingſtweide erinnern mich an ein Abenteuer, das Simon von Trier am 18. Sept. zu Frankfurt mit nicht geringem Herzdrücken überſtehen mußte. Die Linke wollte mit den Aufſtändiſchen vermitteln. Simon von Trier ward auserſehen, mit einigen preußiſchen Haudegen an die Barricade zu gehen, weil er auf der Pfingſtweide ſo übermäßig tapfer gekräht und gebrüllt hatte. Als jedoch der Redner in die Nähe des Straßenkampfes kam, ſank er zuſammen wie ein Mehlſack, der ſeines Inhaltes baar geworden; ein Preuße faßte ihn beim Nacken und ſchleppte ihn erbarmungslos an die Stätten, wo die Schüſſe krachten, deren Pulverdampf ſo widerlich auf die Nerven des guten Simon wirkte, daß er alle Beſinnung verlor und ganz die Geſtalt einer abnormen Fehlgeburt annahm, die man in Spiritus zum ewigen Andenken aufgehängt. — Da ſind die Weiber in und um Frankfurt weit beherzter . . . . . Als die erſten Schüſſe von den Barricaden Frankfurts auf die Soldaten fielen, waren alle Dachfenſter von wohlgekleideten Damen beſetzt . . . .“

Die Damen Frankfurts mögen ſich bei Herrn Beda Weber für das gemachte Compliment perſönlich bedanken. Ich aber habe die ganze Stelle wörtlich hierher geſetzt, um den Leſer in Stand zu ſetzen, darnach auch die Glaubhaftigkeit der übrigen Kapuzinaden des Herrn Beda Weber gegen die Mitglieder der Frankfurter Linken gebührend zu würdigen.

Kommen wir nun zu den Angriffen zurück, die wir „Parlamenter“ in der Schweiz von den eignen Exilgenoſſen zu er-

dulden hatten. Die Namen der Parlamentsmitglieder waren aus ganz natürlichen Gründen daheim wie im Auslande bekannter geworden, als die vieler anderer, vielleicht mehr verdienstlicher Männer. Eine Folge davon war, daß die Hauptsendungen zur Unterstützung der Flüchtlinge an uns gelangten, aus Deutschland wie aus America. Diese Thatsache war so bekannt, daß grade einige unserer Unterschriften, die Loewe's und die meine, es waren, deren sich um jene Zeit ein Fälscher und angeblicher Flüchtling bediente, um allgemeine deutsche Unterstützungsgelder in seine eigne Tasche abzuleiten, was ihm in einigen Fällen auch wirklich gelang. In Anbetracht dieser Umstände und des Eifers, den wir der Unterstützungs-Angelegenheit fortwährend in unserer Correspondenz widmeten, sah aber auch das Berner Centralcomité vorzugsweise uns gerne als Vertrauensmänner in seinem Schooße, und Das war dann für unsere Gegner wieder ein neuer Grund der Beschwerde gegen „diese sich überall einnistenden Parlamenter." An zahlreichen Beschuldigungen gegen uns fehlte es nicht. Das Parlament trug die Hauptschuld am Mißlingen der deutschen Bewegung, wir waren Mitglieder dieses Parlaments, zwar opponirende Minderheit, zwar kleine, heftig opponirende Minderheit, gleichviel: Mitgefangen — mitgehangen! Manchen deutschen Sendungen war die ausdrückliche Auflage hinzugefügt, genau bezeichnete Summen, direct und ohne Vermittlung der Comité's, an genau bezeichnete Personen gelangen zu lassen. Wenn nun von der Ausführung solcher Auflagen auf irgend eine Weise irgend Etwas verlautete, dann erhoben sich laute Klagen gegen die willkürlichen Vertheilungen, mittelst Deren wir uns eine eigne „Camarilla" (— das war der Ausdruck! —) zu bilden suchten. Endlich waren Manche von uns ihren Landsleuten durch Beibringung besonderer Mittel, durch die Auswirkung freier Ueberfahrt bei den Bundesbehörden, durch Empfehlungsschreiben an americanische Freunde, kurz auf jede mögliche Weise zur Auswanderung behülflich. Es war gar nicht mit anzusehen, wie soviele rüstige Bursche, die gerne gearbeitet hätten, wider Willen

zu verbummeln drohten. Da hatte ich einen Landsmann aus dem Kreise Bittburg, einen großen stämmigen Burschen, der mir oft von seinem Pfluge, seinen Pferden und dem ihm unter der Hand dampfenden Acker mit einer Schwermuth sprach, welche mich an die besten Figuren der Georg Sand'schen Dorfromane erinnerte. Dem Manne mußte geholfen werden, trotz Alledem und Alledem. Ebenso habe ich verschiedenen anderen Arbeitern, Tischlern, Gärtnern, Buchbindern, Tapezierern, zur Auswanderung die Hand geboten, und von Einzelnen habe ich Nachrichten, nach welchen es ihnen in ihrem neuen Vaterlande ganz gut geht. Unsere Gegner aber erhoben deshalb die lautesten Beschuldigungen gegen uns; sie sagten, wir unterstützten die Auswanderung bloß deshalb, um die revolutionaire Partei zu schwächen oder doch bis zu jener energielosen Blässe zu enträthen, deren wir zur Befriedigung unserer ehrgeizigen Pläne bedürften, und Was desgleichen Blödsinns mehr war. Die Leidenschaft entfachte sich wegen dieses letzteren Punktes bis zu dem Grade, daß unsere Gegner eines Tages einen jungen, tüchtigen und kreuzbraven Unteroffizier aus Aachen, Namens Kleefisch, dem wir ebenfalls zur Abreise behülflich gewesen waren, unter der Anklage eines begangenen Diebstahls, an der Grenze in Basel verhaften ließen. Darauf Rückschreiben des armen Verhafteten an uns, Aufklärung der Sache und völlige Nichtigbefindung der Anklage, welchem zufolge wir bei den Behörden die sofortige Freilassung erwirkten. Kleefisch aber antwortete uns, er wisse jetzt, wer ihn als Mensch und wer ihn als bloßes Parteiinstrument behandelt habe. Man führte eigne Conduitenlisten über uns, wo zur Seite unserer Namen alle unsere Schandthaten gewissenhaft nachgeführt wurden; darauf gestützt ließ man Libelle gegen uns drucken, welche man bis nach England, America und wohin man nur immer reichte, verbreitete, grade als wenn man am Vorabende einer neuen Revolution stünde, welche wir um ihre edelsten Früchte zu betrügen drohten. In einem dieser Libelle wurde ich unter Anderem beschuldigt, „geerbkaisert", d. h. zum Zustandekommen des Erbkaiserthums beige-

tragen zu haben. Man verwechselte mich dabei absichtlich mit Heinrich Simon, der um des Ausschlages, den er zu Gunsten des Erbkaiserthumes gab, wahrhaftig nicht um ein Haar schlechter, noch besser ist, als ich, ebensowenig als Loewe und Andere, die in der damaligen Lage für den Erbkaiser stimmen zu sollen glaubten. Aber es war doch nicht wahr, daß ich dafür gestimmt hatte. Doch wußte man die große Masse lange in diesem Irrthume zu erhalten, so daß eines Tages ein mir wohlwollender Arbeiter sich also gegen mich äußerte: „Nun, Sie haben sich eben geirrt. Kommen Sie noch einmal in die Lage, so wählen Sie keinen Erbkaiser mehr, nicht wahr?“ —

Dies thörichte Treiben wurde von manchen, sonst ganz gescheidten Leuten unterstützt, sei es aus Schadenfreude, sei es aus angebornem Bedürfniß nach Wühlerei, selbst nach kleinlicher. Diese steckten die Fahne der Berliner Versammlung gegen jene des Frankfurter Parlamentes auf. Sie hatten insoweit Recht, als das Frankfurter Parlament die preußische Volksvertretung nicht nur nicht unterstützt, sondern zu deren Untergang wesentlich beigetragen hatte. Aber war denn Dies die Schuld der Frankfurter Linken? Hatten wir nicht alles Mögliche aufgeboten, die entgegengesetzte Richtung zur Geltung zu bringen? — Hierbei drängt es mich, einer Thatsache Erwähnung zu thun, die noch wenig bekannt ist. Das Alles gehört ja jetzt der Geschichte an und kann wohl unbedenklich besprochen werden. Nachdem das Frankfurter Parlament den Waffenstillstand von Malmö genehmigt und bald darauf sämmtliche Anträge auf Schutz der hartbedrängten Stadt Wien zurückgewiesen hatte, begab sich ein großer Theil der Mitglieder des Donnersberges, gleichzeitig mit Abordnungen sämmtlicher deutschen Kammerlinken, mit denen man sich zu diesem Zwecke in's Einvernehmen gesetzt hatte, nach Berlin, um der dortigen Linken ein gemeinschaftliches Hinwirken auf die Entsetzung Wiens vorzuschlagen. Es handelte sich um einen Aufruf an das gesammte Deutschland um Geldbeiträge und bewaffneten Zuzug. Das leitende Comité, welches unmittelbar für die erforderlichen Offiziercadres zu sorgen habe, sollte

in Berlin seinen Sitz haben. Kam die Maßregel für Wien zu spät, so konnte sie doch den bald darauf folgenden Berliner Ereignissen eine andere Wendung geben. Mit Hinweis darauf erklärten wir uns sämmtlich bereit, auf unsere Sitze in Frankfurt zu verzichten, und unsere Kräfte mit denen der Berliner Linken zu gemeinsamem Zwecke zu vereinigen. Es gelang uns wirklich, von der zahlreich versammelten Berliner Linken einen unseren Vorschlägen entsprechenden Beschluß zu erwirken. Die Versammlung ernannte sofort eine Commission, bestehend aus ....., d'Ester und mir, um den gedachten Aufruf zu entwerfen, und erklärte sich in Permanenz, bis wir unseren Entwurf vorgelegt hätten. Wir zogen uns zurück und kehrten alsbald mit unserem Entwurfe in die Versammlung zurück. Unterdessen aber waren Waldeck und Temme, welche der bisherigen Berathung nicht beigewohnt hatten, eingetroffen, und machten ihren Einfluß gegen unseren Entwurf sowie überhaupt gegen jeden Aufruf ähnlicher Art mit solchem Nachdrucke geltend, daß die Versammlung von ihrem ersten Beschlusse gänzlich zurückkam. Der Hauptgrund, welchen sie gegen die von uns beantragten Maßregeln anführten, bestand in der zuverlässigen Aussicht, demnächst die parlamentarische Majorität zu erringen, der man schon ganz nahe stehe, und ohne welche auf einen Schutz durch Volk und Bürgerwehr Berlin's nicht zu rechnen sei. Darauf machte Schlöffel sich über die erhoffte parlamentarische Majorität lustig, und sagte der Versammlung so derbe Artigkeiten, daß ich mich in's Mittel legen mußte, um wenigstens ein erträgliches Scheiden zu vermitteln. Wir kehrten darauf nach Frankfurt zurück. In Berlin aber trafen Schlöffel's Prophezeiungen bald darauf buchstäblich ein. Ich will hier natürlich nicht untersuchen, inwieweit Waldeck und Temme mit ihren Anführungen Recht hatten, und was die Durchführung unseres Planes an dem Gange der bald darauf folgenden Ereignisse etwa zu ändern vermocht hätte, — aber sämmtliche Mitglieder der Berliner Linken werden sich unserer damaligen Bereitwilligkeit erinnern, Frankfurt im Stiche zu lassen, und mit ihnen gemein-

ſchaftlich der Zukunft die Stirne zu bieten. Jedenfalls lag zu keiner Zeit auch nur der geringſte Grund dazu vor, die Fahne der Berliner Verſammlung uns als eine entſchiedenere entgegenzuſetzen. Auch das demokratiſch-republikaniſche Princip haben wir Donnersberger reiner vertreten als die Berliner Linke, ja als überhaupt irgend eine Linke in ganz Deutſchland. Freilich war unſere Stellung durch die bereits im Sommer 1848 erfolgte Selbſtauflöſung des Bundestages weſentlich erleichtert. Wir hatten Nichts vor uns, als die durch das Parlament ſelbſt geſchaffene Centralgewalt, während die einzelnen Landesvertretungen ſich ihren angeſtammten Obrigkeiten gegenüber befanden, die zum Theil noch mit großer Gewalt ausgerüſtet waren. Daraus iſt es zu erklären, daß ſelbſt die äußerſte Linke Berlin's nicht aus der „demokratiſchen Monarchie“ herauskam. In der That war es ſchwieriger, gegen thatſächliche Gewalten wirkſam anzukämpfen, als bloße Theorieen in ihrer Reinheit geltend zu machen. Dafür ſtanden aber auch den Linken der großen Hauptſtädte mehr Kräfte zu Gebote als uns in Frankfurt, und immerhin haben wir im Parlamente gethan, was in unſeren Kräften ſtand. Auf ſtaatsmänniſches Weſen machten wir im Donnersberg keinen Anſpruch, aber von der ſcharfen Linie der reinen Principien ſind wir auch nicht um eines Haares Breite abgewichen, weder in der Verfaſſung noch in den Grundrechten. Wir ſtimmten gegen eine unverantwortliche Centralgewalt, und als dieſe durch die Mehrheit dennoch beſchloſſen worden war, enthielten wir uns der Abſtimmung, während der „deutſche Hof“ einen „unverantwortlichen Itzſtein“, die Weſtendhall einen „unverantwortlichen Gagern“ wählte. Jetzt, wo das Gewicht vorübergehender Umſtände ſich verloren hat, klingt Das etwas ſonderbar, — meine Freunde werden mir's nicht übel nehmen. Stimmten doch auch drei unvergeßliche Todte für Itzſtein und Gagern, — Blum für den Erſteren, Raveaux und Schoder für den Letzteren. Aber der Menſch vergeht, der Grundſatz beſteht! — Später, beim endlichen Abſchluß der Reichsverfaſſung, ſtimmten wir gegen das erbliche Kaiſer-

thum, überhaupt gegen Alles, was nicht rein republikaniſcher Natur war, und als die Mehrheit der Verſammlung trotzdem das erbliche Kaiſerthum durchgeſetzt hatte, enthielten wir uns abermals der Wahl. Dabei bedurfte es der nachdrücklichen Geltendmachung unſerer Ueberzeugungen, um uns naheſtehende Freunde von der Wahl abzuhalten, an welcher Einer oder der Andere ſich gerne betheiligt hätte, wäre es auch nur aus dem Grunde geweſen, die intereſſante Reiſe nach Berlin mitzumachen. Nun, das Unglück wäre am Ende auch ſo groß nicht geweſen. Höchſtens wäre dadurch Einer in die Kaiſerdeputation gekommen, welcher den ihn etwa betreffenden Antheil der in Berlin auf dieſelbe herabhagelnden Sarkasmen nicht ſo lammfromm hingenommen haben würde, als die Abgeordneten v. Raumer, Rießer, Biedermann und Panier. Dagegen ſtand der Donnersberg in dieſen Grundprincipien meiſt wie ein Mann. Nur zu allerletzt bildete ſich noch eine grundſätzliche Spaltung. Nachdem nämlich die Reichsverfaſſung mit Erbkaiſer und allgemeinem Stimmrecht, mit kaiſerlichem Suspenſiv-Veto und unbedingter Freiheit der Preſſe, des Vereins- und Verſammlungsrechts, endlich mit einer ſelbſt über das Kaiſerthum hinausgehenden Reviſionsbefugniß, kurz wie ſie nun einmal vorlag, durch die Mehrheit einer aus dem allgemeinen Stimmrechte hervorgegangenen Verſammlung beſchloſſen worden war, da hielt ich mit einem Theile meiner Freunde es für meine demokratiſche Pflicht, mich dem alſo ausgeſprochenen Willen der Mehrheit zu unterwerfen. Ein anderer Theil des Donnersberges, darunter hauptſächlich Trützſchler, verweigerte dagegen dieſe Unterwerfung. Als Hauptgrund dieſer Weigerung führten ſie, wenn ich nicht irre, an, die Verſammlung habe nicht die Befugniß, auch nur den kleinſten Theil der Souverainetät des deutſchen Volkes an einen Erbkaiſer oder wen immer zu veräußern. Laſſen wir die rein thatſächliche und jetzt ſchwer aufzuklärende Frage, inwiefern die Verſammlung damals als Ausdruck des wirklichen Volkswillens betrachtet werden konnte, bei Seite. Fragen wir lieber ſogleich: Hat das Volk ſelbſt das Recht, auf einen

Theil seiner Souverainetät zu verzichten? — Hätte den einzelnen Wahlbezirken gegenüber ihren Vertretern im Parlamente das Abberufungsrecht zugestanden, oder wäre die Reichsverfassung dem gesammten deutschen Volke in Urversammlungen vorgelegt worden, und wäre dieselbe alsdann durch die erforderliche Mehrheit angenommen worden, wäre alsdann dieser Mehrheitsbeschluß für die Minderheit verbindlich gewesen? Da liegt der eigentliche Schwerpunkt. Es ist dieselbe Frage, welche sich später in Frankreich, kurz vor dem Termine zur zweiten Präsidentenwahl, erhob, und welche damals von den französischen Parteimännern, insbesondere Girardin, dahin formulirt wurde: Steht die Republik über dem allgemeinen Stimmrecht, oder das allgemeine Stimmrecht über der Republik? — Nun darauf antworte ich einfach: Das allgemeine Stimmrecht ist der wirkliche Volksboden, das erzeugende Erdreich, — die Republik ist das Erzeugniß, der Baum. Nun wächst aber die Erde nicht aus dem Baum, sondern der Baum aus der Erde. Damit ist wahrlich nicht gesagt, daß der Baum nicht fortwährend kräftigere und schönere Gestaltungen annehmen könne, in dem Maße als sich das Erdreich stärkt und verbessert. Auch versteht sich von selbst, daß Jedermann das Recht behält, auf die Kräftigung und Verbesserung des Bodens hinzuwirken. Aber ein Anderes ist es, das Recht für sich in Anspruch nehmen, den der wirklichen Nährkraft des Bodens entsprechenden Baum abzuhauen, um einen anderen, seinem Ideale entsprechenden in die Luft zu pflanzen. Das heißt aus dem Kranze der demokratischen Insignien das schönste Juwel rauben: den Frieden.

Du hast Recht, Leser, daß es sich jetzt nicht um solche Haarspaltereien, sondern darum handelt, Sebastopol zu nehmen. Doch verdiene ich einige Entschuldigung. Diese Haarspaltereien haben vor dem französischen Staatsstreiche das fühlsame Herz der Börse eben so stürmisch bewegt, als jetzt die Belagerung von Sebastopol, und wer weiß, ob nicht die zukünftige Geschichte solche leidige Fragen gelegentlich von Neuem erheben

wird. Drum gestatte mir, Dir zum Schlusse auch noch mitzutheilen, was mir Trützschler während unseres damaligen Meinungszerwürfnisses unter sein Bild schrieb. Daran will ich dann noch verschiedene Unterschriften aus einem während meines Aufenthaltes in Frankfurt gesammelten Parlamentsalbum reihen. Billige Rücksicht auf den Herrn Verleger nöthigt mich, Dir grade einige der besten vorzuenthalten. Nimm vorlieb mit den folgenden, denen ich meine eignen Gedanken hinzufüge.

„Conservativ darf man nur bei vollständiger Anarchie sein.“

Frankfurt a. M., den 16. April 1849.

Wilhelm Adolph v. Trützschler aus Dresden, Abgeordneter des oberen Voigtlandes.

Hält man Das, was ich oben, im dritten Kapitel, über die Pflege des uns gemeinschaftlichen Ideals der „Culturanarchie“ gesagt habe, mit der eben erwähnten Abweichung unserer Meinungen in der Praxis zusammen, so wird man den Stich leicht empfinden, den mein Freund mir mit seinen Worten zudachte. Was ich darauf zu erwiedern habe? — Daß ich durch meine Unterwerfung unter die Reichsverfassung nicht anfing, conservativ zu werden, sondern nur aufhörte revolutionair zu sein, so lange der Mehrheitswille der deutschen Nation sich nicht als ein andrer erweisen würde. Auch auf der neugewonnenen Basis würde ich fortwährend zur Opposition gehört haben. Daraus werde ich überhaupt nie herauskommen. Ja! conservativ darf man nur bei vollständiger Anarchie sein. Ja! die harte Schale der Gewalt muß dereinst völlig fallen, damit der edle Kern gereifter Cultur frei an's Licht trete. Aber wir können diese Schale nicht willkürlich, nicht vor gehöriger Entwicklung und Reife, beseitigen, ohne den Kern selbst zu zerstören.

Zwei Verstorbene:

1) „Die Niedergeschlagenheit, in welcher sich gegenwärtig die Nation befindet, ist dem Herbste zu vergleichen. Der Winterschlaf wird neue Kraft geben; ein kommender

Frühling wird neue Knospen treiben, und der Baum der Freiheit wird grünen und blühen, und ein anderer Herbst die Früchte, die langersehnten, bringen.«

Frankfurt a. M., den 13. December 1848.

Franz Raveaux.

2) »Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,
So auserwählt kein irdscher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden,
So Viel, so Wenig ihm gefällt.« —

Frankfurt a. M., den 12. December 1848.

Adolph Schoder.

»Der brave Mann denkt an sich zuletzt.«

Eisenmann.

Dem setze ich frei und frank entgegen: Wer nicht zuerst, wenn auch nur bescheiden, für sich gesorgt hat, wird nie recht für Andere sorgen können. Erst gehört man auf seine eignen Beine, und dann hilft man den Anderen.

»Erst wenn Kunst und Sitte eine neue Form angenommen, wird die Demokratie fest begründet sein.«

Julius Fröbel.

Sehr wahr! Die Demokratie muß durch Wurzeln und Gefäße bis in die feinsten Spitzen des menschlichen Wesens vordringen und dort neue Blüthen erzeugen. Das mag langwierig sein, weil es einen umfassenden Bildungsprozeß im ganzen Organismus voraussetzt. Dafür wird aber auch die Blüthe um so natürlicher, kräftiger, reicher und schöner sein, als in der Aristokratie, worin sie nur als Treibhauspflanze gedieh.

»Wahrhaft frei ist nur, wer entbehren kann.«

Fallmerayer.

Das ist gewiß wahr; wer aber nicht schön genießen kann, ist ebensowenig wahrhaft frei. Das ist die alte Frage

zwiſchen Stoikern und Epicuräern, zwiſchen Diogenes und Alexander. Was iſt das Rechte, die Kraft zu ſchönem Lebensgenuſſe oder der Heroismus der Entbehrung? Die Kraft zum Genuſſe iſt's, ſagen die Einen. Aber was iſt die Kraft zum Genuſſe bei kläglicher Haltloſigkeit im Mangel? — Der Heroismus der Entbehrung iſt's, ſagen die Anderen. Aber „daß die wahre Glückſeligkeit ſich ſelbſt genügen und keines anderen Dinges bedürfen ſoll", — um mich der Worte des Ariſtoteles zu bedienen — iſt doch auch ein trauriges Ding. Muß denn dieſe trockne Selbſtgenügſamkeit nicht nothwendig der Innigkeit und Wärme unſerer Beziehungen zu Natur und Menſchheit empfindlichen Abbruch thun und dadurch den Lebensreichthum der Einzelnen wie der Geſammtheit weſentlich vermindern? — Wir werden daher wohl Beides nicht gut entbehren können, und ſagen müſſen: „Wiſſe Alles zu genießen und lerne Alles entbehren". — Wenn nur nicht die Ausbildung der Kraft zu ſchönem Genuſſe die Kraft der Entbehrung, die Ausbildung der Entbehrungskraft die Kraft zu ſchönem Genuſſe nothwendig abſchwächte! Ich ſtehe vor einem heißerſehnten Ziele. Ich kann ihm mit dem Heroismus der Entbehrung den Rücken wenden und mein Selbſtgefühl retten, aber nicht ohne Verluſt an Innigkeit, Wärme und Lebensreichthum. Trachte ich dagegen, es zu erreichen und werde dabei von fremder Kraft zurückgeſchleudert, dann iſt es zum Heroismus der Entbehrung zu ſpät, weil das hierzu nothwendige Selbſtgefühl bereits eine ſchwächende Niederlage empfangen hat. Iſt Das wahr, iſt dieſe Schwächung des Selbſtgefühls durch das Scheitern an äußeren Schranken unvermeidlich? — Nein! ſie iſt nicht unvermeidlich. Ich kann ſcheitern, weil meine Anziehungskräfte ſich als unzureichend erweiſen; ich kann aber auch ſcheitern, weil die Auffaſſungs- und Empfindungskräfte Anderer nicht ausreichen. Hier hilft freilich keine eitle Selbſtbethörung, hier entſcheidet nur der ſichere Pulsſchlag eines wahren Selbſtgefühls. — So wäre alſo doch Beides zu vereinigen. Aber dazu gehört eben eine gewaltige Natur, gewaltig wie jene,

welche die „Trilogie der Leidenschaft“ hervorgebracht hat; tief und hoch, ein ebenbürtiges Kind jener großen Mutter, welche Land und Meer, Frost und Gluth, Nacht und Licht in einem Schooße umschließt.

Sechstes Kapitel.

Robespierre und die Bourgeoisie. — Verhalten der Schweizerbehörden gegenüber den Flüchtlingen. Ueber das Asylrecht. — Stimmung des schweizerischen Volkes gegenüber den Flüchtlingen. Die angeblichen Auflösungstendenzen eines künftigen Deutschlands gegen die Schweiz. — Der schweizerische Republikanismus.

Trotz aller Anfeindungen vermochten es unsere Gegner doch nicht, uns „Parlamenter“ bei der Masse der Flüchtlingschaft in ernstlichen Mißcredit zu bringen. Sonntags Morgens bekam ich regelmäßig Besuch von deutschen Arbeitern, nicht nur wenn man sie in's Pech gehetzt hatte, wie bei Gelegenheit der Burgdorfer Arbeiterversammlung, und es nun galt, sie mit Rath und That wieder herauszuziehen, sondern auch aus natürlichem Bedürfnisse des gegenseitigen Verkehres und Meinungsaustausches. Ich hatte mit den Leuten oft recht interessante Gespräche über die sociale Frage. Wenn ihre socialen Idee'n über die Grundbedingungen des menschlichen Wesens hinausgingen, so gelangte ich immer dadurch am Besten mit ihnen auf ein Ziel, daß ich sie auf sich selbst zurückführte. Wenn man sie frägt, ob sie von den Früchten ihres regeren Fleißes, ihrer größeren Geschicklichkeit, ihrer höheren Einsicht, mit einem Worte ihrer höheren Kraft einen Theil an ihre schwächeren Genossen freiwillig abgeben wollen, so ist die Antwort durchweg: Herzlich gerne! Fragt man sie aber, ob sie sich durch äußere Vorschrift ein für alle Male einen Theil der Früchte ihrer höheren Kraft aboctroyiren lassen wollen, dann antworten sie entschieden: Nein! — Nun, so geht's den anderen Leuten auch, fügte ich dann hinzu, und wenn ihr die heutige Bourgeoisie abgeschafft hättet, so würde,

zufolge der Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, aus eurem eignen Schooße sich sofort wieder eine neue Bourgeoisie erheben. — Damit beweist man Nichts gegen vorübergehende ökonomische Umwälzungen, wie Lykurgische Ackerloose, Solonische Seisachthie und römische Agrargesetze. Diese hält kein Mensch auf, wenn sie nothwendig werden. Aber man bringt sie zum Nachdenken über jene ökonomische Gleichheit, welche ihnen von anderer Seite als ewiges Reich verheißen wird. Man macht sich kaum einen Begriff davon, wie weit der Unverstand nach dieser Richtung hin bisweilen getrieben wird. Da lebte in Bern ein Dr. philosophiae aus X...., ein wirklicher Dr. philosophiae, welcher in dem später aufgelösten Berner Arbeitervereine bisweilen Vorträge hielt und diese von Zeit zu Zeit drucken ließ. Bei einem ihrer Sonntagsbesuche brachten mir einige Arbeiter eine solche gedruckte Rede, deren Inhalt wir dann besprachen. Darin fanden sich die Verdienste Robespierre's um Ausrottung der Bourgeoisie hervorgehoben, und mit folgenden Worten besiegelt: „Hätte Robespierre noch zwei Jahre gelebt, so gäbe es heute keine Bourgeoisie mehr!" — Sicher! wäre der Dampfkessel nicht gesprungen, so wäre er noch heute ganz; hätte Frankreich Lust gehabt, sich zu einer kopflosen Gleichheit zusammenguillotiniren zu lassen, so wäre es heute um einen Kopf kleiner und gleich! Dieses ist über jeden Zweifel erhaben. —

Ueber das Verhalten der Schweizerbehörden und des Schweizervolkes zu den Flüchtlingen ist bis auf den heutigen Tag gar viel Unrichtiges und Uebertriebenes gesagt worden. Um eine gewisse Einheit in die Flüchtlingsangelegenheit zu bringen, nahm der eidgenössische Bundesrath dieselbe von Anfang an zur Hand, so daß die einzelnen Kantonalregierungen darin meist nur nach seinen Anweisungen verfuhren. Er hatte dabei eine schwierige Stellung. Außer den unablässigen Anforderungen der auswärtigen Regierungen hatte er unserethalber auch häufige Angriffe innerer Gegner zu erdulden. Die im Sonderbundskriege unterlegene Partei rechnete ihm jeden Franken nach, den er für die Flüchtlinge verausgabte und wies auf die eignen

Armen hin, welche Kälte und Hunger litten, während die Herren Flüchtlinge in warmen Kasernen gut genährt würden. Das verfing denn auch, und die Stimmung der Berner Armen gegen die Flüchtlinge wurde im Winter 18$^{4}/_{50}$ einmal so gereizt, daß man, um Conflicte zu vermeiden, die Flüchtlinge zu gewissen Stunden streng in ihrer Kaserne consignirt halten mußte. Aristokraten und Klerus oder wer immer sich am Ruder befunden haben möchte, hätten zwar in ähnlicher Lage nicht anders handeln können, als der Bundesrath handelte. Die deutsche Revolution warf auf einmal 8 — 10,000 brod- und obdachlose Menschen auf den Schweizerboden. Hätte man sie mit Kartätschen am Ueberschreiten der Gränze verhindern sollen? Das hätten auch die ärgsten Reactionaire nicht gewagt. Nachdem sie aber einmal da waren, konnte man sie auch weder verhungern noch erfrieren lassen. Die Reactionaire hätten ihnen ebensogut Brod und Obdach gegeben, wie die Radicalen. Nun es aber die neue Bundesbehörde war, welche das Unvermeidliche that, schmiedete man sich eine Waffe daraus gegen sie. Trotz dieser Anfechtungen haben die Schweizerbehörden, abgesehen von Dem, was durch Privatunterstützungen in einzelnen Städten und Familien geschah, durch Gewährung von Obdach, Nahrung und Unterstützungen zur Auswanderung für die Flüchtlinge Mehr gethan als das gesammte Deutschland *). Dort waren wir

---

*) **Flüchtlingskosten von 1849 bis Ende 1852.**
(Aus dem Geschäftsbericht des Bundesrathes vom Juli 1853.)

	Fr.
An die Kantone gezahlt als Entschädigung	365,375
Direct von Bundeswegen verwendet, besonders für Abreisende .	125,178
Für Commissariate	43,299
Truppenaufgebot im Juli 1849 Fr. 1,403,740, „wovon ohne (?) Uebertreibung zwei (?) Dritttheile den Flüchtlingen zugeschrieben werden dürfen"	936,000
Verwaltungsausgaben	5,145
Summa rund	1,475,000

„Unabhängig von dieser Summe giebt es solche Kosten, welche auf den Kantonen, Gemeinden, Corporationen und Privaten lasteten". — „So

freilich eine besiegte Partei und unsere Freunde daheim litten mit unter dem Drucke des Siegers. Aber die Schweiz hat auch nur eine Seelenzahl von 2¼ Millionen, während Deutschland 45 Millionen zählt. Um sich aber eines dauernden und ruhigen Asyls in der Schweiz zu erfreuen, dazu gehörten drei Dinge: Ein eignes Auskommen, ruhiges Verhalten und Mangel auswärtiger Reclamationen. So hart es den Einzelnen treffen mochte, so war doch Nichts begreiflicher, als daß der Bundesrath eine fortgesetzte Unterhaltung von 10,000 Flüchtlingen auf öffentliche Kosten vor dem Lande nur unter der Bedingung verantworten könne, daß er alle der Humanität nicht widersprechenden Mittel ergreife, um diesem Zustande ein Ende zu machen. Die Einhaltung der richtigen Linie war hierbei nicht leicht. Zwei Hauptmittel, deren man sich bediente, den Abfluß der Massen herbeizuführen, waren die Einladung zur Rückkehr nach Hause und die Beförderung der Auswanderung. Während man zu letzterem Zwecke den Mittellosen dankenswerth unter die Arme griff, mag es wohl vorgekommen sein, daß von den nach Hause Zurückgekehrten Manche, statt der dort in Aussicht gestellten Straflosigkeit oder leichten Bestrafung, ein hartes Loos fanden. Was die Verpflichtung, sich ruhig zu verhalten, anbetrifft, so habe ich niemals, wie manche Andere, das Asylrecht so verstanden, daß man sich der Schweiz als unverlierbaren Ausgangspunktes zu revolutionairen Unternehmungen gegen die Gränzländer nach Belieben bedienen könne, um, nach erlittener Niederlage, ruhig in dessen Schooß zurückzukehren. Das ist eine unbescheidene Forderung. Vielmehr hat jedes asylgebende Land unbedingt das Recht, Denjenigen, welcher von seinem Boden aus gegen benachbarte Regierungen Revolutionaires unternimmt

---

übermäßig diese Ausgaben, besonders für die Schweiz, sein mögen, so sind sie dessen ungeachtet nicht außer Verhältniß zu dem Zweck, den man erreichte. Man hat vollkommen sowohl dem Asylrecht und der Menschlichkeit, als auch den internationalen Pflichten und der Sicherheit der Schweiz Genüge gethan".

und dadurch gefährliche Verwicklungen herbeiführt, auszuweisen. „Ah!“ — ruft Mazzini in seinem Streite gegen Fazy aus — „so gibt es also nur ein Asyl für unsere Leiber und unter der Bedingung, daß wir unserer Seele, unserem Glauben, unseren Pflichten, unserer Vaterlandsliebe, unseren Freunden, unserer Correspondenz entsagen!“ — Keineswegs! Niemand verpflichtet uns, unserer Seele, unseren Ueberzeugungen zu entsagen. Wir können denken und glauben, was wir wollen; Niemand nöthigt uns zum Renegatenthum. Wenn wir aber als Missionaire uns verpflichtet glauben, unseren Freunden daheim Waffen zu schicken, Loosungsworte zu geben oder mit ihnen eine auf zukünftige Erhebungen abzielende Correspondenz zu unterhalten, und wenn dann die betreffenden Regierungen, die Beweise in der Hand, sich darüber bei den Behörden des asylgewährenden Landes beschweren, so dürfen wir nicht vergessen, daß auch diese letzteren eine „Mission“ haben, und zwar eine viel positivere und unbestrittenere, als die unsere, d. i. ihr Land vor allen ungelegenen Verwicklungen mit seinen Nachbarn zu bewahren. Wir haben dann einfach die Folgen unserer Handlungen zu tragen und ruhig von dannen zu gehen, ohne uns darüber zu beklagen, man wolle uns zu Renegaten machen. Ueberhaupt verstehe ich das Asylrecht ganz anders, als es in den letzten Jahren vielfach geltend gemacht wurde. Was ist das Asylrecht? Ist es bloß ein Recht, aber keine Pflicht des Staates, welcher Asyl gibt, oder ist es auch ein Recht des Flüchtlings, welcher Asyl in Anspruch nimmt, mithin eine Pflicht des Staates, den er darum angeht? Mazzini und manche Andere behaupten nachdrücklich das Letztere. Von den lichten Höhen der Humanität, der Völkersolidarität und der Universal-Republik der Zukunft steigen sie hinab und sagen zu der kleinen Schweizer-Republik: „Wir sind verbannte Republikaner, wir gehören zu Euch, wir verlangen Aufnahme und Schutz gegen unsere Verfolger“. — Dabei vergessen sie offenbar, zwischen Liebes- und Rechtspflichten zu unterscheiden. Statt von den Höhen der Idee und gewiß erhabener aber nicht zu erzwingender Grundsätze auf goldener Wolke

hinabzusteigen und in deren Namen zu verlangen und zu fordern, wäre es gewiß rathsamer, auf dem Boden der Wirklichkeit zu verbleiben, und von diesem aus festen Fußes aus der Tiefe nach jenen idealen Höhen einer besseren Zukunft emporzustreben. Dadurch würde man sich vor dem Irrthume bewahren, als gegenwärtige Rechtspflicht zu anticipiren, was höchstens einmal als zukünftige Liebespflicht allgemeiner anerkannt werden wird. Dadurch bliebe man in der natürlichen Ordnung der Dinge. Man wird nicht als Bürger einer Universal-Republik mit einer Masse von Rechten gegen alle Welt geboren. Man kommt als ein gar hülfsbedürftiges Wesen zur Welt, als Mitglied einer Familie, welche einer Gemeinde angehört, die ihrerseits wieder einen Theil irgend eines Staates ausmacht. Die positiven Rechte, welche wir in unserer Wiege vorfinden, sind gar gering und werden um so geringer, je mehr sich der Kreis über unsere Wiege hinaus erweitert. Gegenüber der Gemeinde, in der wir geboren, sind sie geringer als gegenüber unserer Familie, gegenüber dem Staate, welchem wir angehören, sind sie geringer als gegenüber unserer Geburtsgemeinde, und gegenüber fremden Staaten bleiben vollends zu unseren Gunsten nur wenige Züge allgemeiner Humanität übrig, welche in die Gesetzgebungen aller gebildeten Nationen eingeschrieben sind. Folgt man diesem natürlichen Wege, so erkennt man leicht, daß selbst das freieste Land, indem es uns Asyl gewährt, nicht eine positive Pflicht erfüllt, welche wir barsch geltend machen können, sondern uns eine Gunst erweist, die wir mit Bescheidenheit genießen sollen. Und wäre die Erweisung dieser Gunst selbst ausdrücklich durch die Landesgesetzgebung vorgeschrieben, so bliebe es immerhin schicklich, nicht zu vergessen, daß deren Quelle eine Freigiebigkeit ist. Jeder ist Herr in seinem Hause. Wenn der würdigste Hülfsbedürftige an meine Thüre klopft und mir die Gastfreundschaft als ein Recht abverlangt, was ihm wesentlich zustehe, so werde ich ihm dieselbe unter besonderen Umständen vielleicht, trotz seiner Barschheit, gewähren; vielleicht aber werde ich sie ihm auch verweigern. Ebenso kann die Schweiz selbst dem unbescholtensten

Flüchtling der Welt das Asyl verweigern. Deshalb sage ich nicht, daß, wenn ich Schweizer wäre, ich mich bestreben würde, jener alten und ehrwürdigen Gewohnheit der Asylgewährung an politisch Verfolgte stets engere Schranken zu ziehen. Es wäre dies ein Humanitäts-Rückschritt. Am Allerwenigsten aber würde ich einen Zufluchtsuchenden, so lange sein Verhalten untadelhaft, auf die bloße Anforderung einer auswärtigen Regierung hin, ausweisen. Liegt nämlich kein anderer Grund zur Ausweisung vor als der Wille der auswärtigen Regierung, dann handelt es sich nicht mehr bloß um den Flüchtling, nein! dann handelt es sich wesentlich um die Selbstständigkeit des eignen Staates, welche jederzeit in ihrer vollen Schärfe aufrecht zu erhalten jede Regierung ein hohes Interesse hat. Dann handelt es sich nicht mehr um bloße Humanität, sondern um wohlverstandenen Egoismus. Die Schweiz ist nur ein kleines Land; aber sie hat sicherere Bürgschaften ihres Bestandes als manches große. Dazu rechne ich außer seiner außergewöhnlichen Wehrhaftigkeit, welcher zufolge in den verschiedenen Cantonen 8, 10 bis 16 Prozent einer rüstigen Bevölkerung unter Waffen gestellt werden können, die tief eingelebte Eigenthümlichkeit seines Volkes. Seit Jahrhunderten ist mancher Schweizer, vermöge Soldes und geleisteten Eides, im Dienste auswärtiger Fürsten tapfer streitend gefallen. Aber nie wird ein Fürst, gelänge es ihm auch, die Eidgenossenschaft augenblicklich zu überwältigen, dem Schweizer daheim »das Haupt kühnlich in Schooß legen können«. Dafür ist der Sinn für Freiheit und Selbstregierung zu tief und weit verbreitet, nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem Lande bis in das letzte Dorf und die ärmlichste Sennhütte. Neben diesen innern Bürgschaften existiren aber auch ganz bestimmte äußere. Die Schweiz ist die neutrale Hüterin einer Reihe von wichtigen Pässen, welche die Kampfgefilde des Po mit den Quellen der Donau und mit der Rheinebene verbinden. Frankreich kann ebensowenig dulden, daß die Schlüssel zu diesen Pässen in Wien oder Berlin aufbewahrt werden, als Oestreich und Preußen es dulden können, daß man in Paris

darüber verfüge. Die widersprechenden Interessen Rußlands und Englands greifen von weiter her ein, tragen aber nicht minder zum Resultate des gefahrlosen Bestandes der Schweiz bei. Die Geschichte erhebt über allen Zweifel, daß nur im Falle gewaltsamer oder friedlicher Aufhebung dieser Antagonismen die Schweiz ernstlich gefährdet ist. So lange dieselben bestehen, läßt sich darauf und auf die eigne Kraft des Landes schon eine ganz feste und solide auswärtige Politik gründen, und auf diese inneren und äußeren Umstände ist auch von den alten Patriciern zu verschiedenen Zeiten wirklich eine ganz feste und solide auswärtige Politik, hinsichtlich des Asylrechtes wie hinsichtlich anderer Fragen, gegründet worden. Jedenfalls enthalten diese Umstände bessere Bürgschaften der Sicherheit, als ein ungrundsätzliches Leben von Tag zu Tag, worin der bloße Wille doch unversöhnlicher Gegner, wenn auch nicht offenkundig, dann doch mittelbar, mehr und mehr Gesetz wird. Zum Glücke machen sich diese Bürgschaften, wenn manchmal das sichere Bewußtsein ihres Fortbestandes erschüttert erscheint, im Laufe der europäischen Verwicklungen immer wieder mit jener natürlichen Kraft geltend, durch welche sie für Jedermann handgreiflich werden. Was unter dem alten Patricier-Regimente möglich war, muß doch auch unter dem Reiche der Demokratie möglich sein. Wenn man sagt: „Das Volk hat nun einmal keine Lust, sich für die Flüchtlinge zu schlagen, und echte Demokraten müssen doch vor Allem den Willen des Volkes ehren", so ist darauf zu erwiedern, daß, so wie wir die Frage gestellt haben, es sich nicht darum handelt, sich für die Flüchtlinge, sondern sich für seine eigne Unabhängigkeit zu schlagen. Wenn das Volk Dies nicht ebensogut begriffe, als die alten Berner Patricier es zur Zeit Ludlow's und Broughton's begriffen, mit denen sie gewiß keine übergroßen Sympathieen hatten, so wäre es die Sache seiner Führer, es Dies begreifen zu lehren. Denn als Demokrat bin ich wohl verpflichtet, mich dem Willen des Volkes, er sei, welcher er wolle, zu unterwerfen; aber soweit geht meine Verpflichtung nicht, mich auch als Vollstrecker eines von mir als

verkehrt erkannten Volkswillens herzugeben. Darüber würde ich ein bloßes Instrument in fremder Hand, darüber ginge meine persönliche Manneswürde zu Grunde, und Das kann kein Volk von mir verlangen, ebensowenig als ein Fürst. Uebrigens wäre es ja gar nicht zum Schlagen gekommen, da jede bewaffnete Execution gegen die Schweiz eine Einigung der Großmächte über den bisher ungelösten Widerspruch ihrer Interessen voraussetzt. Das Schlimmste, was je bevorstand, war ein allgemeiner Zollkrieg, wie er später im Besondern von Seiten Oestreichs gegen den Kanton Tessin wirklich unternommen wurde. Aber abgesehen davon, daß die Nachbarregierungen durch solche Maßregeln die Interessen ihrer eignen Angehörigen beschädigen, bleibt es in der Politik wie im Privatleben immer rathsam, die höheren Güter nicht um der geringeren willen dran zu geben.

Das Mindeste, was Mazzini, in seinem Streite über das Asylrecht mit Fazy, für die Flüchtlinge in Anspruch nehmen zu können glaubt, ist „ein gesetzlicher Zustand anstatt polizeilicher Willkür.“ Diese Forderung klingt billig, ist aber trotzdem nicht so einfach. Für die asylsuchenden Republikaner dieselben Rechte in Anspruch nehmen, deren sich die Schweizer selbst erfreuen, hieße eine Gunst verlangen, welche einer allgemeinen Schenkung des Bürgerrechts an alle gegenwärtigen und zukünftigen republikanischen Flüchtlinge gleichkäme, eines Rechtes, welches jeder Andere nur vermöge Erlegung einer oft hohen Kaufsumme zu erwerben vermag. Also eine Spezialgesetzgebung! Aber was soll diese Spezialgesetzgebung enthalten? Die Festsetzung des positiven Rechtes für jeden unbescholtenen Flüchtling, so lange er sich untadelhaft führt, Asyl und Schutz in der freien Schweiz zu finden? Das wäre also ein Act der Großmuth, den das Schweizervolk sich ein für alle Mal zu Gunsten Dritter selbst auferlegte, gleichsam um sich gegen die Möglichkeit eintretender Schwächen gegen sich selbst sicher zu stellen! — Ich glaube kaum, daß irgend ein Volk der Gegenwart solche einseitige Verpflichtungen in seine Gesetzgebung aufzunehmen geneigt sein möchte. Es könnte ja

doch der Fall eintreten, daß die Bürgschaften des eignen Bestandes in einem gegebenen Momente ernstlich erschüttert wären. In solchem Falle würde natürlich jeder aufrichtig republikanische Flüchtling die Verlegenheiten der einzigen kleinen Musterrepublik des alten Europa's nicht noch durch seine persönlichen Angelegenheiten erschweren wollen. Die Schweiz selbst aber möchte wohl auch, selbst dem unbescholtensten Flüchtlinge gegenüber, die Hände nicht gebunden haben. Die Asylgewährung ist ein Act der Freigebigkeit, der Großmuth. Solche Acte übt man gerne frei, nicht kraft Gesetzes. Für eine Spezialgesetzgebung bliebe daher Nichts übrig als die Gewährung der geeigneten Mittel und Wege, um solchen Behörden wirksam entgegenzutreten, welche durch ihre Amtsführung hinter dem Maaße der im Volke lebenden Gefühle der Großmuth und Brüderlichkeit zurückblieben.

Ich würde mich übrigens des Undankes schuldig zu machen glauben, wenn ich den obigen Erörterungen nicht ausdrücklich hinzufügte, daß ich für meine Person, während vier voller Jahre, welche ich als Flüchtling in verschiedenen Kantonen der Schweiz zubrachte, mich stets und überall erwünschter Ruhe, und an manchen Orten besonderer Zuvorkommenheit zu erfreuen hatte. Insbesondere habe ich bei dem nun verstorbenen Herrn Bundesrath Druey in Bern, bei den Herren Staatsräthen Delarageaz und Fornerod in Lausanne, und bei Herrn Staatsrath Tourte in Genf stets alle mit den Interessen des Landes vereinbarlichen Rücksichten gefunden. Auch habe ich bei öfterer Berührung, in die ich für Andere mit Herrn Bundesrath Druey kam, in ihm, trotz der gegen ihn gerichteten vielfachen Angriffe, stets einen gefälligen und hülfebereiten Mann gefunden.

Wenn man sagte, daß das Schweizervolk keine Lust habe, sich für die Flüchtlinge zu schlagen, so sprach man gewiß die Wahrheit. Auch finde ich Dies natürlich. Ich glaube aber noch weiter gehen zu können und ebenfalls die Wahrheit zu sagen, wenn ich behaupte, daß die deutschen Schweizer uns eigentliche Deutsche überhaupt nicht recht mögen, jedenfalls weniger, als der französische Schweizer den Franzosen, der italie-

nische den Italiener. Damit will ich gewiß nicht verkleinern, was, außer den Unterstützungen durch die Behörden, Seitens einzelner Städte und Familien für die deutschen Flüchtlinge geschehen ist. Aber Das ändert Nichts an der Charakterverschiedenheit des Deutschen und des deutschen Schweizers und dem dadurch bestimmten Mehr- oder Mindermaaße gegenseitiger Sympathieen. Nützliche Schulbildung und practische Lebensklugheit sind in der Schweiz weiter verbreitet als bei uns; die s. g. feine Bildung, die wissenschaftliche wie gesellige, welche bei uns hauptsächlich durch einen zahlreichen Beamtenstand getragen wird, scheint mir dagegen seltener in der sich selbst regierenden Schweiz. Dafür aber findet man weit mehr Naturwüchsigkeit, Eigenthümlichkeit und Frische. Der Schweizer ist meist herber und derber, dafür aber auch oft kräftiger und gediegener, als wir. Dies gilt besonders von dem Berner, welcher sich, wie seine alte Stadt mit ihren Arcaden und Gewölben, ein gut Theil seiner Eigenthümlichkeit bewahrt hat. Noch heute treibt der Berner mit seinem „Mutz", dem Sinnbilde der alten Berner Kraft, einen gewissen Cultus. Eine Menge von öffentlichen Bauten der Stadt sind mit dem Bären geschmückt, eine ganze Schaar kleiner Bären hält bei jedem Stundenschlage an der Stadtuhr des Zeitglockenthurms regelmäßig ihren Umzug; vier ansehnliche Bären in Bronze nehmen die vier Ecken des Fußgestells der Reiterstatue Rudolphs von Erlach ein; und zwei stattliche Bursche, kraftvoll aus Granit herausgehauen, halten auf den Pfeilern des Murtener Thores Wacht. Ja auch lebend wird seit Jahrhunderten die Familie Petz, Mann, Frau und Kinder, im s. g. „Bärengraben" vor dem Aarberger Thor gehegt und gepflegt, und bei öffentlichen Umzügen und Festlichkeiten pflegt sogar ein Bürger im Bärencostüme voranzuschreiten, um z. B. den in gleicher Weise an der Spitze der Genfer einherwandelnden Adler zu begrüßen und brüderlich zu umarmen. Der von Deutschland in seiner Revolution bewiesene Mangel an Thatkraft und practischem Sinn, das leere Renommiren mancher Flüchtlinge nach der Niederlage und deren thörichte

Streitigkeiten unter einander waren natürlich nicht geeignet, die Achtung des practischen und reellen Schweizers für uns zu vermehren. Dazu kömmt aber noch eine andere Betrachtung, welche sich mehr oder minder bewußt in der Seele des Schweizers gegen uns geltend macht. Der Schweizer nennt sein Vaterland mit gerechtem Stolze ein „ganz apartig's Ländli.“ Gelangten nun aber Deutschland, Frankreich und Italien zu den von deren Flüchtlingen erstrebten Gestaltungen, so wäre die Schweiz eben kein „ganz apartig's Ländli“ mehr. Ja weiter und schärfer Sehende wollen für diesen Fall Etwas herausfühlen wie eine Möglichkeit, daß dann die drei Nationalitäten der Schweiz sich wieder, eine jede mit ihrem besonderen Mutterlande vereinigen werde. Ich habe sogar wiederholt das Frankfurter Parlament schnöder Auflösungstendenzen gegen die Schweiz beschuldigen hören. Wohl ist, glaube ich, im Sommer 1848 in Frankfurt von einem Deutschen aus Zürich eine in diesem Sinne abgefaßte Denkschrift eingegangen. Dem Parlamente selbst ist es dagegen nie eingefallen, sich mit solchen Thorheiten zu befassen. Dagegen schüttete mancher ausgewiesene Flüchtling neues Oel in's Feuer, indem er auf die ihm widerfahrene Unbill unbedenklich mit der künftigen Theilung dieser „entarteten“ Republik antwortete. Die deutsche Schweiz, als die Stammhalterinn des Ganzen, ist aber für Dergleichen vorzugsweise empfindlich. — Es versteht sich von selbst, daß es einem von den wahren Grundsätzen der Demokratie geleiteten Deutschland, Frankreich und Italien nie in den Sinn kommen könnte, diese durch den frei waltenden Volkswillen bestehende Musterrepublik jemals mit gewaltsamer Auflösung zu bedrohen. Ja selbst die freie Anziehungskraft der drei Stammnationen auf die schweizerischen Deutschen, Franzosen und Italiener würde nicht einmal gar gefährlich sein. Denn was die Schweiz an Bürgschaften der Freiheit und des Wohlstandes durch jahrhundertlange Uebung erworben und mit ihrem innerſten Leben verschmolzen hat, Das werden Andere nicht mit einem Sprunge erreichen, Das hat die Schweiz eben als unver-

lierbaren Vortheil vor den Stammländern voraus. Ich ſage alſo: Jeder aufrichtige Demokrat wird jeden Gedanken an eine gewaltſame Eroberung der Schweiz durch die Stammländer weit von ſich weiſen; wohl aber kann die Schweiz die Stammländer geiſtig erobern, ich meine politiſch-geiſtig; denn ich habe keine Luſt, meinem Vaterlande Etwas zu vergeben. In dieſem Sinne hat man die Schweiz wohl ein „Kleineuropa“ genannt, in dieſem Sinne ſagte Follen, und der radicale Diſtelikalender druckte es ihm zuſtimmend nach:

„Das ſind wohl ſchöne Sagen,
Die lange, lange geh'n,
Daß in dereinſten Tagen
Der Brocken mitten in der Schweiz ſoll ſteh'n.“

Auf dieſem Boden kann man ſich mit einſichtigen Schweizern begegnen. Manche Flüchtlinge dagegen ſind, ſei es durch die öconomiſche Haltung der Schweiz, ſei es durch den Druck, den dieſelbe vom Auslande empfing und nun den Flüchtlingen mittheilte, zu den ungerechteſten Urtheilen beſtimmt worden. Das ſind „Batzenrepublikaner“ ſagte der Eine, „das ſind gar keine Republikaner“, antwortete der Andere.

„Batzenrepublikaner“ in dem Sinne, daß ihm ſeine und ſeines Landes Freiheit und Unabhängigkeit für Geld feil wäre, iſt der Schweizer gewiß nicht; in dem Sinne dagegen, daß er innerhalb der Freiheit und Unabhängigkeit ſeines Staats- und Privatlebens ſcharf auf den Batzen ſehe, allerdings. Die Schweizer haben keine Sklaven, welche ihnen ihre Arbeit verrichten, wie die bewunderten Republikaner Griechenland's und Rom's deren hatten. In der Schweiz muß man ſich ſeine Arbeit ſelbſt thun oder Diejenigen, durch welche man ſie thun läßt, ordentlich bezahlen, weil, zufolge der politiſchen Gleichberechtigung, Jeder, auch der Arbeiter und Dienſtbote, ſich fühlt und geltend macht. Die Schweiz hat auch keine fremden Länder auszubeuten, um, wie Griechenland und Rom, mittelſt der geraubten Schätze und Reichthümer daheim Kunſt und Wiſſenſchaft zur Blüthe zu bringen. Dazu fehlt ihr nicht nur die Kraft, ſondern,

zu ihrer Ehre sei's gesagt, auch der Geist. Die Schweizer müssen daher, soll trotzdem des Einzelnen wie des Volkes geistige und ästhetische Bildung unablässig gefördert werden, allerdings den Batzen zweimal umwenden, ehe sie ihn ausgeben. Will man die Schweiz deshalb eine Batzenrepublik nennen, weil sie statt üppig von Menschen- und Völkerbedrückung, sparsam von Ackerbau, Handel und Industrie lebt, so wäre zu wünschen, daß in Zukunft keine anderen als Batzenrepubliken das Licht der Welt erblickten. — Statt der Inseln des Archipelagus und Asiens, statt der römischen Provinzen hat die Schweiz freilich ein anderes Opfer, die alljährig ihre Naturschönheiten aufsuchenden Fremden. Die regelmäßigen Niederlagen, welche die Schweizer jeden Sommer den Börsen dieser Verwegenen beizubringen wissen, erinnern in der That an die Schlacht bei Marathon und die Erbitterung der punischen Kriege. Doch haben ja Diejenigen, welchen diese Niederlagen zugefügt werden, ihre Reichthümer in der Regel auch nicht durch zu große Humanität erworben, und außerdem hat der Schweizer wohl ein gegründetes Recht, für die vier Monate, während welcher er seinen natürlichen Widerwillen gegen so viel Vornehmthun und geschmacklose Empfindsamkeit, Geräusch und befehlerisches Wesen unterdrückt, auch eine anständige Entschädigung zu verlangen.

Mehr Grund als die Beschuldigung des Batzenrepublikanismus hat die andere: die Schweizer seien gar keine Republikaner. Nur muß sie richtig verstanden und in gewisse Schranken zurückgeführt werden. Für sich daheim sind wohl alle Schweizer Republikaner, aristokratische oder demokratische, aber Republikaner. Selbst die Neuenburger Royalisten sind vermöge der Halbheit des Verhältnisses, was sie zurückzuführen suchen, nur Zwitterroyalisten, und ich glaube nicht einmal, daß sich unter dem schweizerischen Klerus eine royalistische Partei in dem Sinne vorfindet, daß sie die Herrschaft eines in- oder ausländischen Monarchen ernstlich erstrebte. Hinsichtlich der Beherrschungsform fremder Länder dagegen sind viele Schweizer nichts weniger als Republikaner. Da sind wir eben wieder ein „ganz

apartig's Ländli". Eine Haupteinwendung gegen die Freiheitsbeſtrebungen anderer Länder beſteht in der Aufſtellung, daß die Schweiz, mit ihrer geringen Einwohnerzahl auf einer kleinen, von hohen Bergen beſchützten Bodenſtrecke, die Grundſätze der Demokratie leichter zu verwirklichen und zu befeſtigen vermocht habe, als Dies größeren Reichen möglich ſei. Es iſt wahr, daß es leichter iſt, 2½, als 36 oder 45 Millionen in friedliches Einvernehmen zu ſetzen und darin zu erhalten. Der am Leichteſten zu regierende Freiſtaat bin zunächſt ich ſelbſt, und ſelbſt in dieſem kleinen Staate kommen zuweilen einige Unordnungen vor. Dann kommen meine Verbindungen mit meinen Verwandten und Freunden, meine Beziehungen zu der mich nahe umgebenden Welt, mit welcher ich täglich in perſönliche Vereinbarungen trete. Das geht noch Alles friedlich und freiſtaatlich, meiſt ſogar ohne Dazwiſchenkunft irgend einer Autorität vor ſich. Je mehr ſich dagegen der Kreis meiner Beziehungen erweitert, je verwickelter dieſe Beziehungen werden, um ſo ſchwieriger wird der Freiſtaat, Das iſt wahr. Das deutſche Volk iſt noch nicht dazu gelangt, ſich über die ihm ſo wünſchenswerthe nationale Einheit zu verſtändigen. Deshalb iſt ihm der in anderer Hinſicht beſeitigte Feudalismus in Geſtalt ſeines vielhäuptigen Bundestags geblieben, welchem gegenüber ſich in der thatſächlichen Welt der wirklichen Kräfte allerdings ſchon eine Vereinfachung nach der Trias, dem bloßen Dualismus und weiterhin geltend macht. Frankreich dagegen, indem es ſeinen Feudalismus gänzlich zertrümmerte, hat ſich ſo vollſtändig über ſeine nationale Einheit verſtändigt, daß ihm, unter ſeiner einen und untheilbaren Herrſchaft, die Freiheit faſt gänzlich abhanden gekommen iſt, und trotz aller ſeiner auf republikaniſche Freiheit abzielenden Revolutionen, hat ſich dies Schauſpiel bis auf unſere Tage ſtets wiederholt. Das ſind geſchichtliche Thatſachen, auf welche die Schweizer, nicht ohne Recht, zu verweiſen pflegen. Aber wer ſagt Euch denn, daß die Völker nie Etwas lernen werden? Enthält denn der Verlauf der letzten europäiſchen Bewegung mit ſeinen zahlreichen Entwicklungsſtadien bis zur Möglichkeit des

Staatsstreiches des Präsidenten der französischen Republik nicht einen unbezahlbaren Unterricht für das französische wie deutsche Volk? Sollten die Franzosen nicht allmählig Etwas von unserem deutschen Nationalcharakter annehmen, welcher auf dem Wege der Föderalisation von Unten nach Oben marschirt, ohne sich so rasch dem ersten Besten zu unterwerfen, welcher ihm die Einheit und den nationalen Ruhm verspricht? Sollten wir Deutsche unsrerseits nicht allmählig einsehen, daß wir zu langsam marschiren, daß wir zu individualistisch sind, daß, ohne einiges Opfer individueller Freiheit, jede Einheit unmöglich ist, daß die Aneignung einiger Züge des französischen Nationalcharakters auch für uns von erheblichem Werthe wäre? Soll es denn absolut nothwendig sein, daß die beiden Racen sich noch erst kreuzen und daß diese Mittheilung gegenseitiger Vorzüge, statt auf dem Wege geistiger Erkenntniß, durch eine unmittelbare Vermischung des Blutes vor sich gehe? — Das sind weitaussehende Hirngespinnste, unpassend für einen practischen Mann, antwortet mir der schweizerische Erhaltungsmann. Aber war denn die Befreiung Eures kleinen Landes von dem Joche mächtiger Herrscher eine so leichte Sache und von so kurzer Dauer? Gab es damals nicht ähnliche Leute, welche sagten: Wie wollt Ihr arme Handvoll Menschen Euch eines dauernden Sieges erfreuen gegen diese große Zahl übermächtiger Feinde, welche sich nie dabei beruhigen werden, daß eine kleine Republik dahin gelange, sich inmitten ihrer Staaten selbst zu regieren, ruhig, friedlich, bewundert und beneidet von allen Unterdrückten? Gab es nicht gleichmäßig zu Ende des vorigen Jahrhunderts Leute, welche den americanischen Colonieen in ihrem Kampfe gegen das mächtige Mutterland zuriefen: Laßt ab, wir sind nicht mehr in Griechenland und Rom, und die schweizerische Republik beweist Nichts für Euch, weil diese sich unter ganz anderen Umständen gebildet hat, weil sie nur eine kleine Anzahl von Einwohnern umfaßt, während Ihr ein großes Reich in eine Republik verwandeln wollt! — Lassen wir also diese unnützen Beispiele bei Seite, welche Nichts für und Nichts wider beweisen. Die

Zeiten ändern von Jahr zu Jahr, die äußern Umstände sind nie dieselben, aber die Geschichte marschirt unablässig, bald vorwärts, bald rückwärts, wenn man ihren Gang nur aus niedriger Höhe beobachtet; aber von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, stets, selbst durch ihre zeitweiligen Rückschritte, im großen Ganzen den Fortschritt der Humanität befördernd.

Viele würden Das auch gerne zugeben, stellten sich, statt widersprechender Ueberzeugungen, nicht widersprechende Interessen diesem Zugeständnisse entgegen. Zunächst die zeitweilige Beschädigung von Industrie, Handel, Wandel und Geschäft, welche im Gefolge aller gewaltigen Völkerbewegungen einzutreten pflegen. Aber dazu kommt noch ein anderer Umstand. Den aristokratischen Republikanern der Schweiz ist, um in ihrem Vaterlande zur Regierung zu gelangen, ein gewisses Maaß des Druckes von Außen unentbehrlich. Und außer den alten Patriciern gibt es in der Schweiz noch andere Republikaner, welche, um zur Regierung in ihrem Lande zu gelangen und sich darin zu erhalten, eines gewissen politischen Zustandes des übrigen Europa's bedürfen, zwar nicht grade eines so schwer auf den Völkern lastenden, als der den Patriciern erwünschte, aber doch eines Zustandes, der den Wünschen der Radicalen oder auch nur der Liberalen des Auslandes keineswegs entspricht. Man kann also kühn sagen, daß manche schweizerische Republikaner Royalisten für das Ausland sind. Wenn jedoch Mazzini in seinem Streite mit Fazy so weit ging, auch diesen der versteckten Sympathieen für die auswärtige Monarchie zu beschuldigen, so läßt sich dies nur aus der Verblendung der Leidenschaft erklären. Wenn Fazy die Maßregeln des Bundesrathes gegen Mazzini gebilligt hat, so that er Dies ohne allen Zweifel nur aus Rücksichten auf die Ruhe und Wohlfahrt seines eignen Vaterlandes. Ueberhaupt ist, selbst abgesehen von aller Grundsätzlichkeit, der Druck von Außen gegenwärtig nicht nur für die schweizerischen Radicalen, für die Partei Fazy in Genf wie für die Partei Stämpfli in Bern, sondern selbst für die etwas conservativere Partei der neuen Bundesverfassung zu

ſtark. Man vergeſſe nicht, daß zwar nicht grade die Geburt, wohl aber die erſte Pflege der neuen Bundeseinrichtungen in die Zeit der noch nicht gebrochenen Kraft der letzten europäiſchen Bewegung fiel und dadurch weſentlich erleichtert wurde. —

Zum Schluſſe dieſes Kapitels geſtehe ich offen, daß ich über alle dieſe Dinge nicht jederzeit ſo ruhig gedacht habe. Auch mir hat die Schweiz viele ſchöne Träume zerſtört. Kurzes und Enges ſuche ich mir noch heute ferne zu halten; aber manche meiner ſchönen Träume mußten zerſtört werden. Ja! ich geſtehe es: dieſer practiſche Geiſt, dieſe ruhige Ueberzeugung, dieſe kühle Ueberlegung brachten, als ich, den Kopf noch ganz heiß von unſerer Revolution, zuerſt unter Schweizern mich wiederfand, eine wahrhaft ſturzbadähnliche Wirkung auf mich hervor. Aber dies Sturzbad war mir heilſam. Das treibt die Flughitzen nach Innen, um ſie zu concentriren, zu kräftigen und zu verhindern, ſich unnütz zu verflüchtigen. Man wird umſichtiger, ruhiger; was man an feurigem Enthuſiasmus verliert, gewinnt man an ſolider Energie wieder.

Siebentes Kapitel.

Profeſſionelles Revolutioniren. — Die deutſche Monatsſchrift. — Die deutſchen Regierungen und die Partei Herrn v. Gagern's gegenüber der Bewegung des Jahres 1848. — Die Stadt Bern. Schweizeriſches Kadettenweſen. — Eine Flüchtlingsfamilie in »Wabern«. Alpenglühen. — Zeichen der Sympathie aus dem Vaterlande. — Zwei Univerſitätsfreunde. — Meine Verurtheilung als Deſerteur. Amtseid, Treu und Glauben. — Neuenburg und deſſen Verhältniß zu Preußen. — Die Berner Maiwahlen. Die Partei Stämpfli und deren politiſche Gegner.

Die Franzoſen haben ihren Ledru-Rollin, die Italiener ihren Mazzini, die Ungarn ihren Koſſuth. Wen haben wir Deutſche? Wer iſt unſer anerkanntes Haupt. Niemand. Wohl hat Freund Ruge ſich zur Vertretung der deutſchen Nation dem europäiſchen Centralcomite in London zugeſellt, aber aus eigner Beſtimmung. Wohl hat er die Verantwortlichkeit für einige von

dieſem Comité erlaſſene Proclamationen mit übernommen, und iſt von der „guten Preſſe“ daheim noch außerdem für eine Menge von Thorheiten verantwortlich gemacht worden, welche von ganz anderen Leuten, oft ſogar von ſeinen erbittertſten Gegnern ausgegangen waren. Aber ich habe nie Etwas von der Wahl oder Anerkennung ſeiner Perſon durch die übrige Flüchtlingſchaft gehört. Jede Art von Einigung wird den Deutſchen gar ſchwer. Wir können unſeren Nationalcharakter ſelbſt im Exil nicht verläugnen. Hier aber ſcheint mir der Schaden nicht groß. Mit einem Worte: Ich halte Nichts auf das *profeſſionelle Revolutioniren*. Die wahre Revolution zündet von Unten nach Oben, nicht von Oben nach Unten, d. h. der wahren Revolution muß eine ſo gründliche und umfaſſende Ausbildung neuer Bedürfniſſe und Ueberzeugungen als Vorprozeß vorangegangen ſein, daß die ſiegreiche Einheit daraus ſtillſchweigend und wie von ſelbſt erwächſt. Dieſer Vorprozeß mag oft langwierig ſein, aber nur er bürgt dafür, daß die Revolution zugleich gewaltig, human und dauerhaft ſei. Freilich bilden ſich jederzeit Parteikerne, und ſchließlich fällt Nichts vom Himmel, ſondern geſchieht Alles durch Menſchen. Aber auf die bloß mechaniſche Einheit der Conſpiration, welche ſich regelmäßig über die Vollendung dieſes Vorprozeſſes täuſcht, gebe ich Nichts. Die Flamme muß aus dem Volksſchooße frei emporlodern; bedarf es des Schwefelſpanes eines auswärtigen Conſpirateurs, dann iſt es ſchlimm um die Revolution beſtellt, und ſie unterbliebe beſſer. Das ſind der *Natur der Sache* entnommene Betrachtungen. Dazu treten *perſönliche*. Ich geſtehe offen, daß es ſich mit meinem Stolze nicht verträgt, den Leuten ohne Unterlaß darzuthun, daß ihre Lage unerträglich ſei, während ſie mir täglich beweiſen, daß ſie dieſelbe noch ſehr gut zu ertragen vermögen. Wenn Die daheim ſich hinlänglich glücklich fühlen, nun! ſo ſehe ich nicht ein, warum man ſie in dieſem Glücke ſtören ſollte. Vollends unerträglich aber würde es mir ſein, mich gar als Beamter eines Miniſteriums der Zukunft beſolden zu laſſen. Und Das müßte doch Jeder, der kein Vermögen hätte und der Revolution ſeine

ganze Kraft widmen sollte. Ein trauriges Ding Das, ein Ministerium der Zukunft, traurig für das Volk, traurig für die Minister! Es ist schon schlimm genug, daß ein Volk, kaum daß es eine Regierung verloren hat, gleich wieder eine andere haben muß. Aber zwei auf einmal, eine gegenwärtige und eine zukünftige, das ist des Guten Zuviel. Was aber die Zukunftsminister selbst anbetrifft, so hat die Verbannung Einem wahrhaftig genug Wirklichkeit unter den Füßen herausgezogen. Sich das Wenige, was Einem von Gegenwart geblieben, auch noch selbst rauben, um sich ganz in die Zukunft zu stellen, Das scheint mir eine Sünde gegen sich selbst. Mir dünkt, durch eine solche vollständige Trennung vom wirklichen Leben müsse man stets einseitiger werden und das Verständniß für die thatsächliche Lage des Volkes zuletzt gänzlich verlieren. Das Volk muß fortwährend arbeiten, um zu leben. Thue ich ein Gleiches, so stehe ich ihm am Nächsten. Die Arbeit besitzt eine wunderbare Macht natürlicher Offenbarung; sie bringt die tiefsten Lebensquellen der Menschen miteinander in Berührung. Jede Schwierigkeit, mich zu ernähren, läßt mich einen tieferen Blick in die wahren Bedürfnisse der Gesellschaft thun. Auch glaube ich selbst als Verbannter noch immer einigen Anspruch auf Genuß zu haben. Ist auch nicht ringsumher fette grüne Weide, so bietet sich doch noch hie und da ein frischer Rasen, eine duftige Blume. Eine einzige thatsächliche Berührung mit dem lebendigen Leben der Gegenwart aber bringt mir mehr Genuß und Bereicherung als jahrelanges theoretisches Herumdrehen in dem engen Kreise einmal vorgefaßter Zukunftsideeen. Das mag man Egoismus nennen. Aber ich fühle keine Mission in mir, täglich einseitiger und ärmer zu werden. Auch ermangelt mein Egoismus keineswegs der Hingebungsfähigkeit, ebensowenig als es der Mission Anderer, beim Lichte betrachtet, an einer entsprechenden Dosis von Egoismus gebrechen möchte.

Es ist wahr, die Versuchung des professionellen Revolutionirens trat auch mehrmals an uns »Parlamenter« heran; aber solche und ähnliche Betrachtungen wehrten ihr stets jeden Erfolg.

Dagegen empfanden wir allerdings das Bedürfniß, der Entstellung der jüngsten Vergangenheit, an deren Entwicklungen auch wir Theil genommen hatten, möglichst entgegenzuwirken, und die Fahne der Demokratie, gegenüber den ohnmächtigen Versuchen zu anderen Neugestaltungen, wenigstens theoretisch aufrecht zu erhalten. Aus diesem Bedürfnisse ging die, unter der Redaction von Kolatscheck zuerst bei Hoffmann in Stuttgart, dann bei Küttmann in Bremen erscheinende "Deutsche Monatsschrift" hervor, welche, nachdem sie dahin gelangt war, schon im ersten Jahre die Kosten vollständig zu decken und im zweiten bereits Etwas abzuwerfen, nach zweijährigem Bestehen den Verboten der größeren deutschen Regierungen erlag. Wir hätten dieselbe vielleicht in der Schweiz fortsetzen können. Dies unterblieb, weil wir auch hierin von der Ueberzeugung ausgingen, daß ein dauernder Einfluß anf die Entwicklung der Heimath nur auf dem Boden ihrer thatsächlichen Verhältnisse ausgeübt werden könne. So wurden die zwei Jahrgänge eine Art Testament; wir hatten mit den Lebenden nichts mehr zu schaffen, wenigstens nicht als Partei.

Unterdessen hatten wir uns auf den Winter 1849/50 in Bern und seinen nächsten Umgebungen ganz gemüthlich eingesponnen. Man schaffte irgend Etwas zu Hause und blieb dabei in täglichem lebendigem Verkehre untereinander. Vogt schrieb seine Thierstaaten, und bereitete größere Arbeiten vor. Von den ersteren las er uns von Zeit zu Zeit, bei Kaffe und Cigarren, die fertigen Bogen zu großer Erquickung vor. Moritz Hartmann und ich wirthschafteten zusammen. Ich kochte uns den Kaffe, und war häufig genöthigt, meinen Einladungen, denselben nicht kalt werden zu lassen, handgreiflichen Nachdruck zu geben. Hier war er der Langschläfer. Nach dem Kaffe wurde gearbeitet. Er schrieb damals Poesieen. Ich hatte eben ein "Wort des Rechts für alle Reichsverfassungskämpfer" zu Papier gebracht. Ich war noch immer die Rechtsfragen nicht recht los geworden. Ich warf einen neuen ruhigeren Blick in die politischen Acten des verflossenen Jahres und gewann auf's Neue die aufrichtige

Ueberzeugung, daß die Bundesverſammlung und die einzelnen deutſchen Regierungen in der Zeit der Bedrängniß durch revolutionairen Sturm wirklich die unbedingte Anerkennung des ſouverainen Berufes der deutſchen Nationalverſammlung als Rettungsanker in die Fluthen geworfen hatten. Nichts war einfacher, als nachher zu ſagen: Das war Sturm, wir waren nicht frei, unſere Entſchließungen wurden uns durch Gewalt abgerungen; ſie ſind daher unverbindlich! — Aber Das hat keine Regierung geſagt; in den Märztagen waren ſogar gegenüber einem den Zugeſtändniſſen abholden Offiziercorps aus königlichem Munde die ausdrücklichen Worte gefallen: „Ich bin niemals freier und ſicherer geweſen, was ich gegeben und gethan habe, habe ich aus vollſter und freier Ueberzeugung gethan ...“; und auch ſpäter hat ſich keine deutſche Regierung, wenigſtens keine der größeren, bei Zurücknahme dieſer Zugeſtändniſſe, der Einwendung bedient, dieſelben ſeien durch ungeſetzliche Gewalt erpreßt worden. So ſtark iſt das Bedürfniß des Menſchen, die Einheit des eignen Charakters aufrecht zu erhalten, in denſelben keinen offnen Bruch kommen zu laſſen! — Wohl ihm, wenn die innere ſittliche Befriedigung dem äußeren Anſcheine entſpricht! — Dagegen iſt den verſchiedenen Miniſterien die undankbare Aufgabe geworden, die unzweideutigſten Willensäußerungen äußerlich zu bemängeln und oft in ihr directes Gegentheil zu verkehren. Dieſem Streben gegenüber fühlte ich das Bedürfniß, diejenigen Zugeſtändniſſe der beſtehenden Gewalten, durch welche die Revolution aus dem Stadium der bloßen Thatſachen in das Stadium des Rechts getreten iſt, ſcharf hervorzuheben und gegen jede Verdunkelung ſicher zu ſtellen. Damit wurde ich die Rechtsfrage nach dieſer Seite hin los. Dagegen erhob ſie ſich jetzt mit neuer Gewalt gegen die Gothaer. Nicht nur hatte Herr v. Gagern mit den Seinen meinem Freunde Heinrich Simon, als Gegenleiſtung für deſſen Zuſtimmung zum Erbkaiſerthume, eine ſchriftliche Verpflichtung eingehändigt, von der Reichsverfaſſung, ſowie ſie damals abgeſchloſſen vorlag, auch nicht einen Paragraphen aufzugeben, nein! die ganze Partei hatte ja auch

bald darauf durch einen eignen Parlamentsbeschluß „vor dem gesammten deutschen Volke“ „feierlich“ erklärt, „an der endgültig beschlossenen Reichsverfassung unwandelbar festzuhalten.“ Dazu beschloß man auch noch, daß das Parlament „rechtlich so lange fortbestehe, bis diese Reichsverfassung ins Leben getreten sei“, so daß Einem nicht einmal die Ausflucht blieb, zu sagen, das Versprechen des unwandelbaren Festhaltens sei nur unter der Voraussetzung des Fortbestandes des Parlamentes gegeben worden. Denn rechtlich besteht das Parlament noch heute fort und fort, nach Euren eignen Beschlüssen. — Nun hatte ich mir zwar wohl gedacht, daß Mancher, statt mit seiner Person für das gemeinsame Werk einzustehen, daheim in Schlafrock und Pantoffeln „daran festhalten“ werde. Eine freiwillige, ausdrückliche Verläugnung desselben hatte ich dagegen nicht für möglich gehalten. Hatten wir ja doch in Stuttgart auch nicht eine Hand daran gelegt. Hatte ja doch selbst unsere provisorische Reichsregentschaft nur den Auftrag erhalten, dasselbe unangetastet zur Durchführung zu bringen, und wenn die deutsche Kaiserkrone unter den Schlägen desselben Fürstenhauses, dem man sie zugedacht hatte, Stück für Stück in Scherben ging, war Das unsere Schuld und konnte man sich deshalb uns und der Nation gegenüber des feierlich eingesetzten Wortes für entbunden halten? — Und doch ging man nach Gotha und Erfurt, um das Werk Derjenigen zu unterstützen, welche das der Paulskirche niedergeworfen hatten. Die Zeitungen brachten uns damals grade die Nachrichten von den Reden, welche Herr v. Gagern in Hamburg und Bremen hielt, um Diejenigen, welche noch von rechtlichen und sittlichen Bedenken zurückgehalten wurden, der Reichsverfassung abwendig zu machen und zum Dreikönigsentwurf hinüber zu führen. Ich traute meinen Augen nicht, mir fehlte alles Begriffsvermögen für ein solches Verhalten, und ganz außer mir trat ich manchmal in den Kreis meiner Freunde, und rief, die Thüre hinter mir zuschmeißend, entrüstet aus: „Nein! aber Das ist doch zu toll!“ — Dann lächelten sie über diese Verschwendung meines

ſittlichen Unwillens und ſagten : Haſt Du denn immer Deinen Gagern noch nicht verdaut! Den könnteſt Du nun doch endlich bald verdaut haben! — Ja dieſe Verdauung ward mir ſchwerer, wie Vielen. Ich ſehe nicht ein, warum ich Das nicht jetzt bekennen ſoll. Trotz alles Widerſtrebens, trotz der Spöttereien über den »Edlen« und ſeine Augenbrauen, trotz Alledem und Alledem hatte Herr v. Gagern mir imponirt. Für einen leidenſchaftlichen Freund ausgedehnter Volksfreiheiten hatte ich ihn nie gehalten. Er machte mir von Anfang den Eindruck eines Ariſtokraten, aber eines noblen Ariſtokraten voll Kraft, perſönlicher Würde und von dem man ſagen könne : Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort. Mein Glaube an ſeine Kraft war nun zwar bereits Lügen geſtraft worden. Im entſcheidenden Augenblicke verließ er ſeinen Poſten. Aber vielleicht hatte er die Kraft zu männlichem Kampfe nur deshalb nicht in ſich gefunden, weil die Reichsverfaſſung zu viele ſeiner ariſtokratiſchen Natur widerſtrebende Beimiſchungen erhalten hatte, obzwar man in dieſer Hinſicht zu der Frage berechtigt iſt, warum er ſich denn mit der Demokratie ſo weit eingelaſſen habe? — Doch ſei's. So wird er doch wenigſtens ſeine perſönliche Würde wahren und ſich, beſſerer Zeiten harrend, in ſtolzes Schweigen hüllen. Ein Mann, welcher im Namen eines Volkes von 45 Millionen, als deſſen bewundertſter Ausdruck, ſouverainer Weiſe Kaiſer und Reich wieder aufzurichten unternommen hatte, konnte ſich unmöglich nun im Dienſte Anderer zu bloßer Unionsflickerei hergeben. Und vermöchte er von dem Gipfel, auf den ihn die Sympathieen ganz Deutſchlands getragen, auch ſo tief herabzuſteigen, wird er ſich nicht jenes der Nation und ihren übrigen Vertretern feierlich geleiſteten Verſprechens erinnern, an dem einmal beſchloſſenen Werke unwandelbar feſtzuhalten? Sind wir Demokraten denn nicht auch Menſchen? Sind wir denn Hunde? — Und wozu alles Dies? Ich frage wozu? Die Volkskraft, welche Euch im Triumphwagen auf die Höhen Deutſchlands jubelnd hinaufgezogen hatte, iſt ja gebrochen; habt Ihr denn gar Nichts von den Schüſſen in Frei-

burg, Mannheim und Rastadt gehört? — Der Triumphwagen ist ja jetzt im Hinabrollen begriffen und er muß fort und fort rollen, bis sich die Thore des alten Bundestags rasselnd hinter ihm schließen. Ihr hattet einen habsburgischen Prinzen provisorisch an die Spitze des Reiches gestellt, damit er einem Hohenzollern definitiv die Wege bahne. Fürwahr! Das war ein Gedanke von reizender Naivität, einer wahrhaft jungfräulichen Phantasie würdig! — Aber jetzt wird Preußen aus eignem Kraftgefühl einschreiten. Herr v. Radowitz hat es Euch verheißen. Ich glaube wirklich, diesmal war es ihm Ernst. Das ist der zweite Mann, welcher mir, trotz alles Widerstrebens, in der Paulskirche oft imponirte. Doch greifen wir nicht vor. Bei Philippi, will sagen: bei Bronzell seh'n wir uns wieder! — Für damals genügte es, mir auch den Gothaern gegenüber Luft zu machen. Das that ich durch Verfassung einer Kritik der Schriften von Laube und Biedermann über das deutsche Parlament, welche damals in der deutschen Monatsschrift erschien. So ward ich mein Rechtspathos auch nach dieser Seite hin los, und konnte mich nunmehr sowohl nützlicheren Beschäftigungen, als auch dem äußeren Leben und Freundesumgang wieder harmloser zuwenden.

Die Aare bildet bei Bern einen scharfen, nach Westen geöffneten Ellbogen, in dessen kräftiger Umarmung auf einem Sandsteinfelsen sich die alte Stadt mit ihren Brustwehren, Häusern und Thürmen wohl 100 Fuß über den Wasserspiegel erhebt. Oestlich rollen die Posten von Thun und Zürich über die prächtige, 900 Fuß lange, aus hellen Granitquadern gehauene Brücke, hoch über die Aare hinweg, in die breite Hauptstraße, welche unter verschiedenen Bezeichnungen die Stadt von Osten nach Westen durchschneidet. Westlich eilen durch das Murtener und Aarberger Thor wieder zwei Straßen hinaus, welche in ihren späteren Verzweigungen nach Freiburg, Laupen, Murten und Aarberg führen. S'ist eine prächtige Stadt, das alte Bern, die unvertilglich in meiner Erinnerung lebt. Bei hellem Wetter hast Du an jedem freien Orte derselben, von der Münsterterrasse bis

zur Engi, die stärkende Aussicht auf die Alpen, und bei schlechtem Wetter bieten Dir die alten Schwibbögen seiner Arcaden ein schützendes Dach zu regenschirmlosem Bummeln durch das Innere. Da siehst Du Männer, Frauen und Maidschi regsam vor ihren Gewölben, ihre ausgebreiteten Waaren zum Verkaufe ausbietend; und an Markttagen drängt sich dort und in den zwischen den beiderseitigen Arcaden hinlaufenden Hauptstraßen und Plätzen das eigenthümliche Leben der ganzen ländlichen Umgebung zusammen. Zierliche Strohflechtereien, riesige Käse, zunderverkaufende Murillogestalten, welche ihre Waare an langen Stangen tragen, prächtiges Vieh, Menschen in allerlei Trachten fesseln Deinen Blick, und aus dem bunten Gedränge fällt der Berner Dialect mit seinen kräftigen Kehllauten auf Dein Trommelfell wie die unerbittlichen Wirbelschläge eines Tambours. — Außer der Familie Mutz vor dem Aarberger Thor unterhält die Stadt Bern in den Stadtgräben vor dem Murtener Thore auch ein Rudel Dammhirsche, ein Rudel Rehe, und eine Schnattergesellschaft von Schwänen und türkischen Enten. Diese Thierwelt hat ihren eigenthümlichen Reiz; der Volkswitz liebt es wohl, äsopisch an seinen Mutz anzuknüpfen, und ich betrachtete mir oft viertelstundenlang die Hirsche und Rehe und gedachte der Heimath und ihrer schönen Wälder voll Jagdlust und Hörnerklang. Willst Du Dich nicht der Gemsenjagd ergeben, — und die ist mühsam und schwierig — so bist Du in der Schweiz so ziemlich um das Vergnügen der Jagd gebracht. Zur Gemsenjagd müßtest Du Dich vor Allem dort in's Gebirg begeben. Bleib' aber lieber hier bei mir und begnüge Dich mit dem Anblick der Berge, welche, wenn Du von der Münsterterrasse über die Münzterrasse, die beiden Schanzen und das Falkenplätzli nach der „Engi“ wanderst, stets vollständiger, freier und schöner hervortreten. Vielleicht trifft sich's auch, wie es mir oft begegnete, daß Du von einer der Schanzen aus die Berner Kadetten unter hellem Trommelschlag ein- oder ausmarschiren siehst. Diese Kadetten sind nicht die Kinder adliger oder vornehmer Familien, welche in eignen Officiersschulen zum professionellen Soldaten-

thume ausgebildet würden. Nein es sind die Kinder aller Klassen der Gesellschaft, welche bereits als Knaben in den Elementarschulen nebenher frei in den Waffen geübt werden. Die kleinen Artilleristen da mit blauen Kragen sind die Zöglinge des Berner Waisenhauses. In den höheren Anstalten werden die Uebungen fortgesetzt und auch die Studenten der Universität bilden ein eigenes Corps. Jeder Knabe bis zum Kleinsten handhabt seine Waffe wie ein Alter, von Verzärtelung ist da keine Spur, und ich habe im Frühjahre 1849 die Berner Kadetten in einer größeren Uebung den Front- und Reihenmarsch, das Abbrechen und Aufmarschiren, die Colonnebildungen und das Deployiren, ja das Passiren eines Defilée's im Feuer mit einer Sicherheit ausführen sehen, welche preußischen Recruten von ein Paar Monaten alle Ehre gemacht haben würde. Von Zeit zu Zeit vereinigen sich die Kadetten mehrerer Kantone zu gemeinschaftlichen größeren Uebungen. So hatte im Jahre 1851 ein combinirtes Manoeuvre bei Baden statt, ebenso später ein größeres Manoeuvre beim Berner Bundesfeste. Dieses in der ganzen Schweiz allgemein verbreitete Kadettenwesen erleichtert es wesentlich, ohne eine zu lange, den Ackerbau und die Gewerbe behindernde Dienstzeit des Erwachsenen, zu jener allgemeinen Wehrhaftigkeit zu gelangen, ohne welche Demokratie, allgemeines Stimmrecht und alle anderen Allgemeinheiten nur allgemeine Kartenhäuser wären. — Auf der „Engi", einem vor dem Aarberger Thore auf einer Höhe unter schattigen Bäumen gelegenen Vergnügungsplatze, warteten wir häufig das den Sonnenuntergang begleitende Glühen der Alpen ab. Das ist ein wunderbares Schauspiel, wenn die kühlen Schneeleiber sich von der Sohle bis zum Scheitel nach und nach entzünden vom hellen Rosenroth bis zu lebhaftem Dunkelroth, dann, wie die Sonne tiefer sinkt, allmählig erblassen und zuletzt in hellbleichen Gewändern noch gespenstig gen Himmel ragen, während im Thale längst die Abenddämmerung eingetreten ist. Einen schöneren Punkt zur Beobachtung dieses Schauspieles als die „Engi" findest Du in der näheren Umgebung Berns nicht, höchstens einen gleich-

schönen auf dem am entgegengesetzten Ende der Stadt, jenseits der großen Brücke, links auf der Anhöhe gelegenen Café Dumont. Die Umgebungen der „Engi“ bilden Spaziergänge und Anlagen und werden von den Bernern viel besucht. Sonntags ist dort häufig Harmonie, welche die schöne Welt Bern's herbeilockt. Dort saßen wir Flüchtlinge oft inmitten der sonntäglichen Welt an einem besonderen Tische, nicht immer Alle nach der Jahreszeit gekleidet, den Aristokraten zum Verdruß, denen immer noch nicht genug unter uns aufgeräumt war. Von Zeit zu Zeit aber trat ein Radicaler an unseren Tisch und drückte dem Einen oder Anderen die Hand, und dann war man rasch wieder mit der schönen Schweiz versöhnt.

Eine halbe Stunde aareaufwärts von Bern, am Fuße des „Gurtenberges“, liegt das freundliche Dörfchen „Wabern“. Um dorthin zu gelangen, schlägst Du eine, auf dem linken Aareufer nach Thun führende Straße ein, welche länger aber auch hübscher ist als die auf dem rechten Ufer hinführende Poststraße. Zum Aarzihlithore hinaus steigst Du zu den Aarzihlibädern hinab; diese bei Seite lassend gelangst Du zu einer prächtigen Kastanienallee, unter deren Schatten Du durchwandelst; dann steigt der Weg etwas an, und kaum oben angelangt, wo der Weg sich nach Links wendet, liegt das Dorf vor Dir, der größte Theil rechts von der Straße, dicht am waldigen „Gurten“; links von der Straße noch einige Häuser und mehrere Campagnen von Berner Patriciern mit Gärten und Treibhäusern. Zwischen dem Gurten und der Aare auf beiden Seiten der Straße breiten sich Gärten, Gemüsefelder und grüne Matten mit Obstbäumen aus. Im Spätherbste weiden dort schöne Kühe, ihren Genuß andächtig mit hellem Geläute begleitend. Hie und da erhebt sich auch in der Ebene ein Endchen Wald von Eichen, Buchen oder Tannen, dazwischen bisweilen ein Paar Birken mit silberweißen Stämmen, „als wär' daran in stiller Nacht — der Mondschein blieben hangen“. In der Ferne die Alpen. Nachdem Du bereits einige der Campagnen linker Hand hast liegen lassen, biegst Du zwischen ein Paar Bauernhäusern links

nach einer Wiese mit Obstbäumen ein. Da liegt, rundum frei wie eine Laterne, ein sauberes zweistöckiges Bauernhäuschen. Im Hofe ein Brünnlein, im Garten Blumen und schattige Lauben. Dort wohnt Carl Mayer von Eßlingen mit seiner Emilie und seinem Sohn „Göckele“, welchem von nun an jedes Jahr ein neues „Geschwisterle“ beschcert wird. „Göckele“ will sagen: Hähnchen; der Aelteste ist billig Hahn im Korbe. Ihm folgt ein Mädchen, die kleine Marie. Man nennt sie aber nicht anders als „Bille“. Wie man Bille von Marie ableitet, weiß ich nicht, wahrscheinlich wie Jacob von Nebukadnezar. Diese Ableitung aber bewirken tiefsinnige Etymologen also: Nebukadnezar! — Tolle „bukad“ et habes „Nenezar“. Duplex negatio aequalis est affirmationi; ergo Nenezar = Jazar. Muta „zar“ in „cob“ et habes „Jacob“. Quod erat demonstrandum. Es kann aber auch sein, daß das Mädchen zugleich Sybille heißt, was die Ableitung, freilich nicht ohne empfindlichen Verlust für die gelehrte Wissenschaft, vereinfachen würde. Auf Marie folgt wieder ein Junge, „Ludwig“, dessen Pathe Uhland ist, den sie aber nicht anders nennen als „Spielmann“. Warum? Da die beiden älteren Geschwister ein Bube und ein Mädchen sind, so lag den gemüthlichen Schwaben Nichts näher, als daß die Zwei miteinander tanzen möchten, und da mußte denn der Dritte ein „Spielmann“ sein. Die Kinder werden äußerlich nach der Abhärtungsmethode, innerlich zur Humanität erzogen. Des Abends werden sie mit kaltem Wasser, frisch vom Brunnen weg, gewaschen, von Kopf bis zu Fuß; dann bringt man sie in ihren Nachtkittelchen zu Bette. Ja, wenn ich im Winter manchmal schon des Morgens ziemlich frühe kam, fand ich noch ein bas-relief von Göckele im Schnee auf dem Altan. Da hatte der spartanische Vater ihn abgedruckt, doch nur scherzend, mit den Kleidern, — ein Gelbveiglein-Spartaner. Der kleine Junge hat mich übrigens oft überrascht durch die Kraft, mit der er den Schmerz überwindet. Ich habe ihn heftig anrennen, fallen und bluten sehen, ohne daß er einen Laut von sich gab. Der Vater unterrichtet die Kinder selbst. Spielend lehrt er sie das Abc

und Zählen, Letzteres mit Aepfeln und Nüssen. Theilung und vorenthaltene Stücke weihen die Kinder schon frühe in den Schmerz der Brüche ein. Außerdem hat man gemalte Vögel, vierfüßige Thiere, Schmetterlinge, Häuser, Handwerker in ihren Werkstätten, Soldaten zu Fuß und zu Pferd, den Struwelpeter, die besten Münchner Bilderbogen und was sonst von einfachen Kindermährchen gut zu Bildern gruppirt ist. Diese Bilderwelt ist in große Bände gebunden, von denen der Vater heute diesen, morgen den aufschlägt, auf jedem Knie ein Kind. Dann werden den Kindern all die schönen Sachen erklärt, und ein andermal werden sie dann befragt, was Das sei? worauf sie sich in gegenseitigem Wetteifer überstürzen, so daß bald neue Bücher angeschafft werden müssen. Geht's aber gar an die Erzählung der Mährchen, dann saugen die Kinder mit den Augen jedes Wort von den Lippen des Vaters. Wenn ein guter Mensch in Gefahr kömmt, dann sind sie wie selbst drin, und wenn es dem Unschuldigen wirklich schlecht geht, dann werden ihnen die Aeuglein feucht, und lebendiges Mitleiden zuckt ihnen um den Mund. Kleine Geschichten lernen die Kinder wohl auch nacherzählen, z. B: „Et is emal e Mädele dewes; dat is in de Wald dange un hat Erdbeerle desucht. Da is e Wolf tomme un hat des Mädele — defress.“ Du magst sie nun glauben oder nicht, aber die Bille hat mir diese Geschichte selbst erzählt, als sie eben zu sprechen angefangen hatte; und wie sie mit Erzählen zu Ende war, sah sie mich erst groß an ob des schrecklichen Ereignisses, zeigte aber gleich darauf vergnügt lächelnd ihre weißen Zähnchen, aus Freude, daß es ihr so gut gelungen. — Die gelegentlichen demokratischen Nutzanwendungen des Vaters kann man sich leicht vorstellen. Aber er ließ den Empfindungen der Kinder ihren freien und natürlichen Lauf. Wenn man das Göckele frug: „Willst Du für die Freiheit sterben?“ dann zog er manchmal sein kleines Schwerdtchen und schrie: Hurrah! — Manchmal aber auch schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Nei!“ — Nein! mein Junge, Du hast ganz Recht, so Etwas nimmt man

sich auch nicht gradezu ein für alle Mal vor. Wenn's kommt, dann ist's früh genug! —

Das wahre Leben begann aber erst, wenn Weihnachten heranrückte. Dann war des Pappens und Klebens, des Malens und Bilderausschnitzelns kein Ende. In den letzten Tagen brachte dann die Post auch noch die Kisten von Onkel Rödinger in Stuttgart — Rödinger's Frau ist eine Schwester der Frau Mayer — und von dem Großvater Mayer und den Tanten in Tübingen. Darin befanden sich Kleidchen, Wagen, Pferde, Trompeten, Puppen, Küchen, Bausteine und zahllose „Gutle", für die großen wie für die kleinen Kinder, den „Oncle" Simon nicht ausgeschlossen. Hierbei muß ich verrathen, daß, trotz des Verbotes des Friedenscongresses gegen die Kinderspielsoldaten, diese letzteren, sowie Schwerdter, Flinten, Lanzen und Helme, stets einen Hauptbestandtheil der auswärtigen, wie der älterlichen Bescheerung bildeten. In Blei und Holz, zu Fuß und zu Pferd, rückten von allen Seiten Soldaten der verschiedensten Waffengattungen heran, so daß man die verwickeltsten Manoeuvres ausführen konnte. Auch das grobe Geschütz fehlte nicht, und die kleinen Kanonen waren so eingerichtet, daß man mittelst daraus hervorgeschnellter Erbsen ganze Reihen exponirter Truppen damit über den Haufen schießen konnte. O Elihu! wenn Du Das gesehen, oder gar die Reden gehört hättest, mit denen der Vater das Spiel begleitete! — Wenn man ihn frug: Was willst Du dereinst aus Deinem Jungen machen? Dann antwortete er ohngefähr so: „Erst soll er mir studiren und ein Culturmensch werden, damit er mit anderen Menschen menschlich zu leben verstehe. Dann aber soll er mir auch Soldat werden und das Kriegshandwerk lernen, damit er gegen brutale Menschen sich seiner Haut nachdrücklich zu erwehren lerne. Soll denn einmal noch für lange Zeit keine andere Wahl bleiben, als zu unterdrücken oder unterdrückt zu werden, so will ich lieber, daß er zu den aufgeklärten Unterdrückern als zu den brutal Unterdrückten gehöre!" — Das werden Manche recht unchristlich, entsetzlich werden es aber Diejenigen finden, welche

für ihren Theil diesen Geschmack vollständig theilen, grade deshalb aber um so stärker das fromme Bedürfniß empfinden, daß die Anderen in selbstverläugnender Tugend und christlicher Demuth erzogen werden.

Später zog auch Reinstein in das v. Fellenberg'sche Haus. So heißt nämlich die Berner Dame, von welcher die Familie Mayer ihre ländliche Wohnung gemiethet hatte. Ganz in der Nähe befindet sich ein von Herrn Gladbach, einem weiland Flüchtlinge aus den dreißiger Jahren, mit Umsicht und Erfolg geleitetes Knaben-Institut. Mit dem Vorstande und den Lehrern dieser Anstalt ward man allmählig bekannt, wir in der Stadt Wohnenden kamen oft hinaus, und so bildete sich in der Mayer'schen Familie, neben dem netten Kinderleben, alsbald auch ein reger Männerverkehr aus. Bei schönem Wetter nahmen wir Nachmittags dort häufig den Kaffee, in dessen Bereitung beide Schwestern, Frau Mayer in Wawern, wie Frau Rödinger in Stuttgart, über das gewöhnliche Niveau ihres Geschlechtes anmuthig hervorragen. Manchmal aber gingen unsere Ansprüche noch weiter. Dann luden wir uns auf irgend ein deutsches, in der Schweiz unbekanntes Gericht ein, z. B. auf Sauerkraut und Schweineknöchelchen. Da saßen wir denn um einen großen runden Tisch und erhoben die Hände zum lecker bereiteten Male.

„Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollen's nicht vergessen;
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen.
Wenn solch ein Fleischchen, weiß und mild
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus in den Rosen."

Uhland.

Die Politik war natürlich von unseren Gesprächen nie ausgeschlossen. Wie wäre Das auch möglich gewesen, während die Zeitungen uns täglich berichteten, wie sämmtliche Prophezeihungen der Linken in der Paulskirche nun an den hartgläubigen Centren, eine nach der anderen, buchstäblich in Erfüllung gingen,

so daß Herr Beseler sich bereits über „Unmenschlichkeit“ zu beklagen anfing! — Das war hart für Euch, aber Ihr hattet uns schnöde verrathen, und Ihr könnt es uns nicht verargen, daß wir nun über Euer klägliches Schicksal selbst eine Art von Genugthuung empfanden. Neben der Politik nahmen aber schon die Reiseeindrücke, welche wir von den Wundern der Schweiz empfangen, und was wir daneben über Land und Leute erfahren hatten, einen bedeutenden Theil unserer Unterhaltungen ein. Mancher zeigte auch neue Quellen eigenthümlichen Wesens, die sich bisher in der allgemeinen politischen Ueberfluthung verloren hatten, und Vogt reizte schon damals meine Sehnsucht nach Nizza durch seine lebendigen Erzählungen von den dunklen Olivenwäldern, den goldnen Früchten der Orangenhaine und dem blauen Meere. Θαλαττα, Θαλαττα!

Dabei vergaßen wir oft des Harmes. Ja, Loewe erklärte bisweilen ausdrücklich, er befinde sich im Zustande der „Behaglichkeit“. Das Wort „behaglich“ — finde ich — hat schon an sich etwas besonders Eindringliches. Wie aber unser würdiger Präsident, als welchen wir ihn fortwährend auch im Exil anerkannten, das Wort aussprach, Das werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Wenn Der bei guter Unterhaltung vor einer würzigen Tasse dampfenden Kaffee's so rückgelehnt im Armstuhl ruhte und die duftigen Wolken einer Havannahcigarre genußvoll zögernd vor sich hinblies, dann quoll ihm das Wort „behaglich“ so seelenvoll gedehnten Klanges, so honigschwer verweilend von den Lippen, daß selbst der rascheste Jugendmuth und das keckste Kraftgefühl überzeugt werden mußten, auch dem Zustande der Ruhe liege eine schönmenschliche Berechtigung zu Grunde. Zum Faulbett der Trägheit soll es freilich nicht werden, das schöne Kissen der Ruhe, und es gibt für die Erzeugung und Vermehrung des Lebensreichthums und der Lebensschönheit wohl kaum etwas Verderblicheres, als das unserer Zeit nur zu eigne Streben, sich durch einen raschen Glücksschlag zu bereichern, um dann bis an's Ende seiner Tage Nichts mehr zu thun und rentenverzehrend hinzuvegetiren. Aber eine unausge-

ſetzte Kraftanſtrengung iſt eine unnatürliche Aufreibung, die uns nie zu bedeutender Leiſtung kommen läßt. Ruhe ſoll mit Kraftanſtrengung abwechſeln, die Kraft ſoll das Kiſſen der Ruhe bereiten, die Ruhe der Quell neuer Kraft werden. „Nach gethaner Arbeit iſt gut ruh'n“, ſagt der ſchlichte Volksmund, und ein Menſch, der auf ſelbſterobertem Ruhekiſſen ausruht und behaglich genießt, und dem dabei ſichtlich neue Kraft zu neuen Thaten in die Glieder ſtrömt, iſt in ſeiner Weiſe ein eben ſo ſchöner Anblick, als der Menſch in der höchſten Kraftanſtrengung.

Zum Sonnenuntergang ſtieg man wohl auf Reinſtein's Stube hinauf, von deſſen Fenſtern aus der Blick unbehindert die Berner Alpenwelt umſpannt. An einem der Fenſter war ein Fernrohr angeſchraubt, welches in einem beweglichen Scharniere die Richtung annahm, die man ihm geben wollte. Vermittelſt dieſes Fernrohrs konnte man jedes Schneefeld, jeden Gletſcher bis zu den geringſten Wellen- und Narbenlinien auf das Genaueſte beobachten. Die Hauptſache bleibt aber doch der Geſammteindruck. Es gibt ein doppeltes Alpenglühen, das erſte Glühen und das ſ. g. „Nachglühen“. Dieſes letztere iſt nicht gar häufig und beſteht darin, daß, wenn die Sonne ſchon untergegangen und das erſte Glühen vorüber iſt, die bereits in ihre Leichengewänder gehüllten Berge plötzlich wieder in hellem Roth aufleuchten, welches ſich oft bis zu innigſter Gluth vertieft. Dieſes Phänomen erklärt ſich ſo, daß die Strahlen der bereits untergegangenen Sonne, welche direct den öſtlichen Horizont nicht mehr zu erreichen vermögen, durch am weſtlichen Himmel befindliches Gewölk aufgefangen und der Art gebrochen werden, daß ſie im Winkel noch einmal zu den gegenüberliegenden Bergen gelangen. Das Nachglühen ſetzt alſo eine eigenthümliche Beſchaffenheit des weſtlichen Himmels nach dem Sonnenuntergange voraus. Es muß ſich dort in günſtiger Lage Gewölk befinden, welches nicht ſo dicht iſt, um den Strahlen der Sonne den Durchgang zu wehren, aber doch auch wieder dicht genug, um deren Brechung zu bewirken. — Neben dieſem warmen Bilde

macht sich in meiner Erinnerung ein anderes von erquickender Frische geltend, welches ich auf einer Partie nach der benachbarten »Bütscheleck« genoß. Die Aussicht von dem in einer Stunde zu erreichenden »Gurten« ist zwar ausgedehnter als die von der »Engi«; sie erreicht aber an Reichthum und Schönheit bei Weitem nicht diejenige von der »Bütscheleck«, welche den Wanderer für den dreistündigen Weg vollkommen belohnt. Auf diesem Wege, hinter Zimmerwald auf der Höhe, kommt man an einem Tannenwalde vorbei, welcher sich den fernen Alpen als Vordergrund in der Weise unterbreitet, daß er ein Brustbild derselben wie im Halbrahmen heraushebt. Die reichen Schneeformen auf dem dunklen Tannengrunde bieten ein Bild der Keuschheit und Frische von unbeschreiblicher Wirkung. Aehnliches kann der Wanderer, der seine Standpunkte gut zu wählen versteht, übrigens an manchen Orten der Schweiz genießen. —

Unterdessen war, neben den allgemeinen Unterstützungen für die Flüchtlinge, auch manches Zeichen persönlichen Wohlwollens aus dem Vaterlande in das Exil zu Einem gelangt. Auch über diese näheren Berührungen gebe ich dem Leser Rechenschaft. Sie haben wesentlich mit dazu beigetragen, den Glauben an die Menschen in mir aufrecht zu erhalten. Bringt meine Mittheilung auch nur bei Einem oder dem Anderen dieselbe Wirkung hervor, dann habe ich meinen Zweck erreicht. — Bereits in Frankfurt, als uns Seitens unserer Regierungen die Diäten entzogen wurden, boten mir mehrere Familien in freundlichster Weise freie Wohnung in ihren Häusern an. Vor unserer Abreise nach Stuttgart stellte mir eine wohlhabende Frankfurter Familie, die mich nicht anders als aus dem Parlamente kannte, ihre Kasse zur Verfügung, und von derselben Familie erhielt ich später, auf meiner Durchreise durch Zürich, einen Brief vom 4. Juli 1849, worin es heißt: »Manches Herz kann dem Wunsche nicht widerstehen, daß es ihm doch vergönnt sein möchte, durch irgend eine Handlung, durch irgend ein *großes* Opfer, welcher Art es auch sei, die Theilnahme am Schicksale Derer auszudrücken, die sich für das Wohl des Vaterlandes aufopferten«, und gegen den

Schluß: „Gönnen Sie uns die Freude, zu Ihrer Erleichterung und Bequemlichkeit in der Fremde Etwas beizutragen, und glauben Sie fest, daß, in welchem Winkel der Erde Sie auch sein mögen, und woher Ihr Hülferuf auch kommen möge, wir stets und immer und unbedingt bereit sein werden, zu thun, was Sie verlangen". — Kaum in Bern angelangt, als es einen Augenblick zweifelhaft schien, ob wir Parlamentsmitglieder in der Schweiz würden bleiben dürfen, erhielt ich zwei Einladungen von Deutschen in Belgien, eine nach Antwerpen und eine nach Seraing bei Lüttich, worin mir Wohnung und alle mögliche Aus- und Forthülfe angeboten wurde. Der Letztere erbot sich auch, mir eine Summe Geldes zu schicken, und zum Landankauf in Wisconsin mitzuhelfen, sofern ich nach America auswandern wolle. Ich antwortete ihm, daß noch keine Maßregeln gegen uns ergriffen seien, und daß ich die Schweiz, so lange wir daselbst geduldet würden, nur in dem Falle zu verlassen gedenke, wenn sich mir anderwärts eine bestimmte Aussicht auf eignen Erwerb eröffne. Das Geldanerbieten lehnte ich dankbar ab, da ich grade nicht in Noth war. Ich habe seitdem Nichts mehr von ihm erfahren. Ich glaube, mein Brief war etwas schwerfällig. Die jüngste Vergangenheit lastete noch schwer auf mir. Sonst hätte ich vielleicht gedacht, daß eine bestimmte Existenz aufgesucht sein wolle und Einem nicht auf dem Präsentirteller entgegengetragen werde. Gleichviel! gelangen diese Zeilen unter seine Augen, so soll er wissen, daß ich ihm, indem ich Dieses schreibe, in Gedanken herzlich die Hand drücke. — Ein eigenthümliches Mißverständniß sollte mir bald neue Zeichen der Sympathie eintragen. Ich hatte eine vortreffliche Stradevarius-Geige mit zum Parlamente gebracht, war aber während der ganzen Sturm- und Drangperiode nicht zum Spielen gekommen. Sodann hatte ich sie mit in die Schweiz geflüchtet, wo sie mir nun oft in einsamen Stunden zum Troste wurde. In der Nachbarschaft wohnte ein Unternehmer von Tanzvergnügungen, welcher mich zuweilen spielen hörte. Eines Morgens klopft's an meine Thüre, und herein tritt der fragliche Mann, mit der An-

frage, ob ich nicht Luſt habe, mich an dem mit ſeinem Tanzunternehmen verbundenen Orcheſter zu betheiligen, wofür er mich ordentlich zu bezahlen bereit ſei. Die Unterhaltungen dauerten nur 3—4 Stunden; um Mitternacht ſei Alles vorbei. Ich hätte mich nun gewiß nicht erniedrigt, wenn ich durch Annahme dieſes Anerbietens mir oder Anderen eine kleine Zulage verdient hätte. Aber ich war damals grade mit Abfaſſung meiner Vertheidigungsſchrift für alle Reichsverfaſſungskämpfer beſchäftigt und die Arbeit drängte. Ich antwortete daher dem Manne, daß ich mich zwar bisher nicht vorzugsweiſe mit Tanzmuſik beſchäftigt habe, dennoch aber von ſeinem Anerbieten gerne Gebrauch machen würde, wenn ich nicht eben durch dringende Arbeit vollſtändig in Anſpruch genommen wäre. Wolle er ſpäter einmal wieder anfragen, ſo würden wir uns gewiß einigen. — Dieſes kleine Erlebniß erzählte ich dann ſcherzend bei Tiſch, von wo es in veränderter Geſtalt Eingang in die heimiſche Preſſe fand. Bald darauf war in mehreren deutſchen Blättern zu leſen, ich ſei genöthigt, mir mein tägliches Brod durch Violin-Unterricht zu verdienen. In Folge Deſſen erhielt ich wieder zwei Anerbietungen, eine aus München und eine aus Frankfurt a. M. Von München aus ward mir ein Anlehen angeboten. In dem Schreiben aus Frankfurt hieß es: „Ich hörte dieſer Tage, Sie hätten ſich entſchloſſen, Unterricht in der Muſik zu geben. Dieſes veranlaßt mich zu der Bitte, daß Sie mir vergönnen möchten, einen Theil Ihres Bedarfes übernehmen zu dürfen, und zwar für das laufende Jahr 1850 mit fl. 200 in 4jährigen Raten, welche ich Ihnen anticipando durch das dortige Banquierhaus Maccuard und Comp. zuſtellen würde“. Aehnlicher Anerbietungen erhielt ich noch einige aus kleineren deutſchen Städten. Ich lehnte alle dieſe Anerbietungen, im Hinweis auf das dringendere Bedürfniß der großen Maſſe meiner Leidensgenoſſen, ab. Daneben regte ſich in meinem Innern noch etwas Anderes. Ich war der Meinung, ein junger Mann in meinen Jahren ſolle unter allen Umſtänden auf eignen Füßen ſtehen. Mein Selbſtgefühl ſträubte ſich empfindlich dagegen, von dieſem Grundſatze abzuweichen.

Deshalb aber waren diese Beweise edler Uneigennützigkeit an mir nicht verloren. Sie wirkten der Verbitterung gegen mein Vaterland entgegen, welches allmählig wieder seine alte Physiognomie anzunehmen begann, als wenn Nichts vorgefallen wäre, während wir Flüchtlinge durch das Reißen aller Existenztaue und jener zahlreichen zärteren Fäden, welche Einen mit dem Leben verbinden, täglich und stündlich an den großen Bruch erinnert wurden. Unter solchen Umständen waren jene Strahlen freier Liebe von heilsamer Wirkung. Auch sind sie heute noch mehr werth als alles officielle Schaugepränge und ihre wohlthätige Wirkung lebt in meinem Herzen fort und fort. — Ich hatte zwar damals, was ich grade brauchte, aber ich lebte nur von Tag zu Tag, von Hand in Mund. Der geringste Arbeiter mit seinem kosmopolitischen Handwerke konnte zuversichtlicher in die Zukunft schauen, als ich mit meiner an die Scholle gebundenen und in freien Ländern immer mehr überflüssig werdenden Rechtswissenschaft. Die Schriftstellerei war ein erbärmliches Ernährungsmittel. Außer den Leuten vom „Leder", den Soldaten, waren die „von der Feder" am Uebelsten dran. So z. B. glaubte ich mit meiner Vertheidigung der Reichsverfassungskämpfer einem wirklichen Bedürfnisse entsprochen zu haben. An allen Gerichten waren auf diesen Kampf bezügliche Prozesse anhängig, in allen deutschen Kammern machten sich einschlägige Fragen geltend, auch wird ja der rechtliche Angelpunkt unserer Revolution stets von historisch-politischer Bedeutung bleiben. Der naive Raveaux hatte nicht Lobes genug für meine Arbeit und Heinrich Simon, der doch vor der Revolution zu verschiedenen Malen bewiesen, daß er wisse, wann es Zeit ist, ein Wort zu sprechen, sagte mir, seit den „Vier Fragen" von Jacobi habe er die Empfindung: „Sieh! Das war einmal wieder ein Wort zu seiner Zeit!" nicht mehr so stark gehabt, als nach Durchlesung meiner Brochüre. — Nun, was brachte sie mir ein? Hundertundfünfzig Gulden, und an einem guten Verleger hatte es mir wahrlich nicht gefehlt. Dr. Löwenthal in Frankfurt übernahm bereitwilligst den Verlag und erklärte,

auf jeden Gewinn daran im Voraus mit Vergnügen zu verzichten. Aber was kann der beste Verleger bei mangelnden Käufern? Ueber den Absatz schrieb mir derselbe im folgenden Herbste: „Bei der unseeligen Zerrissenheit der geistigen und materiellen Interessen unseres deutschen Volkes ist es leider eine Unmöglichkeit, daß eine Schrift wie die Ihre und die unter ähnlichen Verhältnissen in Frankreich oder England am ersten Tage ihres Erscheinens drei oder vier größere Auflagen nöthig gemacht hätte, auf einen größeren Absatz als etwa 2000 Exemplare rechnen könnte. Wenigstens wurden von Ihrer Reichsverfassungsschrift nur ungefähr so viele abgesetzt; Jedermann las und pries sie, aber, wie Das so geht, — Zehen lesen und Einer kauft". — Was die arme demokratische Tagespresse für periodische Beiträge bezahlen konnte, war in Wahrheit nicht so Viel als ein Steinklopfer auf der Chaussee von Genf nach Lausanne verdient. Ja in Folge der ökonomischen Ruinirung und endlichen Unterdrückung einzelner Blätter verlor man manchmal selbst den kläglichen Ertrag mehrmonatlicher Arbeit. Braucht man da zu erröthen, wenn man dennoch Unterstützungen aus Deutschland annahm? Ich habe dem Leser mitgetheilt, welche Anerbietungen ich dankbar abgelehnt. Ich bin ihm jetzt auch schuldig zu sagen, welche ich angenommen. Zuerst habe ich von meinen Trierer Wahlmännern und dann auch von der in Stuttgart eine Zeit lang fortgeführten Diätenkasse für die Reichstagsabgeordneten mehrere Sendungen erhalten. Diese an meine Eigenschaft als Volksvertreter direct anknüpfenden Unterstützungen waren mir minder empfindlich. Hatte ich doch durch die treue Erfüllung der mir dadurch auferlegten Pflichten meine junge Advokatenpraxis verloren, die gewiß die Noth von mir ferne gehalten haben würde. Es war mir bei diesen Unterstützungen, als wenn ich noch wirklich von meiner Kraft zehre. Volle Befriedigung empfand ich auch bei ihnen nicht, ich trage das Gefühl davon nach wie eine Ehrenschuld, die ich dereinst noch einmal an der großen Familie der Bedürftigen vollständig abzutragen gedenke. Diesem Gefühle gesellt sich übrigens die

erleichternde Erinnerung bei, daß ich während des Parlamentes in Frankfurt am Main täglich kaum die Hälfte meiner Diäten brauchte und die andere Hälfte das ganze Jahr hindurch mit vollen Händen bis zum letzten Heller hingab. —

Eines Erlebniſſes hätte ich aber beinahe Erwähnung zu thun vergeſſen, welches doch der Mittheilung werth iſt. Eines Tages, zu Ende 1850, erhielt ich nämlich einen anonymen Brief aus dem Großherzogthum Heſſen, mit vier Friedrichsd'or und dem Corpszeichen unſerer alten „Palatia“ auf der Univerſität Bonn am Rheine, und der Abſender dieſes Briefes warſt Du, Carl .... in ..... — Ich weiß es, Du biſt nicht desſelben politiſchen Glaubens wie ich, am Allerwenigſten was die Mittel zum Ziele betrifft. Durch Deine Geburt gehörſt Du der Ariſtokratie, durch Dein Vermögen der Bourgeoiſie an. Aber Deine Seele iſt nicht eng; ſie fühlte aus mir Etwas heraus, wie die Wärme einer wirklichen Ueberzeugung. Und da haſt Du geſagt: „Dieſer alte Corpsbruder iſt doch ein ordentlicher Kerl, und es wäre ſchändlich, wenn er des täglichen Brodes ermangelte!“ Und da haſt Du Deine Goldſtücke zuſammengepackt und haſt mir ſie geſchickt. — Hier meine Empfangsanzeige.

Was ſagt Ihr aber dazu, Ihr blonden und braunen Jünglinge auf der Pfälzer Kneipe zu Bonn? — Seht! auf den alten Körben Eurer Schläger müſſen ſich noch Hiebe finden, die uns gegolten; aus dieſen alten Commershörnern haben wir dereinſt in die Runde getrunken, und wie Ihr jetzt da ſitzt, in Hemdärmeln, das Corpsband über die offene Bruſt, ſo ſaßen auch wir. Das ſind nun ſchon ſechszehn Jahre her, und — die Schickſale der Menſchen ſind verſchieden. Aber der Bund unſerer Jugend hat ſich bewährt. So füllt denn Eure Humpen noch einmal bis zum Rande und bringt's der Jugendfreundſchaft, die auch unter den heftigſten politiſchen Stürmen nicht zu Schanden wird. —

Ich war nicht bloß studiosus juris et cameralium in Bonn geweſen, ſondern auch Musketier und Unteroffizier des 30. Linien-Regimentes, und ſpäter, zufolge Kabinets-Ordre vom 16. October 1845, Seconde-Lieutenant des 30. Landwehr-Regi-

mentes in Trier. Auch hieran wurde ich noch während meines Aufenthaltes in Bern, wenn auch auf andere Weise, als an die Studentenzeit, erinnert. Eines Tages erhielt ich durch meine Aeltern folgenden Ausschnitt aus dem Trierischen Amtsblatte:

„Edictalcitation.

Der im Laufe dieses Jahres vom 1. Bataillon (Trier) 30. Landwehr-Regiments als Deserteur gemeldete Seconde-Lieutenant und Advokat beim hiesigen Landgerichte, Ludwig Simon, 30 Jahre alt, wird hierdurch aufgefordert, binnen drei Monaten und spätestens in dem auf den 25. Februar 1850 um 10 Uhr Vormittags auf hiesiger Hauptwache anberaumten Termine sich einzufinden, widrigenfalls er in contumaciam als Deserteur erachtet und zu einer Geldbuße von 50 — 1000 Thlr. wird verurtheilt werden.

Trier, den 13. October 1849.

Königl. Gericht der 16. Division.“

Es war klar, daß ich dieser Vorladung nicht Folge leisten könne, ohne mich einer langen Vorhaft in der wegen Hochverraths durch die Civilgerichte gegen mich eingeleiteten Untersuchung auszusetzen. Blieb ich dagegen in dem gesetzten Termine aus, so ward ich als Deserteur verurtheilt, und konnte mich nachher den Civilgerichten nicht stellen, ohne mich mehrjähriger Zuchthausstrafe auszusetzen, welche, außer der Geldbuße, dem Deserteur, dessen man habhaft wird, noch außerdem bevorsteht. In dieser zweischneidigen Lage, in die ich mich versetzt sah, kam mir ein wirkliches Unwohlsein zu Statten. In Folge der heftigen Gemüthsbewegungen des verflossenen Jahres hatte mein Leber-, Gallen- und ganzes Verdauungssystem erheblich gelitten, und es zeigten sich schon jetzt die Vorboten eines Uebels, welches einige Monate später als gastrisch-nervöses Fieber ausbrechen, und mich dann, in Folge einer vernachlässigten Reconvalescenz, auf ein ganzes Jahr, gelähmt an Körper und Geist, elend dahinwerfen sollte. Was meinem Zustande am Allerwenigsten zusagte, war eine Reise vor die Gerichtsschranken. Unter diesen Umständen

stellte mir Herr Professor Dr. Vogt, Vater, ein ärztliches Zeugniß dahin aus, daß ich der gedachten Vorladung weder für den Augenblick noch für die nächsten Monate nachkommen könne. Die Unterschrift des Arztes war von einem Berner Notar, die des Notars durch das Staatsschreiberamt und die des Staatsschreibers durch den preußischen Gesandten, Herrn v. Wildenbruch, beglaubigt. Obgleich dieses Zeugniß dem Königlichen Divisionsgerichte vor dem anberaumten Termine vorgelegt wurde, schritt man nichtsdestoweniger zu meiner Verurtheilung als Deserteur. Wie man über das ärztliche Zeugniß weggekommen ist, weiß ich nicht. Doch nicht etwa durch die bloße Erwägung, daß Herr Professor Dr. Vogt der Vater meines Freundes Carl Vogt sei! — Was war denn natürlicher, als daß wir Flüchtlinge den ärztlichen Rath, dessen wir bedurften, bei dem Vater unseres Freundes einholten? —

Diese Verurtheilung als Deserteur hätte ich vielleicht auf andere Weise vermeiden können, wenn ich bei Zeiten die richtige Einsicht gehabt hätte. Noch in Frankfurt a. M. hatte ich nämlich von meinen Herren Kameraden vom 1. Bataillon 30. Landwehr-Regimentes folgendes Schreiben erhalten:

„An den Königlichen Lieutenant im 1. Bataillon 30. Landwehr-Regimentes, Herrn Ludwig Simon zu Frankfurt.

Ihr gesammtes Verhalten während längerer Zeit berechtigt zu der Ansicht, daß der Wunsch, aus Ihrer bisherigen Stellung eines Preußischen Landwehr-Offiziers zu scheiden, eine Ehrensache für Sie geworden sein müsse.

Die unterzeichneten Mitglieder des Offizier-Corps des 1. Bataillons 30. Landwehr-Regimentes, welchem auch Sie angehören, glauben sich nun verpflichtet, es Ihnen unverholen auszusprechen, daß Sie jene Ansicht vollkommen theilen und eine Willensäußerung in dieser Beziehung von Ihnen gewärtigen.

Trier, den 28. März 1849.

gez. Boltz, Hauptmann, u. s. w. — “.

Das Schreiben ist nicht übel stylisirt. Statt mir beleidigend grade in's Gesicht zu sagen: Wir wollen nicht mehr mit Dir dienen! setzen die Herren zuvorkommend eine Ansicht bei mir voraus und erklären diese höflicher Weise ganz und gar maßgebend für sich. Das Schreiben macht Herrn Advocat-Anwalt Boltz, späterem Regierungsrathe, aus dessen Bureau es, nach der mir bekannten Handschrift, hervorgegangen, alle Ehre. Auch ist gegen die darin ausgesprochene Ansicht eigentlich nicht Viel einzuwenden. Nur eine Frage möchte ich mir erlauben. Mit den Einzelstaaten hatten wir in Frankfurt direct Nichts zu schaffen. Für den deutschen Gesammtstaat hatte ich mich aber bereits in meiner allerersten Parlamentsrede öffentlich und rückhaltlos zur demokratischen Republik bekannt. Warum fühlten die Herren nicht schon damals die Ehrenpflicht, mir ihr Mißfallen unverholen auszusprechen? Warum warteten sie erst ab, bis sich die siegreichen Thatsachen nachdrücklich gegen uns erklärt hatten, um dann erst auch ihrerseits eine Erklärung abzugeben? — Das geht mich nun freilich weniger an. Aber mir dünkt, das Wohlgefallen eines Landesherrn an solchen loyalen Acten müsse durch deren Verspätung wesentlich vermindert werden. — Ich hatte damals in Frankfurt barbarisch Viel zu thun. Außer der Vorbereitung zu den Sitzungen lag mir als Vorstand des Centralmärzvereines und in mehreren anderen Beziehungen täglich die Beantwortung von mindestens einem Dutzend Briefe ob; so daß ich nur das dringend Nothwendige aufzuarbeiten vermochte. So blieb das Schreiben damals unhöflicher Weise unbeantwortet. Jetzt aber habe ich die volle Muße, mich über die Sache näher auszusprechen.

Ich bin nicht so radical, daß ich mir ohne Weiteres das Recht beilegte, irgend Jemanden das Wort zu brechen, sei es einem Könige, sei es einem Bettler. Ich habe Sr. Majestät dem Könige von Preußen den Eid der Treue geleistet, nicht bloß als Soldat, sondern schon früher als Auscultator, Referendar und Advocat. — Was habe ich zu meiner Entschuldigung anzuführen? Wer Anderen nicht gestatten will, ihre Handlungen

frei und unabhängig von einem gegebenen Worte zu bestimmen, der darf in dieser Hinsicht auch gegen sich selbst keine Nachsicht üben. Wie vermag ich mich also vor mir selbst zu rechtfertigen? Ich bedarf dieser Rechtfertigung vor mir selbst, ich gestehe es offen, mag man hüben und drüben darüber denken, was man will. Das gilt mir gleich. Ich bedarf ihrer umsomehr, als Treu und Glauben, dieser feinste Gesellschaftsnerv, grade in neuester Zeit, auf den Höhen der Gesellschaft, zum großen Schaden der humanen Entwicklung, die empfindlichsten Schläge erlitten hat. — Man hat wohl gesagt, der Amtseid sei nicht frei. Das ist falsch. Zwar steht der junge Mann, nach langen Studien und großen Opfern, auf einmal vor dem Eide, er weiß nicht wie. Zurücktreten hieße eine bedeutende Einbuße thun. So wird denn der Eid, oft leichtfertig genug, geleistet. Doch kann man nicht sagen, er sei unfrei. Auf diese Weise könnte man mit dem Bedürfniß des materiellen Wohlbefindens jeden Eidbruch rechtfertigen. Andere suchen sich damit aus der moralischen Klemme zu ziehen, daß sie den Interessen ihres Landesherrn besser durch ein liberales als durch ein reactionaires Verhalten zu dienen behaupten. Das kann unter Umständen wahr sein; aber der Eid ist doch meist so gefaßt, daß es schließlich nicht auf unser Ermessen, sondern darauf ankommt, wie der Landesherr selbst seine Interessen versteht. So gäbe es also gar kein Mittel, mit dem Inhalte seiner widerstrebenden Ueberzeugungen aus dem einmal gezogenen Kreise auf befriedigende Weise herauszukommen? Glücklicher Weise bleiben auch die höchsten Gewalten von dem allgemeinen Gange der menschlichen Entwicklung nie ganz unberührt. Diese Berührung pflegt mehr oder minder wirkliche Reformen oder doch Versprechungen von Reformen hervorzurufen. Würden diese Versprechungen stets bei Zeiten erfüllt, so würden gewaltsame Revolutionen vermieden und die Geschicke der Völker in friedlichen Bahnen ihrem Ziele entgegengefördert werden. Man wird kaum irgend eine erhebliche Revolution anzuführen vermögen, welcher nicht solche unerfüllte Reformversprechungen vorhergegangen sind. . . . . .

Doch ich halte inne; denn ich gewahre, daß ich auf graden ſchlichten Wegen nicht zum Abſchluſſe meines Gedankens gelangen könnte, ohne meinen Herrn Verleger, ſelbſt einem wahrheitliebenden Richter gegenüber, der Gefahr einer Verurtheilung auszuſetzen. Umwege ſtehen mir aber grade in dieſem Punkte nicht an. Ich ſchweige daher lieber. Um ſo freier mögen ſich unſere Gegner ausſprechen. So mag Herr v. Gerlach am 9. April 1851 in der erſten preußiſchen Kammer unumwunden erklären, „ein Verſprechen, welches dem Zeitgeiſte, einer Art von Geſpenſt, gegeben ſei", brauche nicht gehalten zu werden. Alſo Völker, große Völker, mit der ganzen Wucht ihrer geiſtigen und materiellen Intereſſen ſind keine Rechtsſubjecte. Rechtsſubjecte ſind nur Diejenigen, von welchen Miniſter, Staatsräthe, Oberlandesgerichtspräſidenten und andere Beamte ihre Titel, Orden und hohen Gehälter beziehen! — Wenn nun aber Deine beſſere Ueberzeugung ſich ſolchen Aufſtellungen widerſetzte, wenn es Dir weniger auf Perſönliches als vielmehr darauf ankäme, daß der Grundſatz der Treue überall unter den Menſchen zur Anwendung komme, in der Höhe wie in der Tiefe, daß nicht bloß von den Völkern, ſondern auch gegen dieſelben Treue geübt werde; wenn Dein Gefühl ſich gegen die einſeitige Leiſtung der Treue gegen eine ihrerſeits von der Pflicht der Treue völlig entbundene Gewalt ſträubte und empört ausriefe: Das wäre ja Treue zur Treuloſigkeit! — dann, mein Freund, ſei doppelt auf Deiner Hut; denn Du könnteſt in die Gefahr kommen, ein Deſerteur, ein Hochverräther und ein todeswürdiger Verbrecher zu werden, deſſen Namen man von Rechtswegen an den Schandpfahl heftet. —

Im Frühjahr 1850 machte ich noch von Bern aus, in Begleitung Vogt's, einen Abſtecher zu Fuß nach Neuſchatel, wo ſich Loewe ſeit einiger Zeit niedergelaſſen hatte, um ſich im Franzöſiſchen auszubilden und ſich, wo möglich, eine ärztliche Praxis zu gründen. Die Stadt Neuenburg ſteigt an einem ſteilen Abhange des Jura amphitheatraliſch empor, ihren Fuß in den Wellen des See's badend, welcher ihren Namen trägt.

Ihre Umgebung ist minder bedeutend als die Landschaften der meisten übrigen Schweizersee'n. Doch macht bei günstigem Wetter der grüne See von ganz anständigem Umfange, der blaue Jura, die Rebenhügel, die saubern Landhäuser und die malerische Stadt mit dem Schlosse einen ganz heiteren Eindruck. Viele Häuser waren völlig geschlossen und unbewohnt. Man sah, es waren Lusthäuser. Hier ist der Sitz des neuenburger Royalismus. Die rege, weltberühmte Uhrenindustrie des Kantons sitzt in den demokratischen Bergen, hauptsächlich in „Locle" und „Lachaux-de-Fonds". Diese Orte bilden die Hauptstütze der neuen Regierung, welche übrigens unzweifelhaft die Mehrheit im Kantone für sich hat, und nur fälschlicher Weise mit der Freiburger Regierung auf eine Linie gestellt worden ist. Am Neuenburger See wird ein vortrefflicher rother Wein gebaut, welcher, um seines reichen Gehaltes an Kohlensäure willen, besonders Unterleibsleidenden empfohlen wird. Der beste wächst zu Cortaillod, in der Nähe von Boudry, der Geburtsstadt Marat's, am Ausflusse der Reuse in den See. Die bemerkenswerthe Aussicht vom benachbarten Chaumont, einem Ausläufer des Jura, welche die ganze Gebirgswelt vom Säntis im Kanton Appenzell bis zum Montblanc in Savoyen umfaßt, ging uns leider, vermöge eines mehrere Tage lange umwölkten Himmels, verloren. Doch genoß ich späterhin dieselbe Aussicht vollständiger vom Weissenstein bei Solothurn. Dagegen sahen wir den Monte-Rosa in Morgenbeleuchtung im Neuschateler Museum, ein kühnes, gewaltiges Bild von Calame, dem Koriphäen der Genfer Landschaftsmaler. — Auch der Zutritt zum Schlosse, welches früher der preußische Gouverneur inne hatte, und welches seit 1848 von der neuen demokratischen Regierung des Kantones bewohnt wird, wurde uns von dieser letzteren freundlich gestattet. Dabei wurde wohl auch des Verhältnisses zu Preußen gedacht. Ja wenn da hinter dem Jura, statt der Franche-Comté, die Provinz Brandenburg oder Pommern läge, dann hätten wahrscheinlich auch wir nicht so harmlos unseren Blick über den gekräuselten See schweifen lassen. Aber bis zu den preußischen Kern-

landen ist gar weit, und Preußen hat nie das Recht gehabt, auch nur einen Soldaten im Kantone zu unterhalten. Auch soll das Land der preußischen Kasse niemals wirkliche Vortheile eingebracht haben. Ueberhaupt ist die ganze Souverainetät über Neuenburg und Valengin wohl nur von moralischem Werthe für die Krone, nicht aber von materiellem Werthe für das Land Preußen. In einer Proclamation vom 5. April 1848 zwar hatte der König von Preußen, bezüglich der stattgefundenen Losreißung Neuenburgs von der Hohenzollern'schen Souverainetät, im Hinblicke auf den damaligen Zustand Europa's, die ihm treugebliebenen Neuenburger ermächtigt, „sich nur durch Rücksichten auf die Lage und das Glück ihres Landes leiten zu lassen, ohne Rücksicht auf die Bande, welche sie an ihn knüpften"; auch die Ernennung bevollmächtigter Commissarien „zur Unterhandlung mit dem eidgenössischen Vororte" in Aussicht gestellt. In einem spätern Schreiben vom Juni 1850 aber spricht der König wieder seinen festen Willen aus, „seine Getreuen nicht zu verlassen", „seine Autorität, sobald die Umstände es gestatteten, wiederherzustellen", und „der Revolution, welche sie bedränge, ein Ende zu machen". In noch weit stärkeren Ausdrücken erklärte sich endlich der König über die demokratische Regierung von Neuenburg und über die Schweiz überhaupt im Monate August 1851 gegenüber der bei der Hechinger Huldigungsfeier erschienenen Neuenburger Deputation. Welchen Verlauf diese Streitfrage in Zukunft nehmen wird, hängt wohl in erster Linie von dem Gange der großen europäischen Ereignisse ab. Dieses Gefühl hat bei den Mitgliedern der Neuenburger Regierung die Wirkung, daß sie nicht bloß für Frankreichs, sondern auch für Deutschlands und des gesammten Auslandes Entwicklung ein einsichtiges Interesse beweisen, welches von dem engen Kantönli-Geiste, auf den man bisweilen anderwärts stößt, vortheilhaft absticht.

Mit Freund Loewe verabredete ich bei dieser Gelegenheit für den bevorstehenden Sommer eine größere Schweizerreise, mit der Absicht, mich nachher in der französischen Schweiz niederzulassen, sowohl um die Einrichtungen und Sitten des

Landes von möglichſt vielen Seiten kennen zu lernen, als auch um das Franzöſiſche beſſer zu erlernen, als Dies an unſeren heimathlichen Gymnaſien möglich iſt. Beginnt doch der franzöſiſche Unterricht dort erſt im vierten Schuljahre, nachdem man bereits mit Lateiniſch und Griechiſch vollgepfropft iſt, und zwar auch von da ab nur in zwei Stunden wöchentlich auf ein Paar Dutzend lateiniſche und griechiſche Stunden. Uebelgeſinnte könnten daraus leicht den Verdacht ſchöpfen, man habe vor den franzöſiſchen Republikanern, trotz aller Herabſetzung derſelben, doch mehr Reſpect als vor denen Rom's und Griechenland's. Folge davon iſt, daß, wenn rheinpreußiſche Advocaten oder Richter, welche ihre Bildung bloß den preußiſchen gelehrten Schulen verdanken, einen Artikel aus den Cinq Codes vorleſen, ein fremder Zuhörer eben ſo gut auf den Gedanken kommen könnte, es ſeien die chineſiſchen Kings oder indiſchen Veda's, welche in der Rheinprovinz geſetzliche Kraft haben.

Bevor ich die Stadt Bern verließ, ſollte noch das Schauſpiel der Maiwahlen des Jahres 1850 an mir vorübergehen, durch welche die radicale Partei Stämpfli geſtürzt und eine Coalition von Conſervativen und Patriciern an's Ruder des Cantons gebracht wurde. Der Wahlkampf war heiß und die vereinzelten Auftritte im Berner Oberlande und im St. Immerthale haben bewieſen, daß dieſer Regierungswechſel, in Ermangelung der im Cantone tief eingelebten demokratiſchen Inſtitutionen, nur durch eine gewaltſame Revolution hätte bewirkt werden können. Die Mehrheit, durch welche das radicale Regiment geſtürzt wurde, war nicht groß, und es fehlte damals nicht an Stimmen, welche Stämpfli aufforderten, ſich, geſtützt auf ſeine entſchiedenen Anhänger, gewaltſam an der Spitze der Regierung zu behaupten. Was hätte er dadurch erreicht? Er hätte dem demokratiſchen Principe, dem er ſelbſt ſeine Erhebung verdankte, eine tödtliche Wunde verſetzt, einem Principe, welches durch die bloße Wirkung des Friedens, welchen es in ſeinem Schooße trägt, indem es das allgemeine Stimmrecht Aller an die Stelle des Säbels Weniger ſetzt, mehr Wohlthaten über Ackerbau,

Handel, Wandel, Gewerbe, Wissenschaft und Kunst ausschüttet, als der genialste Dictator, und trüge er die wohlthätigsten Pläne in seinem Kopfe, es jemals vermag. Und woher haben denn die neuen Genie's unserer Tage die Paar Körner politischer und socialer Weisheit, von denen sie soviel Aufhebens machen? Mir dünkt, sie haben dieselben bloß geraubt aus jener großen Saat, welche die allgemeine Intelligenz längst ausgestreut hatte, und sie hätten besser gethan, dieselben auf dem breiten Volksacker liegen zu lassen. Dort wären sie zu einer vielleicht langsameren, dafür aber gesunderen, dauerhafteren und fortwirkenderen Blüthe gelangt, als durch die willkürliche Pflege einer entmannenden Treibhausdictatur. Stämpfli aber war ein aufrichtiger, ehrenhafter Demokrat, der seinen persönlichen Ehrgeiz dem allgemeinen Wohle unterzuordnen wußte. Er stieg ruhig von dem höchsten Posten des Landes hinab und trat als einfacher Advocat in seine Schreibstube zurück. So that Pericles, so hätte in ähnlichem Falle Washington gethan. Die guten Früchte einer solchen Handlungsweise sollten nicht lange auf sich warten lassen. Eine zu lang dauernde Gewalt wird nur zu leicht einseitig und dazu fortgerissen, des Volkes eignes Leben mehr und mehr zu hemmen. Statt dessen erhielt durch den Abtritt Stämpfli's seine eigne Partei sowie das gesammte Volk einen neuen Lebenssporn. Während die Radicalen auf dem politischen, zum Theil auch auf dem öconomischen Felde neue Anläufe nahmen, vertiefte sich die Bewegung im Volke selbst bis zum Schönbrunner Programm mit dem Verlangen nach Progressivsteuer und Vertheilung der Gemeindegüter. Und wenn sich selbst einige Rufe nach jenen social-mystischen Utopieen erhoben, welche nicht von dem freudigen Lichte der Freiheit, sondern von dem schmerzlichen Dunkel der Sklaverei ausgebrütet wurden, so hat's doch damit in der Schweiz keine ernstliche Gefahr. In der demokratischen Schweiz verschwindet Dergleichen vor dem freien Hauche der Wirklichkeit wie das Irrlicht vor dem frischen Morgenwinde. Während die Zeit zu den verlangten öconomischen Reformen noch nicht gekommen scheint, haben dagegen die Radicalen auf

politischem Gebiete ihre Gegner bereits wieder bedeutend zurückgedrängt. Nicht nur hat Stämpfli seinem Rivalen Blösch im eignen Cantone wieder Terrain abgewonnen, sondern er sollte auch alsbald durch das allgemeine Vertrauen der Schweiz zu einem der höchsten Posten der gesammten Eidgenossenschaft berufen werden. Herr Ochsenbein dagegen, zur Zeit der Berner Maiwahlen Bundesrath, welcher durch seine s. g. weiße Demokratie den Ausschlag zu Gunsten der Conservativen gegen Stämpfli gegeben hatte und dadurch, von seinem Sitze im Bundesrathe aus, die künftige Situation seines Heimathcantons Bern zu beherrschen vermeinte, Herr Ochsenbein vermochte bei den letzten Nationalrathswahlen in der gesammten Schweiz auch nicht in einem einzigen Bezirke gewählt zu werden, und da die trefflichen Institutionen der Schweiz dem gekränkten Ehrgeize jede Möglichkeit rauben, sich über den Volkswillen zu erheben, so blieb uns das eigenthümliche Schauspiel vorbehalten, denselben jüngst in die Dienste eines auswärtigen Staatsstreiches treten zu sehen. — Betrachte Dir diese Situation wohl und von allen Seiten, lieber Leser. Während ringsum der Säbel herrscht, gehen in dieser kleinen Schweiz gleichwohl große Dinge vor sich.

Ueber die Persönlichkeiten des Herrn Blösch und Stämpfli erlaube ich mir kein Urtheil, eben so wenig über den speziellen Unterschied ihrer Parteiprogramme. Keinen von Beiden kenne ich persönlich, die tieferen Interessen des Kantons Bern kenne ich nicht genügend. Aber einige äußere Symptome von allgemeinerer Bedeutung, die ich wahrgenommen, erlaube ich mir hier mitzutheilen. Während man unter dem Regiment Stämpfli's kaum Etwas von einem Preßprozesse gehört hatte, kamen dieselben unter der neuen Herrschaft der Conservativen an die Tagesordnung. Auf einer späteren Reise im Jura traf ich in Lachaux-de-Fonds einen fidelen Studenten, Namens Nußbaum, und noch einen Anderen, welche aus ihrem Heimathskantone waren verbannt worden, weil sie „Zin, Zin, Rataplan, vivent les rouges, à bas les blancs“ gesungen hatten, ein

Lied, welches Einem damals in der französischen Schweiz aus jeder Werkstätte, mehr vergnügt als drohend, entgegentönte. Einen unvertilglichen Eindruck hat mir aber folgender Umstand hinterlassen. Als ich gegen das Frühjahr 1851 auf kurzen Besuch wieder nach Bern kam, da fand ich, zum Gedächtnisse des vorigjährigen Wahlsieges der Conservativen, an der Buchhandlung von Huber und Comp. eine mit Epheu umkränzte Tafel mit folgender Inschrift aufgestellt: „Gott hat geholfen, Gott hilft noch, Gott wird ferner helfen. Hier werden Gaben für die Nothleidenden gesammelt.“ Unterdessen erhielten die zum Tage von Schönbrunn ausziehenden Socialradicalen, welche sich durch ihre eigne Einsicht, statt durch fremde Almosen zu helfen suchten, Prügel im Geiste des Conservatismus. Man muß aber deshalb ja nicht glauben, daß die Conservativen auch ihrerseits sich bloß auf die Hülfe Gottes verlassen. O nein! Die „Patrie“, ein conservatives Berner Blatt, schlug später als Devise für ein zur Betreibung der Nationalrathswahlen niederzusetzendes Comité den Satz vor: „Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott!“ — Für mich die irdische Herrschaft und die Selbsthülfe, für Dich der Himmel und die christliche Barmherzigkeit! — Das ist der große Parteiunterschied, der durch die ganze Welt geht. Statt allgemeiner, humaner Belebung der Selbstkraft jedes Einzelnen zu steter Kräftigung, Bereicherung und Verschönung des Gesammtlebens — einseitiges, selbstsüchtiges Streben der Einen nach Herrschaft, um die Anderen durch frömmelnde Verdummung der eignen Kraft zu berauben.

3. Reisebericht aus den Urkantonen, aus Graubünden, aus der italienischen Schweiz und aus den Monte-Rosa-Thälern.

— Juli bis Herbst 1850. —

Achtes Kapitel.

Reise mit Loewe und Caspary in die Urkantone, nach Graubünden und Tessin. Reiseplan. Der Suwarow'sche Zug. Besuch bei Heinrich Simon und Rappard auf ihrem Gute am Zürcher See. Rappard's mikroscopisches Unternehmen. Frau ....., später Frau Loewe. Alpstock und Wirthshauspreise. — In's Linththal. Die Schlacht bei Näfels und die schweizerische Unabhängigkeit. Das Klönthal. Ziegen und „Schabziger." Ueber den Pragel in's Muottathal. Alpenflora und eine russische Laffette. Muotta. Die Urkantone, der Ultramontanismus und die Freiheit. Ankunft Suwarow's über den „Kinzigkulm", Gefechte im Muottathale, Abzug über den Pragel in's Linththal und von da durch das Sernfthal über den Panirer Paß in's Rheinthal. Rückkehr nach Rußland und Tod desselben. Die Revolution von 1789, der Schrecken und die auswärtigen Kriege. Die Revolution von 1848, die Junischlacht und die Wiederauflage des Bonapartismus. Clausewitz'sche Kritik des Uebergangs über den Kinzigkulm. Klausenpaß und Glattalp. Unser Führer und der Sonderbundsfeldzug. Wohlriechende Vergißmeinnicht. Ueber den Urnerboden nach Linththal. Der Canton Glarus. Ueber den Wallensee in's Rheinthal.

Zu Anfang Juli's 1850 traf Loewe von Neufchatel in Bern ein, von wo aus wir zu Dritt unsere verabredete Reise

antraten. Der Dritte war Wilhelm Caspary, ein Schul- und Spielgenosse von mir. Während ich dem Abiturienten-Examen zustrebte, verließ er auf Tertia oder Secunda das Gymnasium, um, dem Wunsche seines Vaters, eines alten Soldaten, gemäß, ebenfalls Soldat zu werden. Ohne eine Kadettenanstalt oder eine Offizierschule zu besuchen, befähigte er sich durch häuslichen Fleiß rasch nacheinander zum Fähndrich- und Offizier-Examen. Nachdem er beide cum laude bestanden und einige Zeit als Seconde-Lieutenant Dienste gethan hatte, trug er auch in einem Concurse um den Besuch der Kriegsschule zu Berlin den Sieg davon, und genoß des höheren kriegswissenschaftlichen Unterrichts, welcher strebsameren Offizieren dort zu Theil wird. Von der Kriegsschule zurückgekehrt ließ er sich dann auf ein Jahr zur Artillerie commandiren, um auch den Dienst in dieser Waffe kennen zu lernen. Bei Ausbruch der Februarrevolution stand er als Bataillons- oder Regimentsadjutant, wenn ich nicht irre, in Münster. Aber wie gewonnen, so zerronnen! Er hatte sich stets litterarisch und philosophisch beschäftigt, und glaubte nun von der neuen Bewegung die Verwirklichung seiner zwar gemäßigten, aber im Verhältniß zum damaligen Zustande Preußens und Deutschlands immerhin vorgeschrittenen Ansichten erwarten zu dürfen. Zu Beginn des Jahres 1849 zum Mitgliede der zweiten preußischen Kammer gewählt, gesellte er sich der Linken zu, welche gerne einen unterrichteten Offizier in ihren Schooß aufnahm. Nach Auflösung der preußischen Kammern sah ich ihn in Frankfurt oder Stuttgart wieder, und bei meiner Ankunft in Bern war Einer der Ersten, auf den ich stieß, mein alter Schul- und Spielgenosse Caspary. Ich glaube, er hatte seinen Abschied genommen. Wie er, nicht durch Geburt oder Protection, sondern durch demokratischen Fleiß emporgekommen war, so war er nun von seinen sämmtlichen, mühsam erworbenen Würden auch demokratisch wieder hinabgefallen. Er hatte sein Vaterland mit der Schweiz vertauscht, nicht weil daheim etwas Besonderes gegen ihn vorlag, sondern aus einem sehr erklärlichen Gefühle allgemeinen Unbehagens. Jetzt lebt er wieder in

Deutschland, nach meinen letzten Nachrichten als Factor eines Braunkohlenbergwerks im Dessauischen. In Bern nannten die Anderen ihn wohl, mit Rücksicht darauf, daß Nichts wirklich Compromittirendes gegen ihn vorlag, scherzweise: „Flüchtling aus Neigung.“ — Glaube nicht, lieber Wilhelm, daß ich Dies anführe, um mich noch jetzt für jene Prügel zu rächen, welche Du mir vor nun bereits 28 Jahren höchst willkürlicher Weise, kraft des bloßen Rechtes des Stärkern, auf dem Dammwege zwischen dem alten Maximin-Palaste und der Porta nigra zu Trier gabst, weil ich mehr und schönere Bücher unter dem Arme trug, als Du, und Dir auf Deine impertinente Frage: „Was machst Du Kleiner mit all den dicken Büchern?“ nicht Rede und Antwort stehen wollte. Nein! das sehe ich als vollständig gesühnt an durch das Entsetzen, welches Dich ergriff, als bald darauf Dein seliger Vater, mit all seinen Decorationen geschmückt, Dich bei dem meinigen zum Gymnasium anmeldete, und Du in einer Ecke der Stube den Geprügelten als den Sohn Deines künftigen Lehrers erkanntest. Ich erwähne des „Flüchtlings aus Neigung“ nur als getreuer Memoirenschreiber, welcher nicht unterlassen will, neben den ernsten Blüthen, welche das Exil hervortrieb, auch diejenigen zu zeigen, welche von dem Strahle rosenfarbenen Humors leise geröthet sind.

Caspary machte bloß den ersten Haupttheil unserer Reise mit, worauf wir etwa einen Monat zu verwenden hatten. Für Anfang August dagegen hatten Loewe und ich uns mit Vogt, Mayer und Anderen ein Rendez-vous im Berner Oberlande gegeben, von wo wir eine gemeinschaftliche Reise südwärts über die Berner Alpen in's Wallis und von da, mit Ueberschreitung der Rhone, nach dem Monte-Rosa beabsichtigten. — Die Zwecke, welche wir Drei zu unserer ersten Reise mitbrachten, waren nicht ganz dieselben. Caspary's Hauptzweck war, den berühmten Zug Suwarow's, den er nach verschiedenen militairischen Schriftstellern auf der Karte studirt hatte, nun auch an Ort und Stelle zu verfolgen. Dieser Zug war folgender. Nachdem Suwarow die Franzosen in Italien wiederholt auf's Haupt

geſchlagen und über den Appennin aus dem Lande hinausgeworfen hatte, wurde er von dem auf ſeine Lorbeeren eiferſüchtigen Wiener Kriegsrathe nach der Schweiz beordert, um, in Ablöſung des an den Rhein beorderten Erzherzogs Karl, gemeinſchaftlich mit ſeinem bei Zürich ſtehenden Landsmanne Korſakow, die Franzoſen unter Maſſena auch aus der Schweiz hinauszuwerfen. Im September des Jahres 1799 langte Suwarow aus den lombardiſchen Ebenen mit etwa 24000 Mann, worunter 5000 Koſacken, bei Arbedo in der Nähe von Bellinzona im Kanton Teſſin an. Von da nahm er ſeinen Marſch das Ticinothal aufwärts nach der Höhe des Gotthard. Nach verſchiedenen blutigen Kämpfen erzwang er am 24. September den Uebergang über den Gotthard, und warf den franzöſiſchen General Lecourbe auf der entgegengeſetzten Seite in's Reußthal hinab, deren Lauf er nun durch das Urnerloch, über die Teufelsbrücke bis zum Vierwaldſtätter-See folgte, die Franzoſen in wiederholten ſiegreichen Gefechten vor ſich herdrängend. In Altdorf angelangt fand er alle Boote, die ihn über den See zu bringen vermocht hätten, entfernt, und die Engpäſſe des Axenbergs am öſtlichen Ufer des Urner-See's beſetzt. Da beſchloß der greiſe Feldherr jenen in der Kriegsgeſchichte ewig denkwürdigen Uebergang über den „Kinzigkulm" in's Muottathal, um von da über Schwyz ſeine Vereinigung mit Korſakow zu bewerkſtelligen. Hier erhielt er jedoch die Nachricht, daß Maſſena den günſtigen Moment des Abzuges des Erzherzogs Carl nicht verſäumt, und bereits am 25. und 26. September dem General Korſakow den entſcheidenden Sieg von Zürich abgerungen hatte. Hierdurch ſah er ſich zum erſten Male in ſeinem Leben zum Rückzuge genöthigt. Dieſen bewirkte er, von allen Seiten bedrängt, mit beiſpielloſer Tapferkeit über den Pragel nach Glarus, und von da durch das Sernfthal über den ſteilen Panixer-Paß nach Ilanz im Rheinthale. Hier langte er am 10. October an, und ſetzte nun ſeinen Rückzug rheinabwärts unbehindert bis nach Baiern fort, wo er hinter dem Lech Cantonni-

rungsquartiere bezog, um bald darauf nach Rußland zurückzukehren. —

Loewe und ich hatten nun aber keineswegs Luſt, uns die Richtung unſerer Reiſe ausſchließlich durch die ſtrategiſchen Rückſichten Suwarow's vorſchreiben zu laſſen. Der Kanton Appenzell hatte mir Luſt nach einem ferneren Stück Urkantone erweckt, und Loewe wünſchte durch das Rheinthal aufwärts nach Graubünden und von da durch das Miſocco-Thal nach dem Kanton Teſſin bis zum Luganer-See vorzudringen. Das ließ ſich vereinigen. Man konnte das Stück Urkantone ſo wählen, daß die Hauptthaten Suwarow's von ſeiner Ankunft am Vierwaldſtätter-See bis zum Rückzuge in's Rheinthal hineinfielen. Dann mußte Caspary vor der Hand darauf verzichten, auch dem Anzuge Suwarow's aus Italien zum Vierwaldſtätter-See entgegenzugehen. Vielmehr ſchlug man ſich dann über den Wallenſee in's Rheinthal. Nachdem man durch dieſes und das Miſoccothal bis nach Bellinzona gelangt war, machte man einen Abſtecher nach Lugano, und verfolgte dann, nach Bellinzona zurückgekehrt, den erſten Theil des Suwarow'ſchen Zuges von Arbedo den Ticino aufwärts über den Gotthard. Jenſeits des Gotthard angelangt ſtand ſodann Loewe und mir die Verbindung mit den uns erwartenden Freunden im Berner Oberlande über Furca und Grimſel offen. — Dieſen Plan brachten wir vollſtändig zur Ausführung. Viel Zeit hatten wir dabei eben nicht zu verlieren. Wir ſetzten uns daher in die Poſt von Bern nach Zürich, und gingen raſch durch Zürich durch, um Heinrich Simon und Rappard auf ihrem Gute zu Mariafeld bei Meilen am nördlichen Ufer des Zürichſee's zu beſuchen. Sie waren noch mit Bauen und Einrichten beſchäftigt. Es war aber drinnen ſchon hinlänglich wohnlich, um einige Tage bei ihnen zu verweilen. Die Politik war raſch abgethan. Ueber Das, was in Deutſchland vor ſich ging, waren unſere Anſichten faſt ganz dieſelben, und was mögliche Anſtöße von Außen anbetrifft, ſo hatten zwar die Pariſer Nachwahlen zur Legislative (Deflotte's, Vidal's, Carnot's am 10. März 1850, und Eugene Sue's

am 28. April dess. J.) deutlich bewiesen, daß sich im Volke eine lebhafte Reaction gegen das Gebahren des präsidentschaftlichen Napoleonismus und der royalistischen Legislative vorbereite, welche die arme Republik übel zwischen sich genommen hatten. Auf diese Wahlen hatten aber Legislative und Präsident, durch das Burggrafengesetz vom 31. Mai 1850, keck mit der Beschränkung des allgemeinen Wahlrechtes geantwortet, und das Volk hatte diesen Eingriff in seine Rechte zwar murrend, aber doch ohne Aufstand hingenommen. Also theoretische Opposition bis zur Wahl eines neuen Präsidenten und einer neuen Legislative über zwei Jahre! — Was Dann, Das wissen die Götter.

Das Gut unserer Freunde, welches sie im folgenden Jahre wieder verkauften, war sehr freundlich an den Ufern des See's gelegen, dahinter ein Gärtchen, prächtige Wiesen mit Obstbäumen, weiterhin leise ansteigende Weinberge; nach Vorne der blaue Wasserspiegel des See's mit einer kleinen Bucht, in welcher ein leichter grüner Nachen, welchen die Beiden sich nach besonderen Anweisungen hatten bauen lassen, zu Spazierfahrten bereit lag. Wir stachen häufig in den See und stürzten uns dann in den kühlen Wellenschooß. Dabei erzählte uns eines Tages der Züricher Rechtsanwalt Brändlin, der mit uns badete, Einer seiner Freunde sei einmal von einem großen Fische an der Ferse verwundet worden. Der Fisch habe die Ferse wahrscheinlich für ein lebloses Stück Nahrung genommen. Diese Geschichte erschien mir damals ganz fabelhaft; ich habe aber später, kurz nach meiner Verurtheilung und bildlichen Hinrichtung, einen ähnlichen Anbiß im Genfer See erlitten, grade als wenn die Fische der See'n mit zum vollstreckenden Personal des Meisters Hammel in Köln gehörten. — Rappard beschäftigte sich damals mit einem eigenthümlichen Plane, den er später auch wirklich zur Ausführung brachte. Als vermöglicher Rittergutsbesitzer hatte er sich in seinen Mußestunden viel mit dem Mikroscope beschäftigt, auch wohl unter demselben einzelne Objecte aus dem Thier- und Pflanzenreiche zwischen Glasplättchen der Art einbalsamirt, daß man, indem man diese Präparate

unter dem Mikroscope betrachtete, der Natur bis in ihr innerstes Getriebe hineinsehen konnte. Jetzt, nachdem er den größten Theil seines Vermögens durch die Reaction verloren hatte, beschloß er, durch Verfertigung solcher mikroscopischer Präparate sich einen neuen Erwerbszweig zu gründen. Außer seinem persönlichen Vortheile hoffte er dadurch das Studium der Naturwissenschaften zu befördern, auf welche die politisch gescheiterte Bewegung sich mit vertieftem Eifer geworfen hatte, und von deren befreiender Wirkung er Großes erwartete. In Berlin hatte er eine junge Dame kennen gelernt, welche kürzlich ihren Mann durch den Tod verloren hatte, sich grade mit ähnlichen Arbeiten beschäftigte und dabei eine außergewöhnliche Geschicklichkeit an Tag legte. Diese Dame zog aus dem Nachlasse ihres verstorbenen Mannes heraus, was ihr geblieben war, und verband sich mit Rappard zur Gründung eines mikroscopischen Institutes in Zürich, welches alsbald seine sauberen Präparate auf den ganzen Continent und selbst bis nach America versenden sollte. Die junge Wittwe war eben von Berlin eingetroffen; sie wohnte in dem benachbarten Dorfe und kam des Mittags auf das Gut zu Tische. — Frau T. trug ihr dunkelblondes Haar kurz, wie ein Mann. Unter einer kräftigen Stirne schauten ein Paar klare blaue Augen hervor; der untere Theil des Gesichtes, hauptsächlich der Mund, waren von bestimmtem, ja scharfem Schnitte. In der Anregung aber waren die Augen nicht ohne schwimmenden Glanz und die Mundformen konnten sogar weich werden. Das ganze Aeußere deutete Etwas von jener Mischung von Kraft und Hingebungsfähigkeit an, welche einen Hauptreiz nicht nur des Weibes, sondern des Menschen überhaupt ausmacht. Soll doch der charakteristische Ausdruck Alexanders des Großen grade in einer Verbindung des Männlichen, Löwenartigen mit dem Weichen, fast weiblich Freundlichen bestanden haben. Sie sprach und bewegte sich frei, doch gemessen, und schien sich ihre Schranken nicht in Gemäßheit der Vorurtheile der Welt, sondern nach Maßgabe des eignen Schönheitsbedürfnisses zu ziehen. Nach unsrer Abreise von Mariafeld sprachen wir Drei

wohl öfters von dieser neuen Erscheinung, welche wir Alle als eine nicht gewöhnliche erkannten. Bei aller gebührenden Achtung für dieselbe machten wir allerlei Combinationen und warfen das Rößlein munterer Reiselaune bald hierhin bald dorthin, Loewe nicht ausgenommen. Er ahnte wohl damals noch nicht, daß, kaum daß ein Jahr verflossen, dieses Weib und er selbst gegenseitig eine solche Gewalt über einander gewonnen haben würden, daß er nicht nur seine bisherige Ehe, mit aller möglichen Schonung, wie sich von selbst versteht, lösen, sondern auch das liebe Europa gegen America vertauschen werde, um dort der neuen Familie eine neue Existenz zu gründen. Verloren bist Du uns deshalb nicht, lieber Freund! Aber ganz ohne Abzug an sonstigen Freiheiten und Richtungen gehen solche liebenswürdige Staatsstreiche der Weiber gegen uns Männer doch niemals von Statten. — Vor unserer Abreise schenkte mir Heinrich, in Anbetracht des Umstandes, daß ich meinen Reisestock verloren hatte, seinen Alpstock, den ich von nun an bis an's Ende unserer Reise mit Ehren führte. Der Alpstock ist ein einfacher, glattrunder, etwa 6 Fuß langer Stock mit eiserner Spitze. Man stützt ihn nicht gegen die Abgründe, — wiche der Schnee oder das Erdreich, so läge man Unten, — vielmehr nach der entgegengesetzten, gefahrlosen Seite, um das Gewicht des Körpers auf ihn nach Innen zu legen. Ebenso stellt man ihn beim Bergabsteigen nicht vor sich her, sondern legt das Gewicht des Körpers auf ihn nach rückwärts, um die bergabwärts treibende Wucht zu vermindern. Führer und andere Eingeborene rutschen auf diese Weise oft ganze Schneefelder mit reißender Geschwindigkeit hinab. Wer aber den Alpstock nicht ordentlich zu handhaben versteht, dem wird er mehr ein Hinderniß als eine Hülfe. Auch ist er durchweg überflüssig, und ich habe später die schwierigsten Höhen der Schweiz mit einem einfachen Stocke erstiegen. Meine Kasse befand sich dabei weit besser, da der überall mitgeführte Alpstock überall die höchsten Preise bezahlt. Auf die Preise erschien uns im Verlaufe unserer Reise noch ein anderer Umstand von Einfluß. Caspary und ich behaupteten nämlich, daß ein Paar

freundliche Worte und Scherze, in aller Sittſamkeit zwiſchen Küche und Speiſezimmer oder in einer Fenſterniſche mit den Mädchen des Hauſes gewechſelt, oft einen ermäßigenden Einfluß auf die Preiſe übten; welchem jedoch unſer würdiger Freund Loewe Fälle entgegenſetzen zu können glaubte, in welchen unſere ſogenannten Preisermäßigungsbeſtrebungen, ſei es als Anlaß zu Zeitverſäumniß, ſei es als Luxusartikel, bei Aufſtellung der Rechnung mit in Anrechnung gekommen ſeien. Wir vermochten uns über dieſe Meinungsverſchiedenheit nicht ſchlüſſig zu machen; fernere Erfahrungen thun Noth, und junge Leute, ja auch bejahrtere verheirathete Männer, werden ſich unter obwaltenden Umſtänden unſchwer entſchließen, zur Aufklärung dieſes Theils der Reiſewiſſenſchaft, durch Anſtellung neuer belehrender Erfahrungen, das Ihrige beizutragen.

Von Mariafeld ging's im Flug über den blauen See, zwiſchen den lachenden grünen Ufern vorbei, die Schneeberge vor uns, nach Schmerikon. Von dort pilgerten wir den Linthcanal entlang nach Weſen, wo wir naß bis auf die Haut und verhöhnt von linthaufwärts fahrenden Schiffern, deren Anerbieten, uns mitzunehmen, wir abgelehnt hatten, des Abends anlangten. Am anderen Morgen ſchlugen wir uns ſüdlich in das Linththal des Cantons Glarus. Halbwegs zwiſchen Weſen und Glarus, am Fuße des jähen »Rautiſpitzes« liegt »Näfels«, wo Dich der Geiſt der Urcantone aus den Blättern der ſchweizeriſchen Unabhängigkeitsgeſchichte urkräftig anweht. Bei Näfels hatte am 9. April 1388 jene berühmte Schlacht Statt, durch welche die Glarner gegen Oeſtreich ihre Unabhängigkeit erfochten. In Folge des Rütli-Bundes der drei Männer aus Schwyz, Uri und Unterwalden und des dem Tell abgezwungenen Apfelſchuſſes waren die Vögte bereits aus dieſen drei Landen vertrieben, und die errungene Unabhängigkeit durch die Siege am Morgarten (1315) und bei Sempach (1386) mannhaft aufrecht erhalten worden. Dieſen beiden Siegen reihten die dem Bunde beigetretenen Glarner den von »Näfels« an und behaupteten dadurch ihre unabhängige Verbindung mit den Brudercantonen. Durch den Sieg der Ap-

penzeller gegen Erzherzog Friedrich und den Abt von St. Gallen am „Stoß“ (1405) wurde ein gleicher Erfolg für diesen Canton erzielt. Unterdessen waren auch bereits die Berner, nachdem sie dem burgundischen Adel bei Laupen eine derbe Lection ertheilt hatten (1339), dem Bunde beigetreten, welcher nun aus einem Angegriffenen bald zum Angreifer wurde und den Herzögen von Oestreich zuletzt sogar das Stammland Habsburg im Aargau wegnahm und gegen alle Versuche der Wiedereroberung bis auf den heutigen Tag behauptete. — Heute noch wallfahrten die Glarner jedes Jahr am zweiten Donnerstage des Monates April nach „Näfels“ zur Gedächtnißfeier jener Schlacht, und auf den benachbarten „Rautifeldern“ stehen heute noch eilf Steine mit der Jahreszahl 1388 an den Stellen, wo die eilf Angriffe Statt hatten. Bei dem sechsten, da wo alles Volk unter das Landesbanner zusammentrat, wird dann die Historie des großen Sieges mit namentlicher Anführung aller Derer, „die sich für das Land gewagt“, vorgelesen, und nach der Messe für die Väter pflegt sich das Volk, wie billig, der Freude zu überlassen. — Von Näfels gingen wir dem Laufe der Linth nur noch bis „Nettstall“ am Fuße des „Wiggis“ entgegen. Dort öffnet sich zwischen der zackigen Felswand des „Wiggis“ und dem riesigen „Glärnisch“ mit seinen sieben schwarzen, schneegesprenkelten Gipfeln das romantische Klönthal, durch welches die wilde „Löntsch“, in einer Reihe wildgeberdiger Wasserfälle, zwischen großartiger Felsumgebung hinabbraust, um sich unten mit der Linth zu vereinigen. In dieses Thal lenkten wir ein. Gleich im Anfang begegnete uns daselbst eine Ziegenheerde. Größer und schöner habe ich in meinem Leben keine gesehen; es waren gewiß an fünfhundert Stück. Ihr Schellengeläute klang uns schon aus großer Ferne laut entgegen, und als sie an uns vorbeizog, wollte der Zug gar kein Ende nehmen. Derselbe bot das mannichfaltigste Leben dar, Thiere, schwarz wie der Teufel mit weißen, und weiße wie Schnee mit röthlichen Augen, dazwischen alle möglichen Schattirungen in Braun, Grau und Gelb, mit und ohne Flecken, welche, je nach ihrer Lage, den Thieren

oft einen gar schlauen, täppischen oder possierlichen Ausdruck geben. Hier setzen ein Paar munter und launig in albernen Sprüngen zur Seite, dort sperren zwei quer die Straße, indem sie mit ihren impertinent gewölbten Häuptern von Grund aus gegeneinander ausholen und ihre senkrechten, scharf umgebogenen Hörner kampflustig kreuzen; hier tragen Zwei verständig oder gar mit maßvoller Salbung ihre langen Bärte vor sich her; dort lassen wieder Andere ihre Häupter bedenklich hängen und scheinen des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen. Alle aber sind von ganz anderem Schlage als die Ziegen in den Städten und Ebenen. Sie haben Etwas von den Gemsen, und im Canton Uri erzählten mir später die Bauern, daß die Ziegen im Gebirge oft derart verwilderten, daß kein anderes Mittel bleibe, sich ihrer zu bemächtigen, als sie, wie die Gemsen, zu schießen. Auch lieferten deren Felle fast eben so gute Handschuhe als die der Gemsen. — Im Canton Glarus ist die Ziegenzucht in besonderer Aufnahme. Man verfertigt daselbst auch den bekannten „grünen Kräuterkäse", welcher bis in die fernsten Gegenden, selbst bis nach America versendet wird. Im Lande selbst heißt er „Schabziger". Das Wort „Ziger" kommt aber nicht von „Ziege", sondern bedeutet jede geronnene Flüssigkeit, „Schabziger" also einen Käse, welcher geschabt wird. Die Milch erhält durch den häufig hier wachsenden Steinklee, den die Thiere mit Vorliebe wegnaschen, einen besonders aromatischen Geschmack, und bei der Käsebereitung selbst wird dann noch verriebener Steinklee im Verhältniß von drei Pfund Kleepulver zu hundert Pfund Molken hinzugefügt, wodurch die grüne Farbe und ein erhöhtes Kräuterarom gewonnen werden. — Nach zweistündigem Ansteigen durch die wildromantische Schlucht erweitert sich das Thal zu grünen, blumigen Matten, in deren Mitte der Klönsee sich eine Stunde in die Länge und eine halbe Stunde in die Breite ausdehnt. Den Hintergrund schließt der „Pragel", über welchen man in den Canton Schwyz gelangt. Hier war Friede, von der übrigen Welt rings abgeschlossen durch hohe Berge. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange und

ſchüttete tiefere Goldlichter über die grünen Matten. Der See war ruhig und ſchlug nur ſeltenen, melancholiſchen Schlages an die ſtillen, einſamen Ufer. In einer Bucht lag ein kleiner Nachen. Eine einfache Inſchrift im Felſen des Glärniſch, am unteren Ende des See's, neben einem Waſſerfall, erinnert an Salomon Geßner, den Idyllendichter, der von Zürich aus im Sommer häufig hierher kam und wochenlang in einer Sennhütte lebte. Schweigſam wanderten wir den See aufwärts bis „Vornau“, ein an deſſen oberem Ende einſam gelegenes Wirthshaus, wo wir Abendbrod nahmen, den „Schabziger“ koſteten und uns in leidlichen Betten zum Uebergange über den Pragel ſtärkten. Unſer nächſter Reiſeplan war folgender. Indem wir bei Nettſtall in das Klönthal einlenkten, hatten wir nicht die Abſicht, auf den übrigen Theil des Linththals zu verzichten. Vielmehr beſchloſſen wir daſſelbe durch das Klönthal, über den Pragel, durch das Muotta- und Biſithal, über die Glattalp und den Urnerboden im Bogen ſo zu umgehen, daß Caspary die zweite Hälfte des Suwarow'ſchen Zuges ſtudiren könne, und wir darnach in das obere Linththal, gegen ſeinen Schluß hin, wieder einlenkten. Von da ſtand uns dann der Weg linthabwärts zurück nach Weſen und über den Wallenſtadter See hinüber nach dem Rheinthale offen. Des anderen Morgens überſtiegen wir daher den 5160 Fuß über das Meer ſich erhebenden „Pragel“. Im Hinanſteigen kamen wir wohl über eine prächtige grüne Matte, hatten auch ein Paar ſchöne Rückblicke auf das Klönthal mit dem See; im Uebrigen aber iſt der Pragel ohne alle Ausſicht, ſteinig, ſumpfig, beſchwerlich und langweilig. Auf der Höhe fanden wir noch ziemliche Strecken Schnee's, über welche unſer Weg führte. Aber grade da war uns noch eine Freude vorbehalten, ein erfriſchendes Lächeln der unvergleichlichen Alpenflora. Wenn im Thale längſt der Sommer eingetreten iſt, wenn dämmrige Schwüle über dem Schmelze der Matten zittert, dann herrſcht auf den Alpen noch immer der junge Frühling. Wir fanden große doppelte Butterblumen mit ſchön geſchloſſenen Kelchen, wie gelbe Roſen; üppige Büſchel himmelblauer Vergißmein-

nicht; die glockenförmige Gentiane (gentiana acaulis); vor Allen aber die kleine an niedrigem Stengel (gentiana verna), dieſes reizende Sternblümchen vom ſchönſten Transmarinblau mit ſchneeweißem Aeuglein inmitten des Blau's. In ganzen Familien wuchs ſie urfriſch am Rande des friſch geſchmolzenen Schnee's empor. Ich kenne kein ſchöneres, erquickenderes Blau als das dieſer kleinen Gentiane, und wenn ich manchmal müde, durſtig oder gelangweilt an einem Schneefelde vorbeikam, an deſſen Rande ſie ihr lenziges Antlitz erhob, dann fühlte ich mich ſtets neu geſtärkt, als ob die nährende Kraft des ſchneegetränkten Bodens, welcher dieſe Farbenfriſche entquillt, labend in meine eignen Adern gedrungen wäre. — In der Sennhütte auf der Höhe traten wir gegen einen feinen, aber eindringlichen Regen unter, welcher ſich unterdeſſen eingeſtellt hatte. Ueber der praſſelnden Flamme hing ein pechſchwarzer rußiger Keſſel mit ſchneeweißer Milch. Wir rückten an's Feuer, um unſere Kleider einigermaßen abzutrocknen. Doch fehlte es an Stühlen. Da zogen Caspary und ich aus einem Winkel ein eigenthümliches Geſtell hervor, um uns desſelben als Bank zu bedienen. Unſer Erſtaunen war nicht gering, als wir darin eine aus dem erſten beſten Holze roh zuſammengezimmerte Laffette erkannten. Der Senne erklärte auf Befragen: „Ja, das Geſtell ſei ſchon gar alt, älter als er ſelbſt. Das rühre noch von der Zeit her, da der Ruſſ und der Franzos im Lande geweſen.“ Es war kein Zweifel, wir hatten die Laffette einer ruſſiſchen Bergkanone vor uns, eine Hinterlaſſenſchaft des alten Suwarow. Caspary betrachtete ſie mit einem Intereſſe, das an Inbrunſt gränzte und trennte ſich nicht ohne wiederholte Rückblicke von derſelben. Wir ſtiegen auf der andern Seite des Pragel in den Kanton Schwyz hinab und langten gegen Abend in Muotta an, wo wir in dem Wirthshauſe neben der Kirche ein ganz leidliches Unterkommen fanden. Das war nicht ganz unerheblich; denn wir blieben zwei Tage dort eingeregnet. Dies hatte zur Folge, daß wir uns im Innern des Hauſes etwas näher umſahen. Alle Stuben hingen voll Heiligenbilder. Im Speiſezimmer hing zwar auch General

Dufour mit ſeinem Stabe zu Pferde. Aber hinter der Thüre ſchaute ein älteres Bild, den Schwur der Urkantone darſtellend, an dem alten Bunde feſtzuhalten, ſo hervor, als wenn es bloß den günſtigen Augenblick abwarte, die Helden des neuen Bundes wieder hinauszuſchmeißen. Ein ganz eigenthümliches Machwerk war der katholiſche Hauskalender. Darin wurden die Helden des rechten Glaubens den Helden des falſchen Glaubens in Bild und Wort gegenübergeſtellt. Auf der einen Seite ſah man alle möglichen Märtyrer der katholiſchen Kirche, von den älteſten Zeiten bis auf den in der Pariſer Juniſchlacht gebliebenen Erzbiſchof Affre, in geiſtlichen Gewändern von ergebenem Faltenwurfe, in demüthiger Stellung, ſei es knieend, ſei es über den Todesblock gebeugt; auch Nonnen voll entſagungsſeeliger Sanftmuth. Auf der andern Seite dagegen waren Ronge, Tzersky und Andere dargeſtellt im knappen modernen Frack mit hochfriſirten Haaren, wie ſie ſich lächelnd mit koketten Fräuleins unterhielten, oder dieſelben gar am Arme führten und ſich im Reden ſüßlich zu ihnen hinabbeugten. Dieſe Holzſchnitte waren überaus komiſch anzuſehen. Der dazu gehörige Text war entſprechend. Dazwiſchen befanden ſich von Zeit zu Zeit beſondere Betrachtungen, „Exempel“ genannt, welche gleichſam als Ruheſtationen zwiſchen die lange Geſchichtserzählung von den Helden des rechten und falſchen Glaubens eingeſchoben waren. Des dritten Exempels erinnere ich mich noch im Allgemeinen. Es lautete ungefähr ſo: „Wie Schiffer auf hoher See, wenn ſie von allem Lande abgeſchnitten ſind, ſich oft ſchon auf große Entfernungen vom Dufte der Gewürzinſeln angeweht fühlen, ſo bringen häufig zu Solchen, welche der irdiſchen Welt völlig entſagt haben, köſtliche Düfte aus jener Welt, welche ſie zu den gottſeeligſten Thaten begeiſtern.“ Das iſt ſchon ganz gut. Die geiſtlichen Herren aber, die wir auf unſerer Reiſe in den Urcantonen ſahen, ſchienen ſich keineswegs von jenſeitigem Gewürzduft zu nähren; vielmehr deuteten blühende Wangen, gemüthliche Bäuchlein und dralle Waden häufig auf diesſeitige Ochſen- und Schweineſtälle von beſter Einrichtung und Zucht hin. Das ſind ohne Zweifel ſehr

nützliche Anstalten; nur muß man auch den anderen Leuten es zu gute halten, wenn sie lieber von rosenrothem Schinken und gebratenem Ochsenfleisch als von Gewürzduft leben. — Caspary hatte die Phantasie, zwölf- bis vierzehnjährige Knaben nach der Geschichte Tell's auszufragen. Sie wußten auch nicht die Spur davon, Nichts von dem Vogt, Nichts von dem Bogenschützen, Nichts von Hut, Nichts von Apfel. Fernere Fragen ergaben, daß sie dagegen um so reichlicher über die Mutter Gottes und alle Heiligen unterrichtet waren. Dabei ward man doch etwas irre an dem Satz, daß die Freiheit vorzugsweise in den Bergen wohne. Was vorzugsweise in den Bergen wohnt, ist nicht die Freiheit, sondern die Eigenthümlichkeit, oder wenn man will, die Freiheit, so zu sein, meist auch die Kraft, so zu bleiben, wie man einmal ist. Das liegt auch in der Natur der Sache, in der abschließenden und abhärtenden Kraft der Berge. Aber diese sich behauptende Eigenthümlichkeit ist deshalb noch lange nicht die innere Freiheit. Es ist wahr, die Unabhängigkeit nach Außen ist die erste Bedingung einer gesunden inneren Entwicklung, und wir wollen den Urcantonen nicht vergessen, daß sie die Wiege der schweizerischen Unabhängigkeit sind. Aber die alte Schweiz enthielt in ihrem Inneren eine Menge rechtloser Existenzen, Einzelexistenzen und ganze Landschaften, und dieser ultramontane Knabe „Unabhängigkeit“ hätte ohne die befreiende Berührung der protestantischen Ebene, der größeren Städte und der übrigen Welt ein ganz sonderbarer Bursche werden können. Noch jetzt ist in den katholischen Urcantonen der Einfluß der Geistlichkeit bedeutend; aber die Ländchen erfreuen sich, seit der Niederlage des Sonderbundes, voller demokratischer Freiheit; ja meist besteht auch noch die alte „Landsgemeinde“, d. i. die Urversammlung sämmtlicher stimmberechtigter Bürger, welche, ohne Vermittlung von gewählten Vertretern, die wichtigsten Angelegenheiten des Landes direct entscheidet. So lange nun die Geistlichkeit diese freien Einrichtungen selbst unangetastet läßt und sich derselben bloß bedient, um, wie jeder Andere, ihren Einfluß geltend zu machen, kann man, vom demo-

kratiſchen Standpunkte aus, eigentlich Nichts dawider haben. Mag man ihrem Einfluſſe auf demſelben Wege entgegenwirken; ihn gewaltſam zurückdrängen, hieße den oberſten Grundſatz der Freiheit verläugnen.

Wir frugen die Bauern nach den Ruſſen und Franzoſen. Es gab noch genug alte Leute, welche Alles mit erlebt hatten. Es war ja erſt 50 Jahre her. Sie erzählten uns, wie in einer Nacht des Monates September des Jahres 1799 (vom 27. zum 28. September) plötzlich ganz fremde Soldaten zu Tauſenden, Männer und Pferde, vom Kinzigkulm (6275 F. ü. d. M.) in ihr Thal hinabgeſtiegen ſeien. Das Thal ſei von allen Nahrungsmitteln entblößt geweſen. Was nicht ſchon von den Franzoſen aufgezehrt oder weggenommen geweſen ſei, das hätten die Bewohner auf die Alpen geflüchtet gehabt. Die Ruſſen ſeien meiſt genöthigt geweſen, ſich von Wurzeln und Baumrinden zu nähren, und den Pferden habe man Fichtenzweige vorgeworfen. — In unſerem Wirthshauſe fanden wir auch gedruckte Beſchreibungen aller Einzelnheiten des Suwarow'ſchen Aufenthaltes im Muottathale. Hier erhielt er zuerſt die Nachricht von der bereits am 25. und 26. Sept. erfolgten Niederlage Korſakow's bei Zürich. Er wollte die Nachricht nicht glauben und war ſo wüthend, daß er den Bauer, welcher ſie überbracht hatte, als Spion oder Verräther hängen laſſen wollte, was zu verhindern nur dem inſtändigen Einſchreiten der Priorin des Kloſters gelang. Als ſich die Nachricht beſtätigte, hielt der ſonſt ſtets auf eigene Fauſt handelnde Feldherr hinter der Kirche des Ortes den erſten Kriegsrath ſeines Lebens. Von allen Seiten war er umzingelt. Eine Abtheilung von Lecourbe's Heerhaufen, die er auf der Gotthardſtraße bis zum Vierwaldſtätter-See vor ſich hergeworfen hatte, war ihm bei ſeinem Uebergange über den Kinzigkulm auf den Ferſen gefolgt. Mortier und Maſſena hatten den weſtlichen Eingang des Thales bei Ibach und Schwyz beſetzt, und waren noch durch Lecourbe verſtärkt worden, der mit dem Reſte ſeiner Heeresabtheilung über Brunnen zu ihnen geſtoßen war. Molitor's Vorhut wehrte den öſtlichen Ausgang über

den Pragel. Diese wurde geworfen und der Uebergang über den Pragel erzwungen, jedoch nicht ohne daß vorher die blutigsten Kämpfe im Thale Statt gefunden hätten. — Trotz des schlechten Wetters gab es doch hie und da ein Paar freie Stunden, welche wir dazu benutzten, die Umgebung in Augenschein zu nehmen. Der schönste Theil des Muottathales ist die Strecke von Muotta bis Schwyz. In einer Längenausdehnung von 3 Stunden dehnen sich dort zwischen waldigen Bergen, von denen mehrere Wasserfälle hinuntertoben, grüne Wiesen, bald in schmalen Streifen, bald in breiteren Matten, ihrer ganzen Länge nach von der wilden Muotta durchbraust, welche dem Vierwaldstätterse zueilt, mit dem sie bei „Brunnen“ ihre Gewässer vereinigt. Einzelne Ausläufer der Berge stellen sich quer in's Thal hinein, sei es als bloße Abhügelung, einladend zum Hinterhalt, sei es als vollständige Querhöhe, geeignet zu burgähnlicher Vertheidigung. Etwa zwei Stunden von Muotta, eine Stunde vor Schwyz, führt ein kühnes Brücklein über das finster verengte Thal vom rechten auf das linke Ufer der tief unten brausenden Muotta. An diesen verschiedenen Punkten, vornehmlich am „Bühl“, am „Mattligütsch“ und an der „Brücke“ wüthete der Kampf mit besonderer Heftigkeit. Dem General Rosenberg war die Aufgabe geworden, mit der russischen Nachhut die von Schwyz her drängenden Franzosen zurückzuhalten, um dem russischen Hauptheere den Uebergang über den Pragel zu ermöglichen. Einmal führte die russische Infanterie eine Scheinflucht aus. Als aber die Franzosen siegestoll hinterdrein stürmten, brachen hinter einer Abhügelung im Hinterhalt aufgestellte Kosacken hervor und richteten in Vereinigung mit den wieder Front machenden Flüchtigen ein furchtbares Blutbad unter den Franzosen an. Nun war die Reihe zur Flucht an diesen letzteren. Sie zogen sich nacheinander auf den „Bühl“, auf den „Mattligütsch“ zurück. Auf beiden Höhen hatte man grobes Geschütz vortrefflich aufgestellt. Die Russen hatten nur ihre erbärmlichen Bergkanonen, die sie auf den Rücken ihrer Pferde über den Kinzigkulm mitgebracht hatten. Aber trotzdem war kein Aufhalt. Die Russen nahmen Alles mit

dem Bajonett, unter dem furchtbaren Feuer der französischen Artillerie. Die von ihnen also erstürmten Höhen sind zum Theil so steil, daß wir, unbehelligt wie wir waren, sie nicht ohne Schwierigkeit mit unseren Stöcken zu erklettern vermochten. Man mußte staunen ob solcher Tapferkeit. Bis zu der Brücke warf Rosenberg die Flüchtigen, das Bajonett in den Lenden, zurück. Um den Besitz der Brücke wurde lange mit großer Erbitterung gekämpft. Sie wurde mehrmals genommen und wiedergenommen. Bei dem heftigen Vor- und Rückdrängen auf derselben fielen viele Hunderte, Feind und Freund, tief hinab in die wilde Muotta, so daß das Wasser aufstaute. Das Blut beider Völker färbte weithin den Fluß, welcher die Leichen der Getödteten mit sich fortführte. Ueber den Pragel gelangte Suwarow glücklich in das Linththal, wo er drei bis vier Tage mit seinem tapferen Heere ausruhte. Am 5. October stieg er, von dem überlegenen Feinde, welcher den Ausgang des Linththals bei Näfels ebenfalls besetzt hielt, fortwährend gehetzt, durch das Sernfthal den 7410 Fuß hohen Panixer Paß hinan, wo, in Folge der bereits vorgerückten Jahreszeit, zwei Fuß tiefer Schnee lag. Manche erlagen den feindlichen Geschossen, Viele gaben vor Ermattung ihren Geist am Wege auf, Andere stürzten auf den schlüpfrigen Pfaden in die Abgründe. Die Leichen der Gebliebenen dienten viele Monate lang den wilden Thieren zur Nahrung und das gebleichte Gebein manches Tapfern soll noch heute in den Spalten und Schluchten des Jäzstockes zu erkennen sein. Am 10. Octob. erreichte er das Rheinthal, nachdem er durch Kampf, Hunger und Witterung etwa ein Dritttheil seiner Mannschaft, den größten Theil ihrer Pferde und alles Geschütz verloren hatte. Mit dem Reste seines Heeres marschirte er nun rheinabwärts nach Baiern, wo er hinter dem Lech Cantonnirungsquartiere bezog, um bald darauf in sein Vaterland zurückzukehren. Durch Eifersucht von seinen italienischen Lorbeeren entfernt, nach beispiellosen Kriegsthaten in den wilden Gebirgen der Schweiz, Kriegsthaten, deren Erfolglosigkeit wahrlich nicht ihm zur Last fiel, ward der greise Held von seinem Kaiser mit Verweisen wegen eines unbedeutenden

Dienstfehlers empfangen, und hauchte, sechszehn Tage nach seiner Rückkehr, am 18. Mai 1800, im 71. Lebensjahre, seinen kräftigen Geist aus. Thiers, in seiner Geschichte der französischen Revolution, sagt von Suwarow: „Er hatte eine große Kraft des Charakters, affectirte und bis zur Narrheit getriebene Sonderbarkeiten (— er ritt wohl gelegentlich im bloßen Hemde an der Front vorbei —) und keinerlei Combinationsgenie. Er war ein wahrer Barbar, glücklicher Weise unfähig, die Anwendung seiner Kräfte richtig zu berechnen. Seine Armee war von bemerkenswerther Tapferkeit, die selbst Etwas vom Fanatismus hatte, aber ohne alle militairische Bildung. Die Bedeutung der Artillerie, Cavallerie und Ingenieurkunst war darin auf Null reducirt, die Soldaten wußten nur vom Bajonett Gebrauch zu machen.“ — Bis auf einen gewissen Punkt ist Das heute noch wahr, aber auch nur bis auf einen gewissen Punkt. Diese Herren Kosacken, welche mit ihren Pferden die schwierigsten Pässe von fünf, sechs und sieben Tausend Fuß ü. d. M. übersteigen, indem sie absitzen und auf den Rücken ihrer Pferde das Geschütz fortschaffen, welche sich sodann in tief eingeschnittenen Thälern in den Hinterhalt legen, unvorsichtige Infanteristen zusammenhauen und Gefechte entscheiden, scheinen mir denn doch nicht so ohne alle Bedeutung. Die Intelligenz ist sicher nicht zu reich ausgestreut in der russischen Armee, und wenn einem russischen Corps begegnete, was, nach Xenophon, im J. 401 v. Chr. den 10,000 Griechen auf ihrem berühmten Rückzuge aus Asien durch den treulosen Tissaphernes widerfuhr, daß ihm nämlich mit einem Male seine sämmtlichen Führer weggemordet würden, so möchte es diesem Corps wohl schwer werden, sofort aus seinen eigenen Reihen eine neue Generalität erstehen zu lassen, wie solche ohne Weiteres aus den Reihen der gebildeten Griechen erstand. Für manche Armee des Westens dagegen möchte Dergleichen gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Auch ist es gar nicht einmal nöthig, den Fanatismus der Russen unter Suwarow auf die Heiligkeit irgend einer gescheidten oder dummen Ueberzeugung zurückzuführen. In wildfremdem Lande, zwischen

himmelhohen Bergen, wo man Nichts zu eſſen hat als Wurzeln und Baumrinden, erklärt er ſich einfach aus der Werthloſigkeit des Lebens. Aber dieſe rohen Maſſen haben doch erſtaunliche Erfolge errungen, und was den alten Suwarow ſelbſt anbetrifft, ſo haben die franzöſiſchen Generale, welche ihm im Felde gegenübergeſtanden, doch ganz anders geurtheilt, als der geiſtreiche Geſchichtſchreiber hinter ſeinem Schreibtiſche von Mahagoniholz. Ich weiß nicht mehr genau, iſt es Lecourbe oder Maſſena, aber Einer von beiden ſoll geſagt haben, daß er für den einen Rückzug Suwarow's aus der Urſchweiz ſeine ſämmtlichen Schlachten gäbe.

Trotzdem war es nur ein Rückzug. Sieger blieb Maſſena, jedoch vereinzelter Sieger der ſonſt allerwärts unterlegenen Republik, ſo daß der aus Aegypten zurückkehrende Bonaparte wohl fragen konnte: Was habt Ihr in weniger als zwei Jahren aus dieſem Frankreich gemacht, welches ich Euch als Siegerin auf allen Schlachtfeldern hinterlaſſen hatte? Damit war denn der 18. Brumaire vor der Thüre. „Dieſes Frankreich“ — ſagt Thiers — „nachdem es alle Charaktere angenommen hatte, den monarchiſchen, den republikaniſchen, den demokratiſchen, nahm endlich den militairiſchen Charakter an, weil es inmitten dieſes unabläſſigen Kampfes mit Europa einer ſoliden und kräftigen Conſtituirung bedurfte.“ — Gegenüber dieſer „Nothwendigkeit“ und den ihr entſprechenden Eingriffen Frankreichs in die Selbſtſtändigkeit der übrigen Völker hatten ohne Zweifel auch die Ruſſen, als Theilnehmer an dem Proteſte dieſer Völker gegen ſolches Vorgehen, ihre Berechtigung. Doch wollen wir dabei nicht vergeſſen, daß es das Ausland war, welches durch den Herzog von Braunſchweig und deſſen bramarbaſirendes Manifeſt vom 25. Juli 1792 ſich die erſten Eingriffe in die ſelbſtſtändige Entwicklung Frankreichs erlaubte, und dadurch nicht nur den Schrecken im Innern, ſondern auch jene fieberhafte Ueberſchätzung der Kräfte nach Außen hervorrief. Wenn das Vaterland ſo gefährlich bedroht iſt, wie durch dies übermüthige Manifeſt, dann kann man keine inneren Feinde im Rücken gebrauchen (September-

gräuel); wenn Alles, was rüstige Arme hat, gegen den auswärtigen Feind ziehen muß, dann kann man nichts Neues produciren, sondern muß das Vorhandene, von den Reichen Besessene consumiren (Confiscation, Assignate und Maximum); wenn die Unabhängigkeit des ganzen Landes bedroht ist, dann kann man auf die innere Freiheit eine Zeit lang verzichten, um dem Auslande unter Bonaparte's Führung zu zeigen, was ein heißblütiges, auf das Aeußerste getriebenes Volk vermag. Dabei überschätzte freilich Bonaparte ebensowohl seine Kräfte als der Herzog von Braunschweig die seinen überschätzt hatte. Ja! fände hüben und drüben stets eine richtige Schätzung der Kräfte Statt, so stände man dem Frieden der Welt um Vieles näher! — Die Februarrevolution des Jahres 1848 hatte keinen directen äußeren Druck zu erdulden. So hatte sie auch keinen Schrecken, sondern hielt dem gestürzten Königthume freundlich den Wagenschlag, damit es wohlbehalten entkomme. Auch erklärte sie gleich in den ersten Tagen durch den Mund Lamartine's, daß sie in die selbstständige Entwicklung der übrigen Völker nicht willkürlich eingreifen werde. Keine auswärtigen Kriege; dagegen die Junischlacht. Der Irrthum in Berechnung der Kräfte, welcher in der ersten Revolution zwischen Frankreich und dem Auslande stattgefunden hatte, griff im Jahre 1848 auf zwei Seiten im Innern Platz. Die Arbeiter überschätzten nicht nur die Kraft der Theorieen Louis Blanc's, sondern auch die Kraft ihrer Arme; und die verblendete Bourgeoisie, indem sie selbst die billigsten Reformen hartnäckig verweigerte und dadurch die Katastrophe hervorrief, sollte alsbald erfahren, daß auch sie ihre Kräfte bedeutend überschätzt habe. Von ihrer Armee, den Arbeitern, getrennt, verfiel sie einer unbarmherzigen Reaction bis zur Wiederauflage des Bonapartismus, welcher den Streitenden das gewaltsame Compromiß seines Staatsstreiches auferlegte. Der Bonapartismus hat Etwas gelernt und verfällt nicht geradezu in die alten Fehler. Das ist wahr. Aber wird seine Berechnung der Kräfte stets eine fehlerlose sein? — Die Anerkennung, deren man sich von Seiten der auswärtigen Mächte

erfreut, gründet sich wesentlich auf die Voraussetzung, daß man einen Volksinstinct dauernd zurückdrängen werde, der wohl recht thöricht und zurückdrängenswürdig sein mag, aber doch eine Hauptstütze des neuen Regimentes bildet. Das fühlt man selbst; wie möchte man sonst die in Uniformen gekleideten Bauern den wahren Adel des Landes nennen? Und drängt man diesen Instinct wirklich zurück, so muß man den inneren Ansprüchen gerecht werden, d. h. man muß den Arbeitern und Bauern Dasjenige geben, in dessen Besitz die Bourgeoisie fortwährend von Einem geschützt zu werden hofft. Man stützt sich ja auf beide Klassen. Das ist eine verwickelte Rechnung, bei der man wohl auch gelegentlich in die Brüche gerathen könnte. Ja, hat man nicht eigentlich schon mit einem Bruche angefangen, wenn auch nur mit einem . . . bruche? —

Einen Hauptpunkt über den Suwarow'schen Zug in das Muottathal wünschte Caspary noch aufzuklären. Klausewitz sowie schweizerische Militairschriftsteller behaupten nämlich, Suwarow hätte als Eingangspaß vom Vierwaldstättersee aus in das Muottathal, statt des „Kinzigkulms", besser den „Klausenpaß" gewählt, welcher letztere das rechts von Altdorf einmündende Schächenthal östlich schließt, und von dem auf der entgegengesetzten Seite östlich fortlaufenden Urnerboden trennt. Es ist wahr, der Kinzigkulm ward bisher nur von Jägern, Hirten und Viehtreibern betreten. Der Pfad ist so eng, daß die Russen Mann für Mann marschiren mußten. Die Vorhut hatte bereits Muotta erreicht, als die letzten Russen Altdorf kaum verlassen hatten. Der Marsch dauerte 14 Stunden und die Russen erlitten an Kriegszeug und Mannschaft gewaltigen Verlust. Aber auch der Klausenpaß ist ein beschwerlicher, steiniger, nasser, selten ganz schneefreier Weg, und nur um 100 Fuß niedriger als der Kinzigkulm. Das Entscheidende aber ist, daß man nach Ueberschreitung des Klausenpasses erst den Urner Boden, keineswegs aber das Muottathal erreicht hat. Um dieses letztere zu erreichen, muß man nach Ueberschreitung des Klausen erst links die „Glattalp" hinansteigen, nach deren Uebersteigung man auf der

anderen Seite zuerſt in das „Biſi“- und dann in das Muottathal des Kantons Schwyz gelangt. Dieſen Weg haben wir, Caspary zu Liebe, in umgekehrter Ordnung gemacht. Von Muotta aus ſchlugen wir uns in ſüdöſtlicher Richtung, dem Laufe des Fluſſes entgegen in das Biſithal, durch grüne Matten, wilde Felspartieen und finſtere Wälder anſteigend. Gegen das Ende des Biſithales, da wo zahlloſe Quellen von allen Seiten hervorſprudeln, ſtiegen wir zu einer Sennhütte empor, aus der wir uns einen Führer mitnahmen, der uns glücklich über die Glattalp brachte. Von einem Wege war bald gar nicht mehr die Rede. Wir gingen etwa zwei Stunden im Schnee bis an die Kniee. Unſer Führer war ein friſcher, rüſtiger und dienſtfertiger junger Burſche, der den Sonderbundskrieg auf Seiten der Ultramontanen mitgemacht hatte. Darüber führten wir mit ihm ganz intereſſante Geſpräche. An einzelnen Stellen aber hätte ein Fehltritt hingereicht, um zerſchmettert im Abgrunde anzulangen. Da verging uns das Reden. Unſer Führer ging dann voraus, um die Haltbarkeit des Schnee's feſtzuſtellen, und reichte wohl auch bei den ſchwindeligſten Stellen dem Einen oder Anderen die Hand. Darnach ſetzten wir unſere Geſpräche wieder lebendig fort. Er erzählte uns, die Geiſtlichen hätten ihnen gepredigt, man wolle ihnen ihren Gott, ihren Glauben und ihr Gewiſſen rauben. Davon ſei aber Nichts wahr geworden, obgleich die Gegner Herr geworden. Dagegen müſſe man jetzt die Kriegskoſten bezahlen und auch er müſſe jährlich einige Franken dazu beitragen. Auf die Eidgenoſſen, die er im Sonderbunde bekriegt hatte, war er gar nicht wüthend, dagegen klang ein halbſcheuer, aber doch vernehmlicher Ton des Mißvergnügens gegen die wahrheitswidrigen Aufhetzereien der Geiſtlichkeit durch ſeine ſämmtlichen Erzählungen. Wir fanden uns natürlich durchaus nicht vermüßigt, ſein Mißvergnügen von dieſer ſchwarzen Firma abzuleiten, welche aus dem Vertriebe jenſeitigen Gewürzduftes für diesſeitige Herrſchaft und Nahrung ein einträgliches Gewerbe macht. Auf der Höhe genoſſen wir einer wilden Alpenanſicht. Vor uns lagen die Schneegipfel der „Clariden“, des

„Scheerhorns“, deſſen abgeriſſene Spitzen einer Scheere ähnlich ſind, und die „Windgelle“. Zu unſeren Füßen ſproßte am Rande des friſch weggeſchmolzenen Schnee's die helle Unſchuld mit himmelblauen Aeuglein empor. Es waren Vergißmeinnicht, welche wir in prächtigen Büſcheln hier antrafen. Dabei machte mich Loewe auf Etwas aufmerkſam, was ich bisher noch nicht wußte, daß nämlich das Vergißmeinnicht auf den Alpen einen zwar nur feinen, aber unverkennbaren Geruch hat. Das iſt, was dem Vergißmeinnicht eigentlich noch fehlte. Die Erinnerung iſt ja auch ein Duft, der Duft der Seele, und ſo freute ich mich, daß auch die Blume der Erinnerung im reinen Aether der Alpen nicht ohne Duft ſei. Nachdem wir uns gewiß 5 bis 6000 Fuß über das Meer erhoben hatten, ſtiegen wir auf der andern Seite nach dem „Urnerboden“ hinab. Unten führt nun rechts der Weg über den Klauſenpaß in das Schächenthal bis zum Vierwaldſtätterſee, links über den 1 Stunde langen, ¼ Stunde breiten Urnerboden nach dem Orte „Linththal“ im oberen Linththale. Wir hatten vollſtändig genug an der Glattalp, und hielten uns, auch ohne noch außerdem den „Klauſen“ paſſirt zu haben, hinlänglich zu dem Urtheile berechtigt, daß Suwarow, indem er die Ueberſchreitung des „Kinzigkulms“ jener des „Klauſen“ und der „Glattalp“ vorzog, durch die Urner „Gewürzkrämer“ vortrefflich unterrichtet geweſen ſei.

In der am oberen Ende des Urnerbodens gelegenen Sennwirthſchaft „zur Roſe“ ſtärkten wir uns an Brod und Wein, entließen unſeren vergnügten Führer noch vergnügter mit gebührendem Trinkgelde und pilgerten dann die grüne Alp des Urnerbodens, eine der höchſten der Schweiz, abwärts zwiſchen Gebirg und Wald dem Linththale zu. Schon dämmerte der Abend heran und das ſatte Vieh weidete träumeriſch und mit ſeltenem Glockenſchlage hin und her. Nach etwa neunſtündigem angeſtrengtem Marſche langten wir mit eingebrochener Nacht in Linththal an. Des anderen Morgens fühlten wir uns durch den langen Marſch im hohen Schnee alle drei ſo gerädert, daß wir uns dem mehr ſüdlich, auf der Gränze von Glarus, Uri und Grau-

bünden gelegenen »Tödi« nicht weiter zu nähern beschlossen, sondern nördlich linthabwärts dem Wallenstädter See zuwanderten, und dabei das Sernfthal, durch welches Suwarow das Rheinthal erreicht hatte, links liegen ließen. Wir waren müde und bei Näfels standen ja keine rothen Hosen, die uns die bequeme Landstraße gesperrt hätten. Die Gränze zwischen den Cantonen Uri und Glarus, welche wir Abends vorher überschritten hatten, ist zugleich die Gränze zwischen Katholicismus und Protestantismus, zwischen einfachem Hirten- und regem Gewerbsleben. Der ganze Canton Glarus hat nur zwei katholische Ortschaften, Näfels und Oberurnen, dagegen ansehnliche Fabriken, besonders Kattundruckereien und Färbereien, welche die ausgezeichnetsten Türkischrothstoffe bereiten und ihre Producte selbst über See in Handel bringen. Auf unserem Wege begegneten uns viele Kinder, welche aus den Fabriken zum Mittagbrode gingen, und uns nicht anbettelten, sondern auf unser Befragen antworteten, daß sie täglich 5 Batzen verdienten. Neben den Fabriken treiben die Glarner übrigens auch Viehzucht und häufig macht sich die Bereitung des »Schabzigers« durch dessen scharfen Geruch bemerkbar. Das Linththal bietet eine Reihenfolge reizender, frischer Landschaften, zwischen hohen, bald kahlen, bald bewaldeten Bergen, hinter denen sich von Zeit zu Zeit helle Schneegipfel erheben. Südlich wird es geschlossen durch die reiche Schnee- und Gletscherwelt des gewaltigen Tödi, dessen schwellende Schneeformen, je nach den Windungen des Thales, sich bald verstecken, bald leuchtend hervortreten.

Neuntes Kapitel.

Bad im Wallenſee. Von Weſen über den Wallenſee nach Wallenſtadt, von da in's Rheinthal nach Ragatz. Ragatz, Pfäffers und deſſen heiße Quellen. Die Taminaſchlucht. Stimmung der deutſchen Bourgeoiſie. — Zur Geſchichte Graubündens. Miſchung der Sprachen und Glaubensbekenntniſſe. Das Romaniſche. Das Rheinthal bis zum Urſprunge des Hinterrheins. Reichenau und Louis Philippe. Deutſche Romantik bis Thuſis. Die „Via mala“. — Zur Befreiungsgeſchichte des Schamſer Thals. Der Urſprung des Hinterrheins. Ueber den Bernardin in's Miſoccothal. Heinrich Simon und die Burg von Miſocco. Der Buffalorobach. Der Canton Teſſin und die italieniſchen Seeen. Der Monte Salvadore. Ein Bad im Luganer See. Das ehemalige Unterthanenverhältniß der Teſſiner zu den Urcantonen. Die großen Alpenſtraßen.

Nachdem wir in Weſen übernachtet hatten, ſtanden wir Morgens in aller Frühe auf, um vor dem Frühſtück und der Abfahrt des Dampfbootes noch ein Morgenbad im Wallenſee zu nehmen. Ich habe, vor und nach, ſo ziemlich in allen Schweizerſee'n, vom Bodenſee bis zum Genferſee, vom Luganer bis zum Neuenburger See gebadet, ja ſelbſt in dem an 5000 Fuß über dem Meere gelegenen Oeſchinenſee, dicht am Fuße der Blümli'salp. Mit Ausnahme dieſes letzteren habe ich aber von keinem aller dieſer See'n eine ſo nachdrückliche Wirkung empfangen als von dem Wallenſee. Kein Wunder! die Gletſchernymphen kommen von allen Seiten die ſteilen Felſen wie mit einem Sprunge hinabgeſprungen. Drum ſind die Fluthen ſo friſch. Sie haben durchaus nichts Verführeriſches. Aber im Verlaufe wurde das Bad mir zur wahren Herzſtärkung, und ich fühlte mich durch dasſelbe den ganzen Tag hindurch erquickt und gekräftigt. Nach dem Frühſtücke beſtiegen wir das Dampfboot nach Wallenſtadt. Es war Sonntag und ein prächtiger Morgen. Auf dem Schiffe befanden ſich Burſche aus den umliegenden Cantonen, welche zu einem Sängerfeſte nach Wallenſtadt gingen und gar freiheitsſtolz und ſangesfroh drein ſchauten. Das Schiff hatte geflaggt und man löſte von Zeit zu Zeit Böller. Ueber dem ſchroffen Ufergebirge ſchwamm ein azurblauer Himmel und reiche Goldlichter fielen an den Felswänden hinab in das Becken

des trotzigen See's. Es wehte Dich an wie Sieg und Glück, durch welche noch der Trotz des Kampfes hindurchklänge. In Wallenstadt verließen wir unsere Sänger, welche festlich empfangen wurden, und pilgerten hinüber in's Rheinthal nach „Ragatz".

Ragatz ist berühmt durch die heißen Quellen von Pfäffers. Ueber das 30 Grad warme Wasser, welches nur unbedeutende Theile von Eisen, Bitter-, Thon- und Kieselerde enthält, sagt ein Kosmograph des 16. Jahrhunderts, Sebastian Münster (Basel 1550), was folgt: „Es ist das Wasser gantz lauter, kompt ab Goldt und Kupffer, und hat gar kein geschmack. Es geht an im Frühling, und endet sich im Winter, es wächst mit den Kreutern und stirbt mit ihnen. Es ist ein stark Bad. Ettliche Krankheiten enden sich in 9 oder 10 Tagen, ettliche in 12 oder 15, nach Herte der Complexion, nach reuhe und grobe der Leuten, fleiß und unfleiß des Bads. Es nimpt hinweg ein jegliche Contractur oder Krümmen, und verfallen Glieder oder Läme, so von Zorn oder Wein entspringt, alles Zittern der Henden und Beinen, die Gesücht der Glieder, so man Arteriam nennt, alle müde der Glieder, oder so sie schweinen, alt verjaret Feber, die Süchten, so sich auf die Geelsucht neigen, den Gries und reißenden Stein, gebresten der Nieren und Blatern, alle verborgne Krankheiten, so zwischen Haut oder Fleisch verborgen oder öffentlich liegen, als der Mager, Raud, Schüpen, Kretze und alle dergleichen unfletigkeit. Item alle offne Schäden, so unter den Knyen an Schenklen entspringen, den Krebs, Fistel, sampt den Brustgeschweren. Alle Wunden so geheilt werden zu frü, ohn recht natürlich gezogen Fleisch, alle ubelgeheilte Wunden, alle ubelgeheilte Beinbrüch, die verrenkten Glieder, und so mit Foltern verderbt seind, alle ungeheilte Stich und Schütz, alles gestanden und versessen Blut, von fallen, stoßen oder schlegen, alle erfrorne Glieder. Item dies Bad ist gut zu vertreiben schmertzen des Haupts, sterkt die Gedechtnuss, das Gesicht und Gehör, eröffnet die Verstopfung des Hirns und der Nerven, als da sind die fallend Sucht, der Schlag, der Krampf." — Nun, lieber Leser, wenn Du nicht wenigstens eine Krankheit besitzest, für welche

dieſes Bad gut iſt, ſo iſt es Deine eigene Schuld. — Das alte Badehaus, welches 200—300 Perſonen aufnehmen kann, erreicht man von Ragatz aus in 45 Minuten durch einen rechts bergan durch die wildromantiſche Taminaſchlucht führenden Fahrweg. Gleich daneben, auf der Höhe, iſt der Urſprung der Quellen. Theils wegen dieſer Nähe, theils wegen der billigeren Preiſe wird das alte Badehaus von Manchen dem großen Bad- und Gaſthauſe in Ragatz, welches das Waſſer durch eine 12,500 F. lange Röhrenleitung erhält, vorgezogen. Das alte Badehaus aber iſt vermöge ſeiner zwiſchen hohe Felſen eingeklemmten Lage dumpf und dunſtig, während der „Hof Ragatz" ſich durch geſunde freie Lage und bequeme Bad- und Gaſthof-Einrichtungen empfiehlt. Die Wanderung durch die Taminaſchlucht aufwärts zum alten Badehauſe bietet eine Reihe ſchöner Felslandſchaften. Beiderſeits hohe ſchroffe Felswände von mannichfaltiger, kräftiger Geſtaltung, gekrönt von finſterem Nadel- und hellerem Laubholz. Herab ſtürzen wilde kleine Waſſerfälle. Unten hat eben noch die Tamina Platz, welche, dem Rheine zu, über Stock und Stein toll hinabbrauſt. In ihrem Bette liegen die Kreuz und die Quer hindernde Felsblöcke, welche das grollende Bergwaſſer entweder in kühnem Anſchuſſe überſpringt oder in ungeduldig ſchäumenden Umwegen umgeht. Gräſer und Blumen an den Uferabhängen ſchauen friſch drein, als hätten ſie ihr Vergnügen daran. Nur mit Noth gewann man den linken Uferfelſen auch noch einen ſchmalen Fahrweg ab. Oben, gegen das Badehaus zu, verengt ſich die Schlucht der Art, daß ſie ſelbſt im höchſten Sommer der Sonne nur von 10 bis 4 Uhr Zutritt geſtattet. In meiner Vorſtellung reihte ſich die Taminaſchlucht zunächſt an den Wallenſtadter See an. Hier Sturm und Drang zwiſchen engſchroffen Hinderniſſen abwärts dem Thale zu; dort trotzige Sammlung in jähem breitem Becken, welche erſt im Züricher See in heiteren Gleichmuth übergeht. Ganz denſelben Charakter wie in der Taminaſchlucht findet man wieder in der »Via mala". Die Tamina iſt freilich kein Rhein; die Höhen und Tiefen der Via mala ſind ſchwindelnder, überhaupt Alles dort großar-

tiger. Aber einen würdigen Vorgeſchmack von der „Via mala“ gibt die Taminaſchlucht. Hinter dem alten Badehauſe wird dieſelbe zu einer förmlichen langgeſtreckten Höhle, über welcher ſich die beiden Felswände der Art zuſammenbiegen, daß man das Himmelsblau nur durch eine kleine Oeffnung oben erblickt, durch welche „die Sonn Summerszeiten zu Mittag ein Stund ungefehrlich ſcheinen mag, aber dennoch ganz dünkel da unten iſt, daß man auch umb den Mittag eines Lichts in den enggen Gemachen bedarf.“ So ſagt Sebaſtian Münſter und ſo iſt's. Die froſtige Höhle wird unten von der Tamina durchbrauſt, welche in deren Höhlen und Niſchen unheimliche Echos wachruft. Gegen das Ende der Grotte auf dem rechten Taminaufer, etwa 40 Fuß über derſelben, ſtrömen aus einer Felſenöffnung die heißen Quellen. Man hat deren jetzt mehrere gefaßt, doch fließt noch immer ein gut Theil davon in das froſtige Gletſcherwaſſer. Dieſelben ſollen vor nun etwa 600 Jahren von einem Jäger entdeckt worden ſein. Früher gelangte man zu denſelben nur durch lange Seile von Oben und badete in dem Felſenbecken am Urſprung. „Und ſaßen da in der Dunkelheit, wie die Seelen in S. Patricii Fegfeuer. Aber viel Menſchen ſeynd auch Schwindels halber wieder ungebadet hinweg gezogen, da ſie geſehen haben die jähe Tiefe, ſo hat man hinab hat ſteigen müſſen zum Bad.“ Jetzt führt ein ſchmaler, ſchlüpfriger, 1500 Fuß langer Bretterſteg, der mit eiſernen Stangen und Klammern an die hohe ſchwarze Felswand befeſtigt iſt, 30 bis 40 Fuß über dem Bette der Tamina, auf deren rechtem Ufer zur Quellenhöhle, in welcher das heiße Waſſer ſich ſammelt. Trittſt Du aus der finſteren, feuchtfroſtigen Schlucht wieder hervor, ſo wirſt Du das liebewarme Tageslicht mit doppelter Inbrunſt begrüßen und gern einen kurzen Spaziergang durch die grünen Wälder und luſtigen Matten machen, inmitten deren Dorf und Kloſter Pfäffers ſich freundlich erheben. Bedarfſt Du noch einer größeren Bruſterweiterung, dann beſteige den nur 10 Minuten vom Dorfe entfernten Taborberg, von wo Du einer prächtigen Ausſicht über das Rheinthal mit ſtolzem Hintergrunde von der „Falkniß“ bis zu den ſieben Churfürſten genießeſt. Vor

dieſer befreienden Weite wird ſich jede Nachempfindung der Enge alsbald verlieren.

In Pfäffers und Ragatz ſahen wir wieder Deutſche, Einzelne und Familien. Der Verkehr mit ihnen lieferte uns ſchätzbare Beiträge zur Stimmung der deutſchen Bourgeoiſie. Dieſelbe ſah zwar nicht ohne Schrecken, wie die Freiheit, mit welcher ſie in eine conſtitutionelle Vorbehaltsehe zu treten beabſichtigt hatte, nunmehr durch heißblütige Junker und verſeſſene Büreaukraten mehr und mehr mit Gewalt bedroht wurde. Aber durch all' den Schrecken klang fortwährend die Hoffnung hindurch, es werde doch wohl nicht zum Aeußerſten kommen. Ich bezeichnete dieſe Stimmung damals durch drei Worte aus dem Don Juan, welche der blonde Octavio in die Erzählung der Donna Anna über den nächtlichen Angriff auf ihre Ehre, recitative hineinſingt. Wie die Erzählung brennender und brennender wird, unterbricht er ſie durch die Worte: „Schrecklich, doch weiter!“ — Das war und iſt noch heute vielfach die Stimmung der Bourgeoiſie. „Schrecklich, doch weiter!“ Das laſſe ſie ſich aber ein für alle Mal geſagt ſein: Zu ihrer conſtitutionellen Vorbehaltsehe kommt's in Deutſchland nun und nimmermehr. Dieſes halbe Verhältniß iſt in England und Frankreich doch nur durch ganzes Handeln der Bourgeoiſie im entſcheidenden Momente möglich geworden. Die deutſche Bourgeoiſie hat dieſen Moment unwiederbringlich verſäumt. Ihr bleibt nur noch die Wahl zwiſchen dem Scheinconſtitutionalismus mit monarchiſchem Uebergewicht, faſt ohne eigene Bedeutung, — und der Demokratie mit allgemeiner Freiheit und derjenigen Bedeutung, welche auch innerhalb der politiſchen Gleichberechtigung jeder Kraft geſichert iſt. Was die Koſten anbetrifft, ſo weiß die Monarchie von der Einkommenſteuer nach Befinden eben ſo gut Gebrauch zu machen, als die Demokratie, und die Bourgeoiſie bezahlt heute ſchon den Scheinconſtitutionalismus eben ſo hoch, als ſie jemals die Freiheit bezahlt haben würde. „Schrecklich, doch weiter!“ — aber wohlverſtanden! es geht mit Dem, was Ihr zuletzt doch wünſcht, wie mit den Sybilliniſchen Büchern. —

Ragatz und Pfäffers liegen noch im Canton St. Gallen, da wo er seine Südspitze in's Graubündner Land vorstreckt. Bald hinter Ragatz rheinaufwärts schreitet man über die untere Zoll- oder Tardisbrücke auf das linke Ufer des Rheins und befindet sich dann auf Graubündner Boden. Die Aussicht von dieser Brücke ist bemerkenswerth, ohne daß jedoch der Rhein zu deren Schönheit beitrüge. Sein Bett liegt im Sommer beiderseits weithin trocken und ist von Sand und Kiesel bedeckt. Um späterhin zwischen fruchtbaren Fluren und Rebenhügeln in behaglicher Breite dahinzufließen, muß man sich eben erst durch manche Sandwüste hindurcharbeiten.

Sind die deutschen Urcantone die Wiege der schweizerischen Unabhängigkeit, so ist der Canton Graubünden die Stammwiege der alten Rhätier. Die Rhätier oder Rasennen bildeten einen Theil des altitalischen Stammes der Etrusker und wurden, etwa im zweiten Jahrhundert nach der Gründung Roms, durch die damals in Oberitalien (Gallia cisalpina) sich festsetzenden Celten nordwärts in die Schweiz hinausgedrängt. Dort mußten sie sich vor den Helvetiern, einem anderen Arme des einbrechenden Celtenstromes, in die Gebirge zurückziehen, während die Helvetier von den Ebenen Besitz nahmen. Beide, Helvetier und Rhätier, wurden sodann von den Römern unterworfen, die Ersteren 58, die Letzteren 15 Jahre vor Christus. Während im Gefolge der Völkerwanderung die Allemannen den nördlichen, jetzt deutsch redenden, die Burgunder den westlichen, jetzt französisch redenden Theil der Schweiz in Besitz nahmen, waren es hauptsächlich Ostgothen, welche nach Graubünden vordrangen. Doch vermochte die Woge der Völkerwanderung die altitalischen Keime nicht gänzlich aus den rhätischen Gebirgen hinauszuspülen. Noch heute wird im Canton Graubünden, neben der deutschen und italienischen, die romanische Sprache in verschiedenen Dialecten, je nach der größeren oder geringeren Beimischung fremder Elemente, gesprochen. Der ladinische Dialect im „Engadin“ und „Münsterthale“ mag dem Latein der römischen Bauern, wie Livius es beschreibt, nicht unähnlich sein. Der romanische oder chur-

welsche Dialect wird hauptsächlich in den Thälern von Disentis, Oberhalbstein und Schams gesprochen. In den Thälern südlich der Alpen, hinter den Orten „Splügen“ und „Hinterrhein“, wird italienisch gesprochen. Der Rest, etwa ⅓ der Gesammtbevölkerung, spricht Deutsch und zwar das beste Deutsch in der ganzen Schweiz, unserem Hochdeutsch am nächsten kommend. Die ganze romanische Literatur besteht aus wenigen Büchern meist religiösen Inhaltes, Bibel, Liturgie, Gebetbüchern, Katechismus und Legenden. Das Deutsche, seit etwa einem Jahrzehent überall, selbst in den ganz romanischen Thälern, Unterrichtssprache, gewinnt der romanischen Mundart immer mehr Boden ab, und so wird diese letztere wohl nach und nach völlig aussterben, wie in Tyrol, wo man jetzt nur noch in zwei Thälern romanisch spricht, während dies vor Zeiten im größten Theile des Landes stattfand.

Nach Auflösung des großen Frankenreichs bis zum Jahre 1268 war Graubünden den schwäbischen Herzogen unterthan; dann wurde es unmittelbares Glied des deutschen Reiches und Sitz eines zahlreichen Adels, dessen Bedrückungen nach einander zu verschiedenen Bünden des Volkes führten, aus welchen die Freiheit des Landes hervorging: 1396 zu dem „Bunde des Gotteshauses,“ an dessen Spitze die Kirche von Chur stand; 1424 zu dem „oberen“ oder „grauen Bunde“; 1428 zu dem „Bunde der Zehngerichte“. Der hauptsächlichste dieser drei Bünde, so zu sagen der „Rütlibund“ der Graubündener, von welchem das Land auch seinen Namen trägt, war der „obere“ oder „graue Bund“. Um die Mitte des Monats März 1424 wurde derselbe zu Truns im Vorderrheinthale unter einem alten Ahorn neben der St. Anna-Kapelle, mittelst Erhebung der Hände und Leistung folgenden Eidschwurs geschlossen: „Gute getreue Freunde und liebe Eidgenossen zu sein und zu bleiben, so lange Grund und Grat stehen: mit Gut, Land und Leuten sich einander beizustehen zum Schirm des Rechts, des Friedens, der Straße und des freien Kaufs. Einen jeden Herrn, geistlich und weltlich, unedel und edel, arm und reich, und alle Bundesglieder

bei ihren Rechten und Besitzungen zu schirmen. In Krieg und Frieden einander beizustehen, das Recht bei dem Gericht zu suchen, nicht auf eigne Faust; alle Gewalt abzuwehren, und jeden Ungehorsamen, welcher den Spruch des Gerichts nicht ehren wolle, zu strafen.“ Aus diesen einzelnen Verbindungen erwuchsen 1474 die drei ewigen Bünde in Hohenrhätien, welche sich alsbald der Eidgenossenschaft anschlossen und von jener Zeit ab „Graubünden“ heißen.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, aus Chur unter deutschen Lauten zu scheiden und in dem benachbarten Ems von romanischer Zunge begrüßt zu werden. Dasselbe widerfährt Dir von Reichenau nach Bonaduz; in umgekehrter Weise von dem romanischen Kazis nach dem deutschen Thusis; ja das Dorf Andeer spricht beide Sprachen, im unteren Dorfe deutsch, im oberen romanisch. Hinter den deutschen Dörfern Splügen und Hinterrhein beginnt sodann das Italienische und herrscht durchweg weiter nach Süden. Die deutsch redenden Ortschaften sind meist reformirt, die romanisch redenden meist katholisch; doch gibt es auch viele romanische Ortschaften, welche dem reformirten Glaubensbekenntnisse huldigen, z. B. Zillis und Schams. Der italienisch redende Theil des Cantons ist durchweg katholisch.

Wie in Sprache, Glaubensbekenntniß und Volkscharakter das Verschiedenartigste neben einander liegt, so ist's auch mit dem Charakter der Landschaft. Milde Romantik wechselt mit wilder Großartigkeit, an demselben Gebirge befinden sich diesseits einödige Thäler und Schluchten mit langem Winter und ewigem Eise, jenseits üppige Kastanienwälder unter italienischem Himmel. — Der Rhein tritt erst von „Reichenau“ an, 2 Stunden oberhalb Chur, als einfacher Strom auf. Dort vereinigen nämlich der Vorder- und Hinterrhein ihre Gewässer. Der Erstere kommt rechter Hand über Dissentis vom St. Gotthard, der Letztere linker Hand über Thusis von der Adulagruppe her. Der Vorderrhein ist zwar wasserreicher, wird aber von dem wilder fluthenden Hinterrhein scharf zurückgedrängt. In dem jetzt der Familie Planta gehörigen Schlosse von Reichenau befand sich zu Ende

des vorigen Jahrhunderts eine berühmte Erziehungsanstalt, an welcher unter Anderen auch Zschokke Lehrer war. Hier klopfte im October 1793 ein junger Mann an, welcher sich Chabaud nannte, sein Ränzlein auf dem Rücken und einen Empfehlungsbrief an Herrn Jost, den Director der Anstalt, in der Hand. Er bat um eine Anstellung als Lehrer der französischen Sprache und Mathematik, welche ihm auch gewährt wurde. Dieser junge Mann war kein Anderer, als der vor dem republikanischen Heere flüchtige Herzog von Chartres, der spätere König Louis Philippe. Er soll acht Monate hier unterrichtet haben. Im Besitze prinzlicher Empfehlungsbriefe und Wechsel mag er sich wohl in der Arbeit nicht übernommen haben. Hier erfuhr er, daß sein Vater, der revolutionaire Prinz, ein Opfer der Guillotine geworden, nachdem derselbe noch kurz vorher, unter dem Murren und Schaudern der Republikaner, kurzweg für den Tod seines königlichen Verwandten gestimmt hatte. Hier erfuhr er, daß seine Mutter nach Madagascar verbannt worden. Eine reiche Schule des Unglücks! Was hat der zukünftige König darin gelernt? Nachdem er durch seine enge, verhärtete Bourgeois-Politik das Volk zu einer neuen Revolution gedrängt hatte, da zeigte dieses, daß es Mehr gelernt habe, als sein königlicher Beschränker, — die Großmuth und Milde gegen den besiegten Feind. — Das Hinterrheinthal von Reichenau bis Thusis führt den besonderen Namen „Domleschger Thal“ (Vallis domestica), wohl im Hinblick auf seine starke Bevölkerung. Die Rheinschlucht von Thusis bis Zillis bildet die s. g. „Via mala“; darnach nimmt das Rheinthal den besonderen Namen „Schamser Thal“ (Vallis sexamniensis) an, von den sechs Bächen, welche von den Gebirgen rechts und links in dasselbe hinabfallen. Aus dem Schamser Thal tritt man durch die Roflaschlucht in das „Rheinwaldthal“, an dessen Ende der Hinterrhein entspringt. Beim Uebergang über den „Bernhardin“ bleibt dieses Ende, der „Sprung“, will sagen Ursprung des Rheins, rechter Hand liegen, und man steigt südlich, dem Laufe der auf der Höhe des

Bernhardin aus einem kleinen Alpenſee hervorſtrömenden Moeſa nach, jäh hinab in's Miſoccothal.

Das Rheinthal von Ragatz über Chur bis Reichenau und von da links aufwärts dem Hinterrhein entgegen bis zur Via mala iſt mit wenig Unterbrechung fruchtbar, ſtellenweiſe ſo fruchtbar, daß der erſte Ort hinter Reichenau in dem ſtarkbevölkerten Domleſchger Thal den erfreulichen Namen Bonaduz (Pan-a-töts, Brod für Alle) führt. Wo aber der Rhein iſt, da darf auch die Romantik nicht fehlen.

An des Rheines kühlem Strande
Stehen Burgen hoch und hehr!

Von Ragatz bis Chur, noch mehr aber von Chur bis zur Via mala, erheben auf Hügeln und Felsvorſprüngen zahlreiche Burgen ihre Häupter.

Ihre Dächer ſind zerfallen
Und der Wind ſtreicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber her.

Die verlaſſenen Trümmer ſchauen melancholiſch in das befreite Land hinab und tragen nicht Wenig zur romantiſchen Verſchönerung der fruchtbaren, oft lieblichen Landſchaft bei, auch ohne die politiſche Romantik der gnädigen Herren und Ritter, welche darin vor Zeiten untereinander fauſtrechteten und den Bauer der Früchte ſeines ſauren Schweißes beraubten. Das ſchneebedeckte Haupt des „Galanda“ aber überſchaut das ganze Thal von dem Südende des Cantons St. Gallen bis nach Thuſis. Der hat das Alles geſehen, das Fauſtrecht und die Ritter und den geplagten Bauer, und die Geburt der bündneriſchen Freiheit, und den prinzlichen Flüchtling, und ſein ewiger Schnee leuchtet kühl und klar über all dem Menſchengetriebe.

Gegen Thuſis zu wird der Rhein immer ſchwärzer. Dort öffnet ſich nämlich rechter Hand, die hochgethürmte Spitze des Piz Beverin im Hintergrunde, ein wildes Thal, aus welchem die von ſchwarzem Mergelſchiefer verdunkelte Nolla hervorſtrömt, ihren finſteren Charakter in den jugendlichen Rhein hineinringend. Linker Hand auf einem jähen Fels, 596 Fuß über dem Rhein, erheben ſich die Trümmer der Burg „Hohenrhätien“ (Rhaetia alta), der älteſten aller Schweizerburgen, der Sage nach von

dem Helden Rhaetus, dem Führer der vor den Galliern flüchtigen Etrusker, 587 v. Chr. erbaut. Seit mehr als zweitausend Jahren bewacht sie nun schon das „verlorne Loch“. Diesen Namen trägt nämlich die Stelle, vor welcher wir jetzt stehen. Das Rheinthal scheint hier völlig geschlossen und keinerlei Ausgang zu gestatten. So war's auch früher. Das „verlorne Loch“ war früher unzugänglich. Mit Noth bricht sich der junge Rhein einen Durchgang durch eine tiefeingeschnittene Oeffnung, die man erst erblickt, wenn man näher getreten. Bei dem Bau der neuen Straße aber, im Jahre 1822, wurde ein Stollen, 10—14 Fuß hoch und 15—18 Fuß breit, durch das feste Gestein des „verlornen Loches“ gesprengt, und das Felsgewölbe, in welchem die Bohrlöcher noch heute erkennbar sind, mit riesiger Anstrengung weithin fortgeführt. Durch diesen Stollen gelangt man zur „Via mala“. Die den steilen Felswänden fernerhin abgewonnene Straße ist meist durch Mauerwerk geschützt. Wohl erinnert man sich an die Taminaschlucht bei Pfäffers. Aber diese tritt weit zurück vor der finsteren, wilden Großartigkeit der Via mala. In einer Höhe von 1500 Fuß sind durch irgend ein Naturereigniß die Felsen vom Scheitel bis zur Sohle senkrecht gespalten, an mehreren Stellen mit ihren finsteren Wänden nur 30 Fuß voneinander klaffend. Du stehst auf der Straße zwischen schwindelnder Höhe und schwindelnder Tiefe. Jäh und himmelhoch thürmt sich's über Dir auf, und tief unten, 200—500 Fuß unter der Straße, fließt der Rhein, zu einem schmalen Bächlein zusammengepreßt, mit vertieftem Zorne, oft völlig unsichtbar und unhörbar. Ein Blick rückwärts durch die finstere, engschroffe Schlucht, vorbei an dem öden Thurm der zweitausend Jahre alten Burg in das heitere sonnige Domleschger Thal erweckt ein Sehnen wie aus dem Tartarus in's Elysium. Drei waghalsige Brücken springen über den Abgrund. An der mittleren steigen die Felswände so senkrecht empor, daß ihr Abstand am Scheitel derselbe sein wird, wie an der Sohle. Der Rhein, tief unter Dir, ist kaum noch zu erkennen. Kleinere Steine, über die Brustwehr dieser Brücke geworfen, fallen 5—6 Secunden, ehe sie

die Tiefe erreichen. Größere Felsstücke erreichen das Wasser gar nicht, sondern bleiben, von den Felswänden eingeklemmt, in der Schwebe. So eng ist der Abgrund. Das Blaue des Himmels hoch oben ist nur in einem schmalen Streifen zu erkennen. Jahrhundertalte Tannen oben am Rande nehmen sich aus wie Däumlinge, aber ihre grünen Fingerlein zeichnen sich deutlich gegen das Blau des Himmels ab. Auf Abbildungen der Via mala pflegt unten, an einer der Brücken, ein Wanderer zu stehen, winzig wie ein Liliputaner, hinaufschauend und sich stützend auf einen Wanderstab, dünn wie ein Pferdehaar. So ist's Recht. So fühlt man sich vor so gewaltigen Naturereignissen, welche für die ewige Mutter nicht mehr sind, als für uns ein tieferes Athemholen oder eine Zornesthräne, welche die Wange hinabrollt. Das stört nicht im Mindesten die ewige Harmonie ihrer erhabenen Gesetze. Ja, sagte man uns nicht in den Schulen, daß im bloßen Verhältniß zu unserer Erde diese ganze Gebirgs- und Gletscherwelt nicht Mehr sei, als ein Staub auf einem Schulglobus? Das nahm man so hin; aber wenn Du inmitten dieser zahllosen Riesen stehst, wenn sie mit ihren gewaltigen Leibern auf Dich hinabdrücken, dann bedarf die Phantasie ihrer Flügel, um zu derjenigen Rundung zu gelangen, vor der sie nur als Staubkorn erscheinen. Und wenn dann die Nacht kommt und die Myriaden Sterne sicherklar auf Dich hinabblicken, dann kann man vor dieser großen Harmonie schon auf einige Zeit das Bischen Pygmäen-Willkür vergessen, was die Herren der Schöpfung untereinander üben und erdulden, und man begreift, warum vorzugsweise Naturforscher, welche fortwährend diese hehren Gesetze vor Augen haben, sich meist eines überlegenen Humors erfreuen. Und treiben wir's zu toll, so zieht eben die große Mutter unsere Atome wieder ein und macht was Gescheidteres draus, was besser in ihre Ordnung paßt. Ich denke deshalb gewiß nicht klein vom Menschen. O nein! auch in ihm lebt ein Funke jener großen Harmonie. Den kann er entwickeln, und auch er soll streben, durch die Kraft harmonischen Selbstgefühls jede Störung zur Richtigkeit des Staubes hinabzuzwingen.—

Es gibt Blasirte, welche durch Vielsehen ein anarchisches Chaos von Eindrücken in sich angesammelt und darüber die Fähigkeit zum harmonischen Genusse des Einzelnen, und wäre es noch so großartig, völlig eingebüßt haben. Solche werden sich dann auch hier, nachdem der Augenschein an die Stelle der Beschreibung getreten, enttäuscht erklären. Da hilft nun weiter kein Bemüh'n. Ueberhaupt ist, selbst abgesehen von äußerer Trübung, die Fassungskraft der Spiegel verschieden, der Seelen- wie anderer Spiegel. Das Maulthier, was dort über die Brücke geht, hat wohl von der ganzen Via mala kaum Etwas gesehen. Deshalb ist sie nicht minder da.

Auf uns machte sie einen gewaltigen Eindruck. Um so wohler ward uns beim Anblick der grünen Matten mit sauberen Wohnhäusern, welche sich, nach zweistündiger Wanderung durch die unwirthbare Schlucht, auf Einmal wieder aufthaten. Ganze Massen von nigritilla alpina, welche hier üppig unter dem Grase wuchsen, strömten den köstlichsten Vanillegeruch aus und erinnerten uns daran, wie hoch wir uns über dem Meere befanden. Auch in diesem Thale — dem Schamser Thale — fehlt es nicht an Burgen. An eine derselben, die Burg Fardün oder La-Turr, deren Trümmer sich rechts auf der Höhe, am linken Rheinufer zeigen, schließt sich die besondere Befreiungsgeschichte des Schamser Thales an. Der Vogt, welcher um die Mitte des 15. Jahrhunderts dort hauste, trat eines Tags in die Hütte eines Bauern und spuckte in den heißen Brei, der eben zum Mittagessen aufgetragen war. Schnell ergriff ihn der Bauer, Johann Caldar, an der Gurgel, beugte seinen Kopf in den heißen Brei mit den Worten: „Da, friß selbst den Brei, den Du Dir gewürzt hast," und erwürgte ihn. In Folge Dessen entledigte das Thal sich seiner sämmtlichen Zwingherren. Man hatte sich lange genug in Gesetzgebung und Verwaltung hineinspucken lassen. Aber in seinen Brei wollte sich der Bauer nicht spucken lassen; den wollte er demokratisch nach eigenem Geschmacke genießen, und nicht versetzt durch einen Willkürspuck. Erst der Körper, dann der Geist!

Keine Kraft ohne Materie! — Ein in das Schamſer Thal einmündendes Nebenthal, das Ferrerathal, eines der großartigſten und wildeſten Alpenthäler, ließen wir links liegen, und verließen alsbald das Hauptthal ſelbſt durch deſſen ſüdlichen Ausgang, die Roflaſchlucht. Durch dieſe gelangt man endlich in das „Rheinwaldthal.“ Wir befinden uns hier 4430 Fuß über dem Meere. Rings ödſchroffes Gebirg, hie und da ein verkrüppelter Schlag wettergehärteter Tannen. Am weſtlichen Ende des Rheinwaldthales ſteigt von der Adulagruppe der Rheinwaldgletſcher hinab. Er ſchließt das Thal. Aus ihm quillt der junge Rhein hervor, ſchon hier an ſeiner Wiege von „Paradies“ und „Hölle“ umgeben. Beide zeigen ſich am rechten Ufer, erſt das „Paradies“, ein mit Pflanzenerde bekleideter Fels, auf dem im Sommer die ſchönſten Alpenblumen prangen, dann die „Hölle“, eine wilde rohe Felſenmaſſe, an deren Fuß der junge Rhein bereits einen ſteilen erbſündlichen Fall macht. Vom gegenüberliegenden Ufer ſchaut die ſonnige „Zapportalp“, auf welcher Ziegen graſen, verſöhnlich hinüber.

Aber dieſe kleineren Gegenſätze verſchwinden vor dem großen Gegenſatze, welcher uns bei dem Uebergange über den Bernhardin überraſcht. Wir kommen aus einer ſtellenweiſe durch grüne Matten gemilderten, jedoch im Ganzen einödigen, wilden Welt mit winterlichen Schluchten voll ewigen Eiſes, und gelangen nun auf der Südſeite des Bernhardin vermittelſt der zu den italieniſchen See'n jäh abſtürzenden Straße, plötzlich wie durch Zauber in den holden Süden. Drum raſch über die Höhe an dem Lago moësola vorbei, jedoch nicht ohne einen Rückblick auf das tiefe Rheinthal mit ſeinen Gletſchern und Gebirgsſtöcken, auch nicht ohne einen Blick zu Deinen Füßen, beſonders an dem kleinen Alpenſee, von wo eine Menge ſeltener Alpenblumen Dich anlächeln, darunter roſenhelle Aurikel, Vergißmeinnicht, allerlei Sonnen- und Sternblümchen von tiefem und heiterem Gelb, auch wieder ganze Beete tiefblauer Gentianen; — aber dann raſch hinab in's Miſoccothal. Dort erwarten Dich ſchwere Maiskolben und rankende Reben, und braungebrannte Feldarbeiter mit glän-

zendschwarzen Augen suchen unter dem Laube der Kastanien- und Maulbeerbäume oder unter dem breiten Blatte der Feige Schutz gegen die Schwüle des Mittags. Sieh da das reizende Misocco mit den viergethürmten Trümmern seines alten Schlosses. Rings von den Felsabhängen stürzen kleine Bäche. Ihre vom Winde verwehten Wasserfälle gleichen weißen Schweifen flüchtiger Stuten. Und welch ein Himmel, welch ein Pflanzenwuchs! Ein süßes Etwas dringt mährchenhaft durch Deine Glieder. Wir sind im holden Süden.

Vor der Revolution besuchte mein Freund und Namensvetter Heinrich auf einer Reise durch die Schweiz und Italien auch das Misoccothal. Die Burg von Misocco gefiel ihm, und er kam auf den Gedanken, seinen Wirth zu fragen, ob die Burg wohl feil sei? Warum nicht? war die Antwort. In das an den Gemeinderath zu richtende Kaufgesuch müsse er jedoch die Verpflichtung mitaufnehmen, an der gewünschten Burg niemals Fortificationen anzulegen. Wer hätte damals gedacht, daß dieses der Tyrannei verdächtige Mitglied eines preußischen Oberlandesgerichtes nach wenigen Jahren als verfolgter Freiheitsmann an die Thore Graubündens klopfen würde, um sich ein einfaches, demokratisches Bürgerrecht zu erwerben! — Man sieht, die Graubündener halten darauf, daß ihre Burgen in dem romantischen Zustande verbleiben, in welchen ihre Väter dieselben bei Verjagung ihrer Tyrannen versetzt haben. Besser noch als die Vorsicht im Vertrage aber ist Dies, daß man in seinem urdemokratischen Staatsleben keinerlei gefährliche Centralisation aufkommen läßt, und daß jeder großjährige Graubündener eine gute Flinte hat, um etwaige neue Tyrannen zum Lande hinaus zu jagen, wie man die alten hinausgejagt hat.

Einige Stunden vor Bellinzona überraschte uns der Wasserfall des Buffalorobachs. So Etwas hatte ich bisher noch nicht gesehen, selbst nicht im Berner Oberlande. Der wird nicht vom Winde verweht. Wie ein krystallener Kanonenschuß schießt er hervor und stellt seinen fast ungetheilten Strahl in gewaltigem Bogen bis dicht an die Straße. Rechts und links liegen

große Felsblöcke, die er, beim Wachsthum der Bergwasser, spielend hinabgeschleudert hat. Dann zeigt sich Bellinzona mit seinen Mauern und Zinnen, welche von drei gewaltigen Schlössern überragt werden, überraschend, großartig und herrschsam über das Thal. Schon das ganze Misoccothal, welches der Canton Graubünden auf der Südseite des Bernhardin, verlangsam wie einen Arm, nach den See'n hinabstreckt, gehört zur italienischen Schweiz. Aber den Canton Tessin betrittst Du erst bei Lumino, kurz vor Bellinzona.

Wer die Olivenwälder Liguriens, die Orangen- und Citronenhaine Nizza's und Mentone's, wer den Palmwald von Bordighera gesehen, der wird nicht sagen, daß der Canton Tessin alle Reize Italiens vereinige. Aber einen Vorgeschmack von Italien gibt er, besonders wenn Du von Bellinzona südwärts über den Monte Cenere nach Lugano wanderst. Der Weg erhebt sich steil bis zur Höhe von 1720 Fuß über das Meer. Auf dem Gipfel bietet sich rechter Hand westwärts eine schöne Aussicht auf den nördlichen Theil des Lago maggiore. Wohl regte sich bei dessen Anblick die Sehnsucht nach den großartigen Gegensätzen seiner Ufer und den Reizen der Borromeischen Inseln. Aber Freund Wiesner, den wir in Bellinzona getroffen hatten, hatte uns erzählt, daß er zwar in dem schweizerischen Magadino unbehinderten Zutritt zum Schiffe erhalten, im Verlaufe der Fahrt aber, da wo westlich das piemontesische, östlich das lombardische Ufer beginnt, wegen Mangels ausreichender Papiere wieder zurückgewiesen und höflich auf Schweizerboden zurückgesetzt worden sei. Auch nach dem auf der Ostseite des Luganer See's sich ausbreitenden Comer-See, der südliche Ueppigkeit mit schweizerischer Frische vereinigen soll, hatten wir eine nicht geringe Sehnsucht Da dieser jedoch ganz auf östreichischem Gebiete liegt und wir vom Lago Maggiore nur das nördliche Schweizerufer hätten besuchen können, so wußten wir uns auf den Luganer See, der, mit Ausnahme von ein Paar Endchen, ein voller Schweizer ist, zu beschränken. Hinsichtlich der Borromeischen Inseln machten wir's, wie der Fuchs mit den

Trauben, und ſtellten uns die Isola bella nicht nach Jean Paul als den „geſchmückten Thron des Frühlings“ ſondern nach Anderen als bloße Künſtelei vor, etwa wie einen Zuckerbäcker-Aufſatz in größerem Maßſtabe.

Auch bietet das Hinabſteigen nach Lugano Troſt für Entbehrungen. Durch ſüdlich beſonnte Kaſtanienwälder und üppige Weingärten, italieniſch an Ahorn, Ulmen und Pappeln gezogen, geht's abwärts, immer abwärts, dann um die Ecke und vor Dir liegt, tiefblau aufſchmachtend, der ſchöne Luganer See. Die umliegenden Berge ſpiegeln ſich wohlig in ſeinen Fluthen und rechts an ſeinem Ufer erhebt ſich leuchtend die Stadt Lugano. Alles mahnt hier an Heſperien, die Handwerker, welche auf offener Straße ihre Arbeit verrichten, die kühlen Vorhänge ſtatt der Thüren an den Kaffeehäuſern, die zahlreichen weißen Landhäuſer der Umgebung, welche aus hellen Weingärten hervorblicken, hie und da eine ſinnige Cypreſſe, — der Schlag der Welle, der azurne Himmel, — bis zur ſternbeſä'ten italieniſchen Nacht.

Trotz der ſchon früh Morgens anhebenden großen Hitze verſäumten wir doch nicht, den benachbarten Monte Salvadore zu beſteigen, welcher ſeine bewaldete Pyramide 2862 Fuß über das Meer erhebt, und mit ſeinem Vorgebirge Arboſtora ſich weit in den See hinein erſtreckt. Man warnte uns vor dort vorkommenden Vipern, und ſo mußte man darauf achten, nicht etwa auf eine ſolche Beſtie zu treten, die etwa ihr giftiges Leibchen quer über den beſonnten Weg gelegt hätte. Die Ausſicht von Oben belohnt reichlich für den zweiſtündigen heißen Weg. Südlich zu Deinen Füßen der reizende See mit ſeinen zahlreichen Buchten, nordwärts eine lange Reihe von Schneeriesen von den Graubündener Alpen bis zu dem gewaltigen Monte-Roſa. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, ſo aus dem warmen Süden in die Schnee- und Gletſcherwelt hinaufzublicken. Dasſelbe Element, was dort als zackiges Eis emporragt, iſt hier zu Deinen Füßen als blaue Fluth voll weichen ſchwimmenden Glanzes ausgegoſſen. Südweſtlich thut ſich die lombardiſche Ebene auf. Die Kuppel des Mailänder Domes, welche von

dort zwiſchen dem Monte Generoſo und dem Monte Riva hindurchſchimmern ſoll, konnten wir nicht unterſcheiden. Die Atmoſphäre war nicht ganz klar. Unten wieder angelangt vermochten wir dem Reize des See's nicht zu widerſtehen. Wir nahmen ein Boot, ſtachen hinein und badeten. Welch ein Unterſchied von dem Bade im Wallenſtadter-See! Dort nackte, ſchroffe Felswände, hier milde Ufer mit ſüdlichem Pflanzenwuchs und marmorweißen Villen; dort wildſchäumende Wogen, hier ſanftſchmeichelnde Fluthen. Aber verſchweigen darf ich nicht, daß ich mich nach den weichwarmen Umarmungen des verführeriſchen Luganer See's in demſelben Maaße ermattet fühlte, in welchem ich mich nach den friſchkräftigen des trotzigen Wallenſee's geſtärkt gefühlt hatte.

Von Lugano kehrten wir nach Bellinzona zurück. Die drei maleriſchen Schlöſſer waren früher die Sitze der drei Landvögte von Uri, Schwyz und Unterwalden, welche von hier aus ihre ehemaligen italieniſchen Unterthanen, jetzige gleichberechtigte Eidgenoſſen, mit großer Willkür und Härte beherrſchten. Nach Unterdrückung eines im Jahre 1755 im Livinenthal ausgebrochenen Aufſtandes wurden die Leiter hingerichtet und ihre Köpfe an den Kaſtanienbäumen aufgehängt. Die Franzoſen machten dieſem Unterthanenverhältniß 1798 ein Ende. 1814 hätten die Urcantone zwar gerne die alte Ordnung der Dinge wieder hergeſtellt, aber der Wiener Congreß beſtätigte das Beſtehen des Cantons Teſſin, in welchem die acht italieniſchen Vogteien der zwölf alten Schweizercantone zur Selbſtſtändigkeit eines eigenen Staatslebens vereinigt waren. Hier beſtätigt ſich, was ich oben über die Urcantone als Wiege der ſchweizeriſchen Unabhängigkeit geſagt habe. Zur eigenen Unabhängigkeit muß eben noch die Gerechtigkeit gegen Andere hinzukommen; damit hat man erſt den Menſchen, wie er ſein ſoll, und die Grundlage zum ſchönen Menſchen.

Bellinzona iſt heute, abwechſelnd mit Lugano und Locarno, Sitz der teſſiniſchen Cantonalregierung. Jeder der übrigen Schweizercantone hat ſeinen feſten Regierungsſitz. Von dieſen

drei Hauptstädten des Cantons Tessin vermochte aber bis Jetzt keine der anderen den Vorrang zu gönnen. Ueberhaupt sollen besonders die Untertessiner von Neid-, Streit- und selbst Rachsucht nicht frei sein. Erwägt man dazu die vielfachen Einwirkungen des benachbarten Italiens unter piemontesischer und östreichischer Herrschaft von revolutionairer wie von reactionairer Seite, so kann man die wohlthätige Kraft der demokratischen Institutionen nicht genug bewundern, durch welche diese heißblütige junge Republik, nachdem sie sich an den festen Mittelpunkt der Eidgenossenschaft einmal angelehnt hat, sich den Segen der Freiheit bis auf den heutigen Tag zu bewahren vermochte. Im Jahre 1848, als die Fahne eines freien unabhängigen Italiens in Mailand wehte, schlug wohl der nationale Pulsschlag über die Gränze des Cantons hinüber. Bis zu welchem Maaße, wäre schwer zu sagen. Gewiß aber ist, daß man heute recht froh ist, im Schooße der freien Eidgenossenschaft fortleben zu können.

Bellinzona füllt den ganzen Raum zwischen Berg und Fluß aus, so daß der einzige Weg auf- und abwärts durch seine Thore führt. Als Verbindungspaß zwischen den italienischen See'n und den Straßen über den Bernhardin und Gotthard galt sie dereinst in militairischer Beziehung als der Schlüssel aus der Lombardei nach Deutschland, und ist noch heute als Handelsstadt nicht ohne Bedeutung.

Bereits die Römer hatten verschiedene Straßen aus Italien in's Rheinthal angelegt, über den Julier und Septimer sowie über den Splügen. Auch der Bernhardinopaß war schon den Römern bekannt. In's Rhonethal gelangten sie mehr westlich über den großen Bernhard. Die heutigen trefflichen Kunststraßen über die Alpen wurden erst in unserem Jahrhundert erbaut. Wandere jetzt mit uns zurück nach Arbedo, welches kurz vor Bellinzona, an der Vereinigung der Moësa und des Ticino gelegen ist. Dort, lieber Leser, kann ich Dir von diesen neueren Bauten am Besten sagen, was ich weiß. Rechter Hand kommt die Bernhardinstraße herab, welche wir vor Kurzem rheinauf- und moësaabwärts gekommen sind.

Als wir noch in Splügen, dem Hauptorte des Rheinwaldthales, Front nach Süden, ſtanden, lag links die Splügenſtraße nach dem Comer See, rechts die Bernhardinſtraße nach Bellinzona, und von da nach dem Lago maggiore und dem Luganer See vor uns. Beide wurden in den zwanziger Jahren erbaut, die Splügenſtraße durch die öſtreichiſche Regierung über ausſchließlich öſtreichiſches Gebiet, um den Verkehr aus der Lombardei nach der Schweiz und Deutſchland nicht an ihre Rivalin, die Bernhardinſtraße zu verlieren, welche ihrerſeits die ſardiniſchen Staaten mit der Schweiz und Deutſchland, unabhängig von öſtreichiſchem Gebiete, verbindet. Die Bernhardinſtraße wurde auf gemeinſchaftliche Koſten der bündneriſchen und ſardiniſchen Regierung erbaut. Die letztere ſtreckte jedoch beinahe den ganzen Koſtenbetrag, in der wohlerwogenen Berechnung der Vortheile einer ununterbrochenen Verbindung des Hafens von Genua und der Hauptſtadt Turin mit der Schweiz und dem weſtlichen Deutſchland, vor. Dieſe Unabhängigkeit der Bernhardinſtraße von öſtreichiſchem Gebiete kam auch uns Flüchtlingen zu Statten. Du mußt übrigens den Bernhardin weder mit dem großen noch mit dem kleinen St. Bernhard verwechſeln, lieber Leſer. Das ſind drei verſchiedene Päſſe. Wenn Du Dich nach Genf ſtellſt, die Front ſüdöſtlich gegen den Montblanc, ſo führt rechts von dem Könige der europäiſchen Berge der kleine, links von ihm der große St. Bernhard in die piemonteſiſche Ebene. Der Bernhardin dagegen verbindet, wie wir eben erfahren haben, mehr öſtlich den Lago maggiore und den Luganer See mit dem Rheinthale. Ueber den kleinen St. Bernhard ſoll Hannibal aus Spanien durch das ſüdliche Frankreich in den zweiten puniſchen Krieg gezogen ſein; über den großen St. Bernhard zog bekanntlich Napoleon vor der Schlacht von Marengo, — zwei große Männer, deren letzterer ſich durch ein Uebermaß rückſichtslos geübter Fürſtenſouverainetät ſchließlich zu Falle gebracht hat. Ueber den Bernhardin dagegen kamen jüngſt der letzte Präſident eines durch übermäßige Sanftmuth körperlos gewordenen Parlamentes, ein preußiſcher Offizier, „Flüchtling aus Neigung“, und

ein preußiſcher Landwehrdeſerteur. — Jetzt ſtelle Dich wieder mit mir nach Arbedo. Die links aufwärts führende Gotthardſtraße, welche uns mit dem Vierwaldſtätter-See und dem ſpäteren Rheinthale bei Baſel verbindet, war bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts von allen Alpenpäſſen wohl die beſuchteſte. An 16,000 Menſchen und 9000 Pferde ſollen damals jährlich dieſen Weg genommen haben, um aus Italien nach der Schweiz und zurück zu gelangen. Auch der alte Suwarow mit ſeinen tapferen Ruſſen zog dieſen Weg. Jedoch war derſelbe damals nur ein Saumpfad, deſſen Lauf man jetzt noch genau unterſcheiden kann. Dieſer Saumpfad mußte natürlich vor den breiten und bequemen Straßen über die übrigen Alpen zurücktreten. Der früher ſo bedeutende Verkehr verſchwand faſt ganz, ſo daß die Regierungen der Cantone Uri und Teſſin, um die Anwohner der Straße nicht gänzlich verarmen zu laſſen, im Jahre 1820 den Bau der neuen Gotthardſtraße begannen und 1832 vollendeten. Dieſelbe ſteht den übrigen Alpenſtraßen gegenwärtig in Nichts nach. — Auch weſtlich, in's Rhonethal, führt jetzt eine treffliche Kunſtſtraße, vom Lago maggiore über den Simplon in's Wallis, die ſ. g. Simplonſtraße. Zu dieſer ſoll Napoleon den erſten Plan nach dem ſchwierigen Uebergang über den großen St. Bernhard gefaßt haben. Bald nach der Schlacht von Marengo begann der Bau; in ſechs Jahren war er vollendet. Dieſe war alſo die erſte der großen Alpenſtraßen. Die Koſten (18 Millionen Franken) wurden nur zur Hälfte von Frankreich, welchem damals der jetzige Kanton Wallis angehörte, zur anderen Hälfte von der damaligen ciſalpiniſchen Republik beſtritten. Die Idee zu dieſer erſten großartigen Unterwerfung der Alpen unter die Herrſchaft des Menſchengeiſtes gebührt alſo dem Unternehmungsgeiſte Napoleon's. Doch haben wir geſehen, daß die kleine Schweiz auf dem einmal gebrochenen Wege rüſtig und ohne ein Opfer zu ſcheuen, fortgeſchritten iſt. Mit welchen Hinderniſſen hatte man nicht an der Via mala zu kämpfen! Und die auf der entgegengeſetzten Seite von S. Bernardino bis Miſocco auf dreiſtündiger Wegeſtrecke um 2700 Fuß abſoluter Höhe

jäh abfallende Straße ist durch zahlreiche Windungen gleichwohl so zweckmäßig angelegt, daß der Postillon mit Hemmschuh und bloß zwei Pferden fast unabläßig abwärts traben kann. Wie ein gewundenes Seil, bald rechts bald links einbiegend, liegt die Straße vor dem Beschauer. Die auf der Gotthardstraße zu besiegenden Schwierigkeiten waren nicht geringer. In der Schlucht des Dazio grande auf dem südlichen Gotthardabhang vor Airolo windet sich die Straße, meist auf Bogengänge und Terrassen gestützt und dreimal den Tessin überschreitend, so mühevoll nachdrücklich und sicher durch die größten Hindernisse und Schwierigkeiten empor, daß man nicht umhin kann, dem Baumeister laut seinen Beifall zu klatschen, als stände er vor Einem. Von Airolo steigt dieselbe dann noch in 46 Windungen über mehrere Brücken und durch zahlreiche Stollen zur Höhe des Gotthard empor. Auf dem entgegengesetzten nördlichen Abhang des Gotthard im Reußthale reiht sich das „Urnerloch“ würdig an das „verlorne Loch“ der Via mala an. In diesem durch den festen Fels gesprengten, 180 Fuß langen, 14 Fuß hohen und 16 Fuß breiten Durchbruch, können sich zwei Wagen füglich ausweichen. Der alte Ruhm des Urner wie des verlornen Lochs tritt allerdings vor den neueren Eisenbahnstollen in den Hintergrund. Immerhin bleiben's bemerkenswerthe Bauten. Auch der Bau der hinter dem Urnerloch durch das schauerliche Krachenthal nach dem Vierwaldstätter-See abstürzenden Gotthardstraße ist bewundernswerth. Einzelne Stellen der Gotthard- wie der Bernhardinstraße mußten gegen den Lauinensturz durch besondere Vorrichtungen, Nischen oder Blenden für den Wanderer, Dachwerk oder Gallerieen für Wagen und Pferde geschützt werden.

Unwillkürlich erinnerte ich mich bei'm Anblick dieser großartigen Bauwerke an die Worte Raveaux's vor dem alten Bette der Kander zu Thierachern, daß in der Schweiz nicht leicht Etwas unterbleibe, was vom öffentlichen Wohle erheischt werde. Seitdem hatte ich die Linthcorrectionen, mancherlei Brücken, Dämme und Kanäle, hatte ich die prächtigen Schulhäuser und Wohlthätigkeitsanstalten der Städte Zürich, Aarau und Bern

war mir das stattliche Cantonalschulgebäude
vor der Stadt die neue Kaserne aufgefal-
paläste der Schweizer; jetzt stand ich vor diesen
aßen, durch welche man selbst die Region des
e's dem Gesetze des Verkehrs unterworfen hat; —
ußte mit Raveaux gestehen: "Die Schweiz ist ein
Land von kaum 2½ Millionen Einwohnern; sie hat weder
lber- noch Goldbergwerke, und wenig fruchtbare Ebene; doch
unterbleibt in ihr nicht leicht Etwas, was vom öffentlichen
Wohle erheischt wird." — Aber hinzufügen muß ich, daß ihr
Dies in solchem Maße wohl kaum möglich sein würde, wenn sie
nicht von drei Ausgabeposten, welche in anderen Staaten oft
zwei Drittel des Büdjets wegzehren, gänzlich befreit wäre: Von
der Staatsschuld, von dem stehenden Heere und von den
Civilisten.

Zehntes Kapitel.

Aus dem Süden in die Urschweiz. Die Gotthardstraße. Die Schlucht des Dazio Grande. Ticino, Reuß und Rhein. Der erste Theil des Suwarow'schen Marsches. Der Gotthardberg. Das Urserenthal. General Lecourbe. Das Urnerloch, die Teufelsbrücke und das Krachenthal. Bürglen, Altorf, Geßler und Tell. Die Urner Landsgemeinde. Herr v. Radowitz und die Demokratie. Der Vierwaldstätter-See. Tell's Platte und das Rütli. Luzern und der Sonderbund. Der Rigi. — Von Winkel nach Stanzstad und Stanz. Winkelried, Nicolaus von der Flüe und der Stanzer Heldenmuth im Jahre 1798. — Der sterbende Löwe zu Luzern.

Wir kamen aus deutscher Romantik durch die "Via mala" in den holden Süden, an die italienischen See'n; jetzt steigen wir aus dem holden Süden den St. Gotthard hinan, und gelangen auf dessen nördlicher Seite hinab an den Vierwaldstätter-See, in das Urland der Kraft und Frische. S'ist wahr, im holden Süden sind alle Töne wärmer und tiefer, die Sonnenauf- und Untergänge, die Augen und die Gesichtsfarbe der Menschen,

des Laub der Bäume bis zur Farbe der Blumen und Schmetterlinge. Aber daneben iſt auch viel Schwüles, melancholiſch Träges, ja Ausgebranntes; kahle Berge ohne Matten und Schnee, die erſt in der Morgen- und Abendbeleuchtung zu leben beginnen; heißes verdorrtes Erdreich ohne Waſſer und Graswuchs; ſtaubige Straßen mit ſchmachtenden Faullenzern; ſchwüle drückende Luft; — ſo daß ſich mir in Wahrheit die Bruſt erweiterte, als ich wieder reine Bergluft einathmete, als ich wieder Schnee ſah, als es wieder rings von kühlen Quellen rauſchte und rieſelte, als die Berge wieder vom luſtigen Jodeln der Hirten erſchallten. Ade Du ſchöne »Riviera« mit Deinen Kaſtanien- und Maulbeerbäumen; mit Deinen armdicken weithinrankenden Reben und Deinen breitblättrigen Feigen! Ade ihr Kirchen und Kapellen, und nun aufwärts durch die maleriſchen Felslandſchaften des Livinenthals, zunächſt bis zum Fall der Piumegna bei Faido, dem Hauptorte dieſes Thales. Von dieſer Italienerinn war uns, nachdem wir bereits ſo mannichfache Waſſerfälle geſehen, durch unſer Reiſehandbuch ein ganz neues Schauſpiel verheißen worden. Der Bach ſcheine in eine ſchüſſelförmige Felsvertiefung zu ſtürzen und ſteige dann in einem Bogen wieder auf, einer Marabutfeder der gewaltigſten Art vergleichbar. Aber die arme Piumegna litt ſichtlich an Waſſermangel. Nur als dünner Strahl lechzte ſie hinab und konnte nicht daran denken, uns auch noch durch die Ausſpreitung ſtolzen Kryſtallgefieders zu überraſchen. Drum aufwärts nach Airolo. Doch halt! Da ſcheint uns ja das Felſenthor des Platifer den Weg zu verſperren. Dieſes trennt urplötzlich das Klima Italiens von dem Deutſchlands. Die ſüdliche Vegetation hört gänzlich auf, und es beginnt die Felſenſchlucht des »Dazio grande«, ſo genannt von dem darin befindlichen Zoll- und Wirthshauſe (2870 F. ü. d. M.), eine der maleriſchſten und großartigſten Strecken der ganzen Gotthardſtraße. Dieſelbe iſt zwar nicht ſo engſchroff als die Via mala und hat weder deren Höhe noch Tiefe. Aber auch hier rücken die Felſen in wildromantiſcher Schroffheit nahe zuſammen, und zwar in wiederholtem Zickzack,

ſo daß der Ticino, kaum daß er einen Sturz vollbracht, ſich durch eine neu vorgeſchobene Felswand gehemmt ſieht und ſich durch wiederholtes Sturmlaufen ſeinen Durchgang erzwingen muß. Ja ich muß geſtehen, daß ich einen ſo ſchäumenden Drang und Sturm im ganzen Hinterrheinthale nicht bemerkt habe. Der Waſſerſturz iſt vom gewaltigſten Nachdrucke und daneben ächzt die Straße auf Bogengängen und Terraſſen über die brandenden Wogen ſo hartnäckig empor, daß das Ganze zugleich den Eindruck der nachdrücklichſten Ausdauer macht. Du mußt aber auch wiſſen, lieber Leſer, daß dieſer hitzige Südländer viel ſteiler abſtürzt als unſer deutſcher Rhein. Wir kamen das Hinterrheinthal ziemlich allmählig herangeſtiegen. Hinterrhein, der höchſte Ort des Rheinwaldthales, von wo man zur Quelle des Rheins gelangt, liegt nur 4800 Fuß über dem Meer. Das bedingt für die lange Strecke des Rheinlaufs nur einen mäßigen Fall. Der ſüdliche, vom Laufe der Moëſa begleitete Abhang des Bernhardin dagegen ſtürzte auf die kurze Strecke von der Höhe bis zum Lago maggiore bereits 5888 Fuß ab, und dieſer Letztere liegt dann noch 696 Fuß über dem Meere.

Auf einem ähnlichen Abhange ſtürzt der Ticino abwärts, nur daß der Gotthard noch um einige hundert Fuß höher iſt als der Bernhardin und die Moëſa eben kein Ticino. Wir Deutſche brauchen deshalb nicht eiferſüchtig zu ſein auf dieſen ſtürmiſchen und doch ausdauernden Italiener. Bringt er doch ſeine Kraft vom deutſchen Gotthard! — Auch vollbringt die ganz deutſche Reuß auf dem entgegengeſetzten Abhange des Gotthards nichts Geringeres. Der Vierwaldſtätter-See liegt zwar noch um 654 Fuß höher als der Lago maggiore (1350 F. ü. d. M.), aber der Lauf der Reuß bis zum Vierwaldſtätter-See ſcheint mir auch kürzer als der des Ticino bis zum Lago maggiore. Jedenfalls ſind Sturm, Drang und Nachdruck dort eben ſo gewaltig als hier. Sodann beweiſt uns ja auch der Rhein ſelbſt, nach der Höhe und Tiefe der Via mala, und nachdem er ſeine urſprünglichen Kräfte geſammelt, durch die gewaltige That bei Schaffhauſen, daß er, um zu ſeinem Ziele zu gelangen, im ent-

scheidenden Momente auch einer Kühnheit, Raschheit und Größe des Entschlusses fähig ist, wie sie in Europa ihres Gleichen suchen.

Vom »Dazio grande« steigt die Straße über Airolo bis zur Höhe des Gotthards noch um 3938 Fuß. Hinter Airolo kommt man durch eine zweite Felsschlucht, das schauerliche, von Lauinen häufig bedrohte Val Tremola (Trümmelnthal). Der Tremolit findet sich hier häufig in den Felsen, selbst in den Seitenmauern und in den Steinen auf der Straße. Besonders hier soll die Straße im Winter und Frühling durch Schneestürme und Lauinen gefährdet sein. Der Schnee soll sich oft an 40 Fuß anhäufen. Es wird sogar vor allem Geräusch, dem Schellen der Pferde und Sprechen, gewarnt, um die bösen Lauinen nicht aus ihrem Schlummer zu wecken, und es ist wahr, daß, trotz der ziemlich geschützten Anlage der Straße, selten ein Jahr vergeht, ohne daß man von verunglückten Menschen läse. Ich muß aber gestehen, daß ich vom Val Tremola kein eigenes Bild habe. Loewe und ich schnitten hinter Airolo die Windungen der Straße vermittelst Einschlagens von Seitenwegen wiederholt ab. Dabei verirrten wir uns zuletzt in den zahlreichen Schluchten des Gotthards, so daß wir uns schließlich nur im Hinblick auf den Stand der Sonne wieder zurechtfanden. Wir kamen durch uns völlig unbekannte Thäler, mußten wiederholt Schuhe und Strümpfe ausziehen, um durch wilde Wasser zu waten, dann gings über verschneite und vergletscherte Höhen, bis wir das »Hospiz« glücklich erreichten, dessen Keller wir mit einem brennenden Durste in den Rücken und die linke Flanke fielen. So mochte General Schweikowsky die das Hospiz vertheidigenden Franzosen in Rücken und linke Flanke genommen haben. Darüber, lieber Leser, oder vielmehr über den ganzen ersten Theil des Suwarow'schen Zuges bin ich Dir jetzt Rechenschaft schuldig.

Nachdem Suwarow seine Truppen unten im Thale bei Arbedo gesammelt hatte, begann der Marsch gotthardaufwärts. Gleich rechts von Biasca führt bereits ein Pfad durch das

Blegnothal über den Luckmanier in das Vorderrheinthal im Canton Graubünden. Später vor Airolo führt ein zweiter Pfad rechts das Val Priora hinauf und dann das Medelser Thal hinab ebenfalls in's Vorderrheinthal. Aus dem Vorderrheinthale aber führen verschiedene Pässe links hinüber in das Reußthal auf den entgegengesetzten Gotthardabhang: 1) über die Gemmeralp (6174 F. ü. d. M.) und dann das Oberalpthal abwärts nach Andermatt; 2) durch das Strimser Thal über den Krispalt und den Kreuzlipaß und dann das Maderanenthal abwärts nach Amstäg. Das sind lauter schmale, schwierige und von allen Wechselfällen der Gebirgswelt umgebene Saumpfade. Aber dadurch ließ sich der eiserne Wille des alten Suwarow nicht beirren. Man begreift die Wichtigkeit dieser Verbindungen, wodurch russische Seitendetachements in den Rücken der den Uebergang über den Gotthard wehrenden Franzosen entsendet werden konnten, um zum Siege der auf der Hauptstraße vordringenden Hauptcolonne mitzuwirken. Und so sehen wir später wirklich sowohl bei Andermatt als auch bei Amstäg die Franzosen durch feindliche Seitendetachements in den Rücken genommen. Ich kann jedoch nicht dafür stehen, ob nicht eines derselben aus Oestreichern bestand, die sich bereits im Vorderrheinthale befanden. Jedenfalls war es ein mit dem Suwarow'schen Hauptmarsche combinirtes Manoeuvre. Außer diesen beiden Seitendetachements entsendete aber Suwarow kurz vor Airolo noch ein drittes durch das Soraccia- oder Canariathal, welches auf völlig ungebahnten Wegen den Franzosen bereits auf der Gotthardhöhe in den Rücken und die Flanke fiel und dadurch zum Siege der Hauptcolonne unter Suwarow über den die Höhe vertheidigenden General Lecourbe entscheidend mitwirkte. Dieses dritte Detachement befehligte General Schweikowsky. Angesichts dieser eben so einsichtsvollen als kühnen Combinationen nimmt man billig Anstand, das Urtheil des Herrn Thiers zu unterschreiben, wonach Suwarow ein jeden Combinationsgenie's entblößter Barbar gewesen. Dagegen ist es wahr, daß an die auf der Hauptstraße vordringende Hauptcolonne fast

kein anderes Commando gegeben wurde, als : Tambour! zur Bajonettattaque. Nur durch eine erſtaunliche Tapferkeit und Todesverachtung war es möglich, dieſen ſteilen Gotthard mit ſeinen zahlreichen Schluchten und Defilée's mit dem Bayonett zu nehmen. Und wohlverſtanden, die alte Straße, welche Suwarow marſchirte, war nicht die breite, bequeme neue. Ein ſchmaler armſeliger verhinderlicher Weg, zeigt ſich die alte Straße noch heute wiederholt zu Seiten der neuen. Während Lecourbe die Höhe des Paſſes beſetzt hatte, war General Gudin mit einer Abtheilung am Südabhange des Gotthard vorgeſchoben, welche ſich nur unter hartnäckigen Gefechten vor der ruſſiſchen Uebermacht zurückzog. An einer Stelle wurde das wohlgezielte Feuer der Franzoſen ſo mörderiſch, daß die ruſſiſchen Grenadiere längere Zeit ſtutzten. Da ließ der alte Suwarow eine Gruft graben, legte ſich hinein und erklärte, er werde ſich da begraben laſſen, wo „ſeine Kinder“ zurückwichen. Mit neuem Muthe drangen darauf die Ruſſen vor, warfen die Franzoſen nach und nach aus jeder Stellung und wurden ſchließlich, unterſtützt durch das glückliche Eingreifen Schweikowsky's, völlig Meiſter des Gotthardpaſſes. Bei der oberſten Straßenwindung erinnert die mit großen Buchſtaben in den Felſen gegrabene Inſchrift „Suwarow Victor“ an dieſe beiſpielloſe Kriegsthat.

Nahe dem Gipfel des Paſſes befinden ſich zwei See'n, der Stella-See, aus welchem der Ticino nach dem Lago maggiore, und der Lucendro-See, aus welchem die Reuß nach dem Vierwaldſtätter-See abfließt. Die „Roduntbrücke“, auf welcher man die Reuß bald nach ihrem Ausfluſſe aus dem Lucendro-See überſchreitet, bildet die Gränze zwiſchen den Cantonen Teſſin und Uri.

Doch wo iſt denn der eigentliche Gotthardberg und wie ſieht er aus? Ja, lieber Leſer, dieſe Frage ſtellten auch wir uns, nachdem wir den Paß bereits überſchritten hatten. Und wir fanden beſtätigt, was man vom Gotthardе geſagt hat, daß man ſtets von ihm höre, ohne ihn jedoch zu ſehen. Er iſt eben nur ein Paß und außerdem ein ganzer Gebirgsſtock, aber kein einzeln

hervorragender Berg, wie die Jungfrau, der Monte-Rosa oder der Montblanc. Westlich und östlich ragen verschiedene Felsspitzen bis zur Höhe von 10,000 Fuß über dem Meere hervor. Davon sind auch mehrere vom „Hospiz“ aus besteigbar. Bestiegest Du aber auch die eine oder andere, so bekämest du damit doch keine volle Einsicht in die wahre Bedeutung des Gotthard. Dazu gehörte ein noch höherer Standpunkt. Da wir aber keine Himmelsleiter haben, so bleibt uns Nichts übrig, als in uns selbst emporzusteigen, um einen völlig beherrschenden Ueberblick zu gewinnen. Dazu hat uns Göthe den Weg gezeigt. Ja, der Gotthard ist ein königliches Gebirg, so gut wie die Jungfrau, der Monte-Rosa und der Montblanc. Siehst Du denn nicht, wie einerseits die Berner Alpen, andrerseits die Kette des Montblanc, fortgesetzt durch die des Monte-Rosa, sich zu beiden Seiten der Rhone von Abend her durch Grimsel und Furca an den Gotthard herandrängen? Ebenso lehnen sich von Mitternacht her die Gebirge von Unterwalden, Schwyz und Glarus, gekettet an die von Uri, an ihn; und von Morgen ziehen die Graubündner Alpen, von Mittag die der italienischen Schweiz zu ihm herauf. Ganz in der Nähe entspringt der Vorderrhein und läuft gegen Morgen; aus dem benachbarten Rhonegletscher zwischen Grimsel und Furca quillt die Rhone und läuft durch das Wallis gegen Abend; und nimmst Du nun noch den Ticino und die Reuß hinzu, welche gegen Mittag und Mitternacht strömen, so kannst Du wahrhaft sagen, daß Du Dich auf einem Kreuzpunkte befindest, von welchem riesige Gebirge und gewaltige Ströme nach allen vier Weltgegenden auslaufen.

Vom Gotthardhospiz steigt man, dem Laufe der Reuß folgend, hinab nach Hospenthal. Dieser Ort, welcher seinen Namen von einem längst eingegangenen Hospitale trägt, liegt inmitten des grünen Urner- oder Ursern-Thals, 4566 Fuß über dem Meer. Durch dieses Hochthal setzt sich rechter Hand die Gotthardstraße nach Andermatt fort; linker Hand rückwärts führt der Weg über Realp nach der Furca, von wo ein zweiter Hauptarm der Reuß hergeströmt kömmt, welcher sich unterhalb Hos-

penthal mit dem vom Gotthard kommenden Arme vereinigt. Dieser letztere Weg war derjenige, welcher Loewe und mich zu dem mit den Freunden verabredeten Rendez-vous in's Berner Oberland bringen sollte. Da wir jedoch noch einige Zeit übrig hatten, so wollten wir doch das Reußthal bis zum Vierwaldstätter-See nicht versäumen. Das Urserenthal wird vielfach wegen seiner Fruchtbarkeit gepriesen. Früchte bringt es eben nicht viele hervor. Bäume und Getraide gedeihen nur kärglich in dieser Höhe, wo der Winter fast acht Monate dauert und in den vier Sommermonaten nicht selten geheizt werden muß. Dasselbe ist seiner ganzen Länge nach (etwa drei Stunden) von schroffen, kahlen, zum Theil schneebedeckten Bergen eng eingeschlossen. Wahrscheinlich stand die Reuß hier früher als See, ehe es ihr gelungen war, sich einen Weg durch das Gebirg hinter Andermatt zu brechen. Jetzt aber lachen hier die saftigsten Wiesen voll Blumenschmelzes; aus dem üppigen Grün erheben auch wieder ganze Schaaren von würzigen Brändelis (nigritilla alpina) ihre braunen Doldenköpfchen. Das am nördlichen Ende dieser Matten gelegene „Andermatt", der Hauptort des Thales, hat ohne Zweifel von ihnen seinen Namen. Das saftige Grün dieser Matten ist von um so überraschenderer Wirkung, als man in dieselben nur aus wilder Welt gelangt, sei es von der Furca her, wie Göthe, sei es vom Gotthard her, wie wir Drei jetzt, sei es vom Vierwaldstättersee aufwärts durch das Urnerloch, wie Loewe und ich ein Paar Tage später auf unserer Rückreise. Am Ueberraschendsten ist wohl der Gegensatz in dieser letzteren Richtung. Kommt man aus der schauerlichen Schöllenenschlucht über die Teufelsbrücke durch das Urnerloch, so werden diese Wiesen dem Auge zur wahren Oase.

In dieses Thal zog sich Lecourbe hinab, nachdem er die Höhe des Gotthard an Suwarow verloren hatte. Von hier das Reußthal abwärts waren verschiedene Abtheilungen seiner Division aufgestellt, auf welche er sich zurückzuziehen gedachte. Die erste Abtheilung mußte bei Andermatt stehen. Aber sieh da! bei Andermatt stehen nicht Freunde, sondern feindliche Truppen.

Die aus dem Ticinothal abgeordnete russische Seitendetachirung ist durch das Oberalpthal richtig bei Andermatt herausgekommen. Die dort befindliche französische Abtheilung hat sich das Urserenthal aufwärts nach der Furca zurückgezogen. Den Feind in der Front, den Feind auf den Fersen befindet sich Lecourbe in einer mißlichen Stellung. Zwar steht auch ihm der Rückzug nach der Furca offen; aber darf er die fernere Gotthardstraße bis zum Vierwaldstättersee ohne Weiteres Preis geben? Ein wirksames Gefecht gegen den überlegenen, beiderseits in den günstigsten Positionen befindlichen Feind ist unmöglich. Also kein Ausweg, als Rückzug nach der Furca und Preisgeben des ganzen Reußthales! Wir standen unten in den Wiesen und schauten uns rings nach einer anderen Möglichkeit um. Siehe dort auf dem linken Ufer des Flusses ragt jäh, schroff und himmelhoch die nördliche Gebirgswand des Urserenthals empor. Ist es möglich, da hinüber zu gelangen, so kann man auf der anderen Seite die Straße wieder gewinnen. Dort beschließt Lecourbe hinüberzusteigen, um den Feind, der ihm bei Andermatt die Straße abgeschnitten, seinerseits wieder zu überflügeln. Artillerie da hinüberzubringen, davon ist keine Rede. Kaum daß ein Mensch hinauf kann. Es fehlt sogar jeglicher Pfad; Nichts als jäher schroffer Fels. Des Abends läßt daher Lecourbe seine Kanonen auffahren, gibt eine donnernde Salve, daß rings das Gebirge erdröhnt, stürzt dieselben alsdann in die brausende Reuß und beginnt in aller Stille seinen Abzug über das jähe, schroffe, hohe, weg- und stegelose Gebirg. Wir schauen ihm staunend nach, die kühnen Söhne der Republik verschwinden kletternd in der Nacht. Auch das war ein großer Entschluß, eine rühmliche Kriegsthat. Und sie gelingt. Den bei Andermatt stehenden Feind überflügelnd gewinnt Lecourbe die Gotthardstraße jenseits wieder. Was machte aber die französische Abtheilung, welche sich von Andermatt nach der Furca zurückgezogen hatte? Ich erinnere mich, daß diese Frage meinen Freund Caspary lebhaft beschäftigte. Warum folgte sie nicht dem Beispiele Lecourbe's? — Daß sie nicht von Anfang an, gleich als der Feind

das Oberalpthal hinabstieg, dasselbe gethan, was jetzt Lecourbe that, begreift sich, sei es, daß sie plötzlich in dem Rücken genommen wurde, sei es, daß sie den Rücken Lecourbe's, den sie noch auf der Höhe des Gotthard glauben mußte, nicht bloßgeben wollte. Nachdem aber Lecourbe geworfen und im Thale erschienen war, war dieser letztere Grund nicht mehr maßgebend. Warum schloß sie sich also dem kühnen Ueberflügelungsmarsche Lecourbe's nicht an? Daß dieselbe sich bei der Ankunft Lecourbe's im Urserenthale bereits der Art in das Furcagebirg zurückgezogen gehabt habe, um alle Verbindung mit dem Hauptcorps zu verlieren, ist doch schwer anzunehmen. Auch liegen andere Erklärungsgründe näher: Einmal konnte Lecourbe hoffen, die Russen, nachdem er sie überflügelt, von Neuem an der Teufelsbrücke und weiterhin aufzuhalten und dabei konnte eine des Feindes Rücken bedrohende Abtheilung von großem Nutzen werden. Gelang es aber nicht, den Feind an der Teufelsbrücke und weiterhin aufzuhalten, so reichten doch, wie der Erfolg gelehrt hat, die Kräfte Lecourbe's vollständig aus, den Russen den Vierwaldstättersee zu sperren. Abgesehen davon führt aber auch der Paß über Furca und Grimsel weiterhin durch das Berner Oberland über den Brünig nach Unterwalden und von da an den Vierwaldstättersee, und es erscheint völlig begreiflich, daß Lecourbe diesen selbstständigen Verbindungsweg mit den Russen bei Zürich nicht frei geben wollte. Ich erinnere mich übrigens, daß Caspary durch unsere sämmtlichen Erklärungsweisen nicht recht zufriedengestellt wurde. Nachdem Suwarow in's Thal hinabgestiegen war, sah er sich auf's Neue am Urnerloch und an der Teufelsbrücke gehemmt. Die Franzosen hatten das Urnerloch, welches damals nur für Menschen und Pferde gangbar war, mit Felsblöcken ausgefüllt und gesperrt. Suwarow ließ die Hindernisse wegräumen und passirte das Urnerloch. Aber die Franzosen hatten jenseits der Teufelsbrücke, auf dem linken Reußufer eine feste Stellung genommen, und hier entbrannte der Kampf mit erneuter Erbitterung. Die alte Brücke steht noch heute da, 20 Fuß unter der neuen. Sie wird gar nicht mehr

gebraucht und ist mit Moos bewachsen. Sie ist so schmal, daß kaum drei Menschen darauf nebeneinander gehen können. Außerdem war noch der kleine Nebenbogen, welcher dieselbe mit dem rechten Reußufer verbindet, von früheren Kämpfen zwischen Franzosen und Oestreichern her, gesprengt. Damals, am 14. August 1799, hatten die Franzosen die Brücke mit glänzender Tapferkeit genommen, indem sie am rechten Reußufer emporkletterten. Jetzt wurde sie mit nicht geringerer Tapferkeit von den Russen erstürmt. Die Offiziere gaben ihre Schärpen her, um Baumstämme damit zusammenzubinden, welche über den gesprengten Nebenbogen hinübergelegt wurden. Dabei waren die Stürmenden einem mörderischen Feuer der Franzosen ausgesetzt. Aber die Brücke ward genommen.

Wir verließen nun das Urserenthal ebenfalls durch das Urnerloch und über die gleich folgende Teufelsbrücke, um dann die „Schöllenenschlucht“ abwärts zu eilen, welche sich auch unter dem Namen „Krachenthal“, zwischen hohen Granitfelsen bis Göschenen hinabsenkt, wo am Fuße eines Gletschers ein gewaltiger Felsblock liegt, der „Teufelsstein“ genannt. Man sieht, der Teufel spielt hier eine große Rolle. Die ganze Strecke von der Teufelsbrücke bis zum Teufelsstein ist aber auch von dämonischer Großartigkeit und behauptet neben dem „Dazio grande“ vollständig ihren Platz. Gleich unter der Teufelsbrücke stürzt die wilde Reuß in einem einzigen Falle an hundert Fuß tief in den Abgrund, so daß der Wasserstaub bis zur Brustwehr emporspritzt. Die neue Brücke setzt in einem einzigen Bogen von 25 Fuß Weite entschlossen über den tosenden Wasserfall. Zu beiden Seiten senkrechte Felsen. Es ist ein großartig wilder Anblick, welcher schauerlich wird, wenn durch die Schlucht noch zerrissene Nebel auf und ab wogen, aus welchen die Geister der Erschlagenen zu Dir sprechen. Das nun folgende Krachenthal ist den Verheerungen der Lauinen sehr ausgesetzt. An der Seite der Felsen sind hin und wieder Blenden zum Schutze für den Wanderer eingehauen, an der gefährlichsten Stelle auch eine Gallerie, mit Namen und Wappen von Uri. Die Felswände dieser

Schlucht ſind ſo eng und hoch, daß die Sonne nur bei hohem Stande hineindringt. Tief unten tobt die Reuß und erfüllt die Schlucht mit dröhnendem Krachen. Die Straße ſtemmt ſich mit ängſtlicher Anſtrengung nach Hinten und mildert durch zahlreiche Windungen, von einem Ufer zum anderen überſpringend, den gewaltigen Abſturz. Nachdem man dieſe anderthalb Stunden lange Schlucht verlaſſen, athmet man etwas freier auf. Aber wilde Romantik begleitet Dich fortwährend. Links erhebt ſich das Suſtenhorn, rechts der Briſtenſtock, dann die Windgelle mit ſchneeigen Scheiteln; beiderſeits münden wilde Thäler; die Reuß bildet fortwährend toſende Waſſerfälle. In einzelnen Schluchten zeigt ſich hartnäckiger Lauinenſchnee. Das Thal iſt von merkwürdigen Felsblöcken angefüllt, auf welchen ſich häufig noch Tannen erhalten, welche ihnen in den Abgrund gefolgt ſind, und ſie mit ihren Wurzeln feſt umſchlungen halten. Man überſchreitet wiederholt die Reuß. Eine Brücke führt den Namen: „am Pfaffenſprung“. Ein Mönch ſoll hier mit einer Dirne im Arm in einem Satze über den Fluß geſprungen ſein; zu welchem Zwecke, iſt mir unbekannt. Die eigentliche Gotthardſtraße endet bei Amſtäg. Dort mündet rechter Hand, am Einfluß des Kärſtelenbachs in die Reuß, das Maderanenthal. Hinter Amſtäg ſcheint der ſchroffe Gebirgsſtock der Windgelle das Thal zu ſchließen. Bei Amſtäg, das Maderanenthal abwärts, kam die dritte der im Ticinothal von Suwarow abgeordneten Seitendetachirungen heraus, und der brave Lecourbe ſah ſich, nachdem er, bei Andermatt gehemmt, den Feind durch ſeinen kühnen Nachtmarſch überflügelt hatte, auf's Neue ſelbſt überflügelt. Da galt kein Beſinnen; der Feind mußte aus Amſtäg hinausgeworfen werden. Zwei Angriffe werden zurückgeſchlagen. Da ergreift Lecourbe ſelbſt eine Muskete und führt perſönlich vorauf, zur dritten Bajonettattaque. Amſtäg wird im Sturm genommen und der Feind in das ſteile Maderanenthal wieder hinaufgedrängt, woher er gekommen. So hielt ſich Lecourbe die Straße bis zum Vierwaldſtätterſee frei, bis zu welchem er dann vor der Suwarow'ſchen Hauptcolonne zurückwich. Wie

er dort die Defilées am Urnersee besetzte, wie er dadurch den alten Suwarow zur Uebersteigung des Kinzigkulms nöthigte, wie er ihn auf diesem schwierigen Marsche durch ein Detachement fortwährend beunruhigen ließ, während er selbst über Brunnen zu Massena stieß; wie Suwarow, im Muottathal angelangt, die Nachricht von der bereits bei Zürich erfolgten Niederlage Korsakow's erhielt und dann seinen denkwürdigen Rückzug über den Pragel in das Linth- und von da über den Panixer Paß in's Rheinthal bewerkstelligte, Dies habe ich bereits oben im achten Kapitel näher auseinandergesetzt.

Der Canton Uri, welcher sich nun noch bis zum Vierwaldstätter-See fortsetzt, zählt auf $19,_{85}$ Quadratmeilen 14,500 katholische Einwohner. Die Zahl der Protestanten ist nicht der Rede werth. Er ist der ärmste und am Wenigsten bevölkerte der ganzen Schweiz. Daran erinnern Dich die zahlreichen armen Kinder, welche Dich auf dem nördlichen Gotthardabhange mehr als irgendwo um ein Almosen anreden. Sie thun übrigens auch gern Etwas, um Deine milde Gabe zu verdienen. Die Einen bieten Dir Früchte oder Bergkrystalle an. Andere schlagen das Rad oder stellen sich auf den Kopf und betteln Dich zappelnd mit den Füßen an. Die zu beiden Seiten der Reuß aufsteigenden hohen Gebirge lassen deren Anwohnern wenig bestellbares Land. Aber es ist ein abgehärteter, kräftiger Menschenschlag. Bald sollst Du daran erinnert werden, daß von diesem Boden der erste Anstoß zur Befreiung der Schweiz ausgegangen. Bald hinter Amstäg, kurz vor Silinen, erheben sich rechter Hand auf einer Anhöhe Mauertrümmer, welche für Ueberreste der Geßler'schen Burg Zwing-Uri ausgegeben werden. Weiterhin, links auf dem entgegengesetzten Reußufer, zeigt sich der Kirchthurm von Attinghausen, nebst Trümmern einer Burg gleichen Namens, in welcher 1307 Freiherr Werner von Attinghausen, der vorletzte seines Stammes, starb. Walther Fürst, der dritte der drei Männer im Rütlibunde, war ebenfalls aus Attinghausen. Dann überschreiten wir den rechts aus dem Schächenthal hervorströmenden Schächenbach. Am Eingange dieses Thales zeigt

sich, [illegible] auf einem Hügel liegend, Bürglen, der Geburtsort Tells. Die Bewohner dieses Thales gelten noch heute als der kräftigste Menschenschlag der ganzen Schweiz. Gleich nach Ueberschreitung der Schächenbrücke gelangen wir nach Altorf, dem Hauptorte des Cantons Uri, in einem obstreichen Thale gelegen. An der Stelle, wo der kühne Schütze gezielt haben soll, erhebt sich ein Brunnen, darauf Tells Standbild mit Armbrust und dem Knaben, welcher den durchschossenen Apfel in der Hand hält. Hundert Schritte davon, wo bis 1567 die Linde gestanden haben soll, an welcher der Knabe den Pfeil seines Vaters erwartete, steht ein anderer Brunnen mit dem Standbilde irgend eines Landvogts, der ein Banner mit dem Cantons- und Ortswappen trägt.

Der Canton Uri, wie mehrere andere kleinere Cantone, hat keine Volksvertretung. Daselbst herrscht die Landsgemeinde, d. h. die Gesammtheit sämmtlicher männlichen Einwohner des Cantons, welche das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben, die Gesetzgebung ausgenommen. Der Einfluß dieser letzteren ist durch Kanzel und Beichtstuhl gesichert. Am ersten Sonntag im Monat Mai versammelt sich das souveraine Volk auf der großen Wiese bei der Schächenbrücke, rechts an der Straße, unter freiem Himmel, um die Angelegenheiten der kleinen Republik zu berathen. Die Würdenträger des Cantons zu Pferde, an der Spitze der Landammann, begeben sich, unter Vortritt einer kleinen Abtheilung Miliz mit Musik, vornan das Cantonalbanner und die berühmten Hörner des Stiers von Uri, getragen von Männern in gelb und schwarzem Gewande, in feierlichem Zuge auf den gedachten Landsgemeindeplatz. Von einem halbrunden Gerüste, welches zu diesem Behufe besonders errichtet wird, werden die Gegenstände der Berathung der versammelten Menge verkündet. Nachdem einzelne Redner aufgetreten, beginnt die Abstimmung durch Aufheben der Hände. Zum Schluß legt der Landammann nebst den anderen Beamteten die ihnen übertragene Gewalt nieder und es wird zur Wahl neuer Vorstände geschritten.

Brächte man ein so urdemokratisches Verfahren anderwärts auch nur für den beschränkten Kreis der Angelegenheiten der kleinsten Gemeinde in Vorschlag, so würde man einen Urzeter hervorrufen und sich der Beschuldigung aussetzen, der Anarchie Thor und Thüre zu öffnen. Und doch geht Das in der Schweiz in der schönsten Ordnung und ohne alle Anarchie vor sich. Familie und Eigenthum erleiden dabei nicht den mindesten Schaden. Gesteht ja doch selbst Waldheim (Herr v. Radowitz) in den „neuen Gesprächen aus der Gegenwart“ zu, daß „mehr als eine der kleinen Demokratieen der Schweiz **hohe Freiheit bei vieler Ordnung** gewährte.“ Herr v. Radowitz spricht in der Vergangenheit, wohl nur aus Schonung für die Antipathieen von Freunden, deren Sympathieen er hart genug durch das völlige Verlorengeben der „altständischen Monarchie“ berührt hat. Ich kann aber aus eigener Anschauung ergänzen, daß diese Demokratieen der Schweiz nicht nur hohe Freiheit bei vieler Ordnung gewährten, sondern noch heute gewähren. Zum Ueberfluß kann ich auch hinzufügen, daß „die öffentliche Moral“ daneben durchaus nicht „aufhört“. Man sieht, Herr v. Radowitz war in seinen Einsichten Nichts weniger als beschränkt. Was würdest Du aber dazu sagen, Du urdemokratischer Landammann von Uri, der Du Nichts zu thun hast, als den Willen des souverainen Volkes unbedingt zu vollstrecken, und nach Jahresfrist als einfacher Bürger in den Schooß Deiner Mitbürger zurückzutreten, was würdest Du dazu sagen, wenn Du wüßtest, daß Herr v. Radowitz Dir durch seinen katholisch-constitutionellen Themar, der in diesem Punkte wohl des Verfassers eigene Ansicht ausspricht, sogar das Recht „von Gottes Gnaden“ vindiciren läßt, ebensogut wie irgend einem unbeschränkten Könige oder Kaiser der Welt? — „Die republikanischen Obrigkeiten zu Venedig und Amsterdam oder jetzt noch in Schwyz und Unterwalden“ — so läßt sich Themar vernehmen — „regieren ganz eben so von Gottes Gnaden, als wenn sie erbliche Könige wären. Und eben so die Regenten in den mannichfachen Zwischenformen von der absoluten Monarchie bis zur

absoluten Demokratie.“ „Gottes Weltregierung“ kann sich nach ihm der verschiedensten „irdischen Mittel“ bedienen, um die Obrigkeit zu berufen. Das ist auch bis auf den heutigen Tag so ziemlich die Politik der katholischen Kirche in irdischen Dingen. — Insofern ist aber Alles, was geschieht, schon dadurch, daß Gott es geschehen läßt, „von Gottes Gnaden,“ auch die gelungene Revolution. Kurz! entweder ist Alles von Gottes Gnaden oder Nichts. Sagen wir lieber: Alles, oder übersetzen wir den Satz aus dem Monotheistischen in's Hegel'sche: „Was ist, das ist vernünftig!“ Da sind wir ja wieder vollends Eins mit unseren Gegnern. Nur komme uns nicht gleich die blinde Erhaltungswuth mit dem plumpen Nachsatz über den Hals: „Bei'm Alten laßt's auch künftig!“ Das Morgen hat eben so gut seine Vernunft wie das Heute, was wird, ist eben so vernünftig, als was ist. Ja das Werden steht über dem Seyn, das Werden ist Quell des Lebens, das Seyn nur Durchgang, das Seyn ist vergänglich, das Werden ist ewig. Was sich dem Gesetze des Werdens entzieht, Das ist todt, das laßt uns begraben. —

Es gibt einzelne Worte, welche mir Soviel gelten wie ein ganzes Gedicht. „Der Dom zu Köln am Rhein“ ist mir an und für sich eine Romanze oder Legende. Eben so ist mir der bloße Name des „Vierwaldstätter-Sees“ ein Heldenepos. Auch etwas Altfrommes zieht hindurch. Der Vierwaldstätter-See hat seinen Namen von den vier Waldcantonen Uri, Unterwalden, Luzern und Schwyz, welche denselben umschließen. Er hat fast die Gestalt eines Hochkreuzes; den Kopf bildet die Bucht von Luzern, den nördlichen Arm der Busen von Küßnacht, den südlichen der Alpnacher See, den Fuß der Buochser und Urner See. Die Länge des Sees von Fluelen bis Luzern beträgt an acht Stunden, die Breite meist nur eine Stunde, an einigen Punkten jedoch viel weniger. Die Länge des die Kreuzform bildenden Querarms von Küßnacht bis Alpnach mag vier Stunden betragen. Die hohen, schroffen, theils bewaldeten, theils kräftignackten Berge, welche seine Ufer umragen und aus denen sich hin und wieder klare Schneegipfel gen Himmel erheben, machen den Eindruck des

Ernstes und der Reinigkeit; und die Anmuth der freundlichen Ortschaften, Matten und Obstgärten, welche sich in deren schützender Hut im blauen See spiegeln, ist von doppeltem Reize. Besonders anmuthig sind die Süd- und Südwestabhänge des Rigi, vor Allem die sauberen Ortschaften Gersau und Wäggis inmitten von Gärten, Obst- und Kastanienpflanzungen. Bei Wäggis gedeihen sogar Mandeln und Feigen.

Den Rigi aufwärts folgen dann Wälder und auf dem Gipfel grüne Matten. Gegenüber ragen ernst und kahl die zerrissenen Scheitel des Pilatus empor. Eine Mönchsfabel erzählt, der Landpfleger Pontius Pilatus, durch Tiberius nach Gallien verbannt, habe, von Gewissensbissen verfolgt, sich in einen auf dem Gipfel des Berges befindlichen See gestürzt. Ihm wurden alle Stürme, die über den Vierwaldstätter-See tobten, zugemessen, so daß es Jahrhunderte hindurch bei Strafe verboten war, sich jenem See auf dem Berge zu nahen, um nicht den bösen Geist des Mannes, der über den Heiland den Stab brach, zu wecken. „Dieser Pfütz (sagt Merian, 1642) liegt von Natur an einem stillen Ort, ist tief, mit finsterem Wald umgeben und mit Holtz umbschränket, damit denselben Niemand erzörne; ist grausam anzusehen, schwarz von Farb, allezeit still und bleibt vom Winde unbeweglich.“ Noch heute spielt der Pilatus eine große Rolle als Wetterprophet. Ein alter Spruch sagt:

«Hat der Pilatus einen Hut, dann wird das Wetter gut;
Trägt er aber einen Degen, so gibt's wohl sicher Regen.»

Ist sein Gipfel Morgens ganz frei, dagegen seine Hüfte von Nebeln umgürtet, so ist selten auf beständiges Wetter zu rechnen. Die durch ihre Schwere herabgedrückten Nebel erheben sich später und fallen als Regen herunter. Ist er aber ein »pileatus«, ein bloßer Hutträger — Andere leiten hiervon seinen Namen ab — so darf ein heiterer Tag erwartet werden.

Bald nach der Abfahrt von Fluelen hat man einen großartigen Rückblick auf die schneebedeckte Pyramide des 9900 Fuß hohen Bristenstocks im Rahmen dunkler, vor ihm zusammenstoßender Vorberge, an deren belaubten Ausläufern sich Fluelen

freundlich um seine Kirche drängt. Den Vordergrund bildet der tiefblaue See. Bei der Weiterfahrt rings Klippen und fast senkrechte Felswände. Durch hin und wieder sich öffnende Schluchten blicken steile, schneebedeckte, halb in Wolken gehüllte Berggipfel auf den dunkeln See herab. Links öffnet sich das Isenthal, begrenzt von den schneeigen Hörnern des 9450 Fuß hohen Urirothstocks. Natur und Geschichte stimmen die Seele zum Ernst. Sieh da gegenüber dem Isenthal, an dem klippigen Abhange des Axenberges, zwischen Bäumen versteckt, doch nach dem See zu ganz offen und von dessen Fluten fast bespült, eine kleine Kapelle. Das ist Tell's Platte.

Hier ist das Felsenriff, drauf Tell aus der Barke gesprungen;
Sieh! ein ewiges Mal hebet dem Kühnen sich hier.
Nicht die Kapelle dort, wo sie jährliche Messen ihm singen!
Nein! des Mannes Gestalt, siehst Du, wie herrlich sie steht?
Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff.
Nicht aus Stein ist das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geistigen Blick Freier erscheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauset die Brandung,
Um so mächtiger nur hebt sich die Heldengestalt.

Uhland.

Von hier eilte Tell über die Berge nach der hohlen Gasse, eine halbe Stunde vor Küßnacht, wo sein Geschoß den Vogt ereilte, welcher sich nach seiner dort gelegenen Burg begeben wollte, deren Trümmer man Dir noch heute, 15 Minuten von Küßnacht, zeigt.

Weiterhin, kurz bevor der Urner See zwischen Brunnen und Treib aus seiner nördlichen Richtung plötzlich westwärts in den Buochser See einbiegt, zeigt sich linker Hand, 640 Fuß über dem See, vom Seelisberge überragt, eine kleine grüne Matte, schön von Bäumen umlaubt, aus welchen einige saubere Häuschen hervorblicken. Diese heimliche Matte ist das „Rütli“ oder „Grütli“. Hier schlossen, „als Demuth weint und Hochmuth lacht,“ in der Nacht vom 7. zum 8. Nov. 1307, die drei Männer aus Schwyz, Uri und Unterwalden, Werner Stauffacher, Walther Fürst und Arnold von Melchthal, und mit ihnen 30 An-

dere jenen Bund, zufolge dessen, kaum zwei Monate später, die östreichischen Vögte vertrieben und ihre Burgen geschleift waren, nachdem die durch Geßler gegen Tell verübte Grausamkeit den ersten Anstoß zum Ausbruch des Kampfes gegeben hatte. Merkwürdig ist übrigens, wie die drei Männer vom Rütli in der Empfindung des Volks vor der Gestalt Tell's zurücktreten. Man findet häufig Abbildungen des Rütlischwures in den Stuben und auf den Schildern der Wirthshäuser. Das Volk sagt aber oft, statt die drei Männer vom Rütli, „die dri Telle.“

Nachdem wir zwischen Treib und Brunnen um die Ecke gebogen, befinden wir uns im Buochser See, so genannt von dem auf dessen linkem Ufer gelegenen, von dem Buochser- und Stanzerhorn überragten Dorfe Buochs. Rechts erheben sich schroff die beiden Gipfel der Mythen, an deren Fuß, eine Stunde landeinwärts, Schwyz liegt. Dann geht's vorbei zwischen den freundlichen Orten Gersau und Beckenried; ersteres liegt rechter Hand auf Schwyzer, letzteres linker Hand auf Unterwaldener Ufer. Der Buochser See verengt sich wieder gegen die beiden Felsnasen hin, welche von beiden Seiten vorspringend, ihn zu schließen scheinen. Zwischen ihnen durch steuern wir der Kreuzform zu. Befindest Du Dich auf dem Kreuze, so blitzt links der Alpnacher, rechts der Küßnachter See weithin hell auf, ja in der Ferne östlich wird Küßnacht sichtbar. Dann tritt im Halbkreis um die grüne, baumreiche Bucht, welche den Kopf des Kreuzes bildet, das stattliche Luzern mit Mauern und Thürmen hervor, auf welches aus der Nähe der freundliche Rigi und ernste Pilatus, und von Weiterher die Schwyzer und Engelberger Alpen mit schneeigen Häuptern herabschauen.

Gleich wo die Reuß durch die Stadt ihren Ausfluß aus dem See nimmt, steigt aus ihr ein alter malerischer Thurm auf, welcher einst als Leuchtthurm (lucerna) gedient und der Stadt ihren Namen gegeben haben soll. Aber, statt eines Leuchtthurms der Freiheit, war sie unter den Händen der Pfaffen zur Sakristei des Sonderbundes geworden, welchem General Dufour sie nur mittelst Gewalt im Namen der Eidgenossenschaft zu entreißen

vermochte. Ha! wie die Nachricht von Deiner Einnahme damals durch das ahnungsvolle Europa bebte! Wer hätte damals gedacht, daß in Folge dieser Freudenbotschaft eine Reihe von Entwickelungen eintreten würde, in Folge deren ich nach drei Jahren als Flüchtling vor Dir stehen würde? Doch es war gut so, es ist noch heute Alles gut; die Welt marschirt doch, und

»Omne solum forti patria«.

Die Schweizer haben sich in dem Sonderbundskriege trotz der ansehnlichen Truppenmassen, welche sie auf die Beine gebracht hatten, doch nicht absonderlich weh gethan. Waren es doch Söhne derselben Schweiz, welche sich feindlich gegenüberstanden! Der alte eidgenössische Geist ist doch noch stark, und ich habe aus dem Munde verschiedener Leute aus dem Volke, welche den Sonderbundskrieg, sei es Hüben, sei es Drüben, mitgefochten, die Ueberzeugung geschöpft, daß der Fanatismus keineswegs so stark war, als die Klerisei es hätte wünschen mögen. Dagegen könnte man sich bedeutend verrechnen, wenn man daraus auf eine ähnliche Humanität gegenüber dem auswärtigen Feinde, der die Unabhängigkeit der Schweiz bedrohte, schließen wollte. — In Luzern wie in den übrigen Sonderbundscantonen ist, mit Ausnahme von Freiburg, die Mehrheit jetzt für die neue Ordnung der Dinge, und die geschlagenen Wunden heilen sich allmählig aus.

Wohl haben wir den Rigi von Luzern aus besucht. Aber das Wetter hatte sich zum Schlimmen gewendet, und obwohl wir auf der Höhe übernachteten, um auch den anderen Tag unser Glück noch zu versuchen, so erhaschten wir doch keinen hellen Augenblick. Ein riesiges Gewimmel von Bergspitzen mit dunklen und schneeigen Scheiteln tauchte aus wogenden Nebeln hervor, die auch von Zeit zu Zeit tief Unten Wälder, See'n, Hügel, Flüsse, Städte und Dörfer hervortreten ließen. Auch ein solches Schauspiel ist nicht ohne Reiz, besonders für mystische Naturen. Aber uns verlangte nach Klarheit und dazu kam es nicht. Doch leuchtete uns ein, um Wieviel diese Ansicht aus dem Herzen der Gebirgswelt, inmitten eines Umkreises von 80

Stunden, mit dreizehn See'n und so viel Thälern und Städten, jene vom „Uetli“ bei Zürich, den man auch den kleinen Rigi genannt hat, an Großartigkeit übertreffen müsse. — Dagegen entschädigten wir uns durch einen anmuthigen Spaziergang in's Unterwaldener Ländchen. Von Luzern begaben wir uns auf der Westseite des See's nach Winkel. Wir waren in lebhaftem Gespräche begriffen, so daß wir kaum hörten, daß in der Nähe Schießübungen mit grobem Geschütze Statt hatten. An eine Gefahr war auch gar nicht zu denken, da wir auf breiter offener Straße gingen. Auf derselben kamen und gingen auch Andere und Nichts mahnte zur Vorsicht. Da sauste es auf einmal pfeifend an unseren Ohren vorbei; Caspary stand plötzlich still und sagte rasch: Das war eine Kanonenkugel. Linker Hand von der Straße erblickten wir dann eine Scheibe, neben welcher es hoch aufstäubte, und als wir unsere Blicke nach der entgegengesetzten Richtung rechts von der Straße richteten, erblickten wir wirklich einen Trupp Mannschaften, die ruhig über die Straße hin ihre Artillerieschießübungen abhielten, ohne Posten oder auch nur ein Zeichen der Warnung ausgestellt zu haben. Die Unerschrockenheit, mit welcher in der Schweiz selbst Kinder Gewehre handhaben und losschießen, hat mir immer einen guten Eindruck gemacht. Aber Das muß ich sagen, diese Sorglosigkeit war mir doch etwas zu naiv. — Von Winkel setzten wir in einem Ruderboote über den Alpnacher See hinüber nach Stanzstad, den Hafen des ein Stündchen landeinwärts gelegenen Stanz. Der Canton Unterwalden zerfällt in zwei Hälften, Nidwalden und Obwalden. Stanz ist der Hauptort von Nidwalden, Sarnen der Hauptort von Obwalden. Der Spaziergang von Stanzstad nach Stanz führt durch eine lange Nußbaumallee zwischen Wiesen, Obstbäumen, Wald und Gebirge. Rechts und links von der Straße zeigen sich saubere Häuschen mit ihrem Anwesen. Es ist ein wahrer Obstgarten. Was aber diesmal vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, das waren die auffallend hübschen Mädchen, welche uns begegneten, Eine hübscher als die Andere, Kleine wie Große, von Gestalt wie von Gesicht;

so daß wir Einer nach dem Anderen ausriefen: Nein! Das muß ich sagen! — Die Unterwaldnerinnen wissen, zu kleidsamem Kostüm, ihrem Haar eine besondere Zier durch weiße und rothe Tücher zu verleihen, welche sie, ebenfalls zum Zopfe gedreht, in den Haarzopf hineinwinden. Dieser letztere wird dann als Nestchen über dem Hinterhaupte zusammengeringelt. Wenn ich nicht irre, so sind es vorzugsweise die Nidwalderinnen, welche Weiß, die Obwalderinnen, welche Roth tragen. Ist das Haar von einem Pfeile durchbohrt, so ist Das ein Zeichen, daß der Schütze getroffen hat; die Jungfrau ist bereits zur Frau geworden. Doch bin ich meiner Sache nicht mehr ganz sicher. Es könnte auch umgekehrt sein, so daß der Pfeil andeutete, das Herz stehe noch offen für die Geschosse des Liebesgottes. Kurz und gut, im Canton Unterwalden sind die Mädchen auffallend schön, die eingewundenen Tücher machen das Haar reicher und stehen sehr gut, besonders Roth auf Schwarz und Weiß auf Blond. — In Stanz gibt's vielfache geschichtliche Erinnerungen aus älterer und neuerer Zeit. Auf dem Brunnen am Markte erhebt sich das Standbild Arnold Struthans von Winkelried, welcher im Jahre 1386 bei Sempach der Freiheit eine Gasse durch die östreichischen Speere brach. Er war hier geboren und man zeigt Dir noch heute sein Wohnhaus. Im Rathhause von Stanz saßen 1477, nach dem glücklich geendigten Kriege gegen Karl den Kühnen von Burgund, die Eidgenossen und waren im Begriff, uneins über die Theilung der Beute, die Aufnahme von Solothurn und Freiburg und einige andere Angelegenheiten, auseinander zu gehen. Da erschien Nicolas von der Flüe, so genannt von einer »Flüe« (Felswand) am Sarner See, wo er bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahre gewohnt hatte, um sich alsdann als Einsiedler an den »Ranft«, einen Bergrand gegenüber Sarnen, zurückzuziehen, wo Dir dessen Einsiedelei noch heute gezeigt wird. »Da kam also der Bruder Klaus, ein ungemein hochgewachsener, wohlgestalteter, vom Alter nicht gebrochener Mann; aber nur Knochen wurden von der kastanienbraunen Haut bedeckt; sein langes, glattes, schwarzgraues Haar, sein in

zwei Spitzen mäßig herabhangender dünner Bart; seines Blickes außerordentliche Klarheit, der Ausdruck von Liebe und Ernst in Allem; sein einfacher braungrauer Rock, sein Stab; mit unbedecktem Haupt und baarfuß wie immer. Als der Mann fröhlich in der Kraft seines Gottes in die Versammlung trat, und nach seiner Art mit langsamen Worten und männlicher Stimme sie grüßte, standen alle Tagherren von ihren Stühlen auf und neigten sich.“ So Johannes von Müller. Und seinen schlichten eindringlichen Worten, in welchen er zur Einigkeit ermahnte, gelang es wie durch Zauber, die Hadernden zur Einigkeit zurückzuführen, oder — wie die Chronik sagt — „Und Gott gab Gnad zu den Worten des heiligen Einsiedlers, daß in einer Stund Alles verglichen ward.“ Nach seinem Tode wurde er selig gesprochen und dessen Andenken lebt fort und fort im Volke; es gibt kaum eine Hütte in den Waldcantonen, die nicht das Bild des Bruders Claus besäße. In der Kirche seines Heimathsorts Saxeln am Sarner See werden die Gebeine des Heiligen, mit kostbaren Gewändern, Gold und Edelsteinen geschmückt, aufbewahrt. Zu Solothurn aber, dessen Aufnahme in die Eidgenossenschaft sich an diesen Auftritt knüpft, sah ich später im dortigen Zeughause die streitenden Eidgenossen im Rathhause zu Stanz, in alten Kostümen, den Bruder Claus baarhaupt und baarfuß in brauner Kutte mit hocherhobenem Arme, Alle in Lebensgröße recht kräftig in einer Gruppe von Holzfiguren dargestellt. — Aber auch erst vor Kurzem haben die Stanzer bewiesen, welche Einmüthigkeit sie dem auswärtigen Feinde entgegen zu setzen wissen, sollte er selbst im Namen der Freiheit erscheinen, wie 1798 die Franzosen. Man muß es den Schweizern aber auch lassen, daß sie sich auf eine dauerhafte Freiheit besser verstehen, als die Franzosen; trotz manchen alten Unfugs, den die erste französische Revolution aus der Schweiz mit stählernem Besen hinausgefegt hat. Als 1798 die verschiedenen Schweizercantone aufgefordert wurden, der von den Franzosen neu gegründeten helvetischen Republik den Eid der Treue zu leisten, verweigerte unter Anderen auch Unterwalden seine Zustimmung.

Der französische General Schauenburg rückte nun mit 16000 Mann am 3. Sept. 1798 von Luzern aus heran und versuchte unter dem Schutze seiner am Fuß des Pilatus aufgepflanzten Kanonen eine Landung zu Stanzstad. Die Unterwaldener aber wußten während 5 Tagen alle Landungsversuche zu vereiteln. Die Franzosen drangen nun zu Land über Alpnach ein, nahmen nach einem hartnäckigen Widerstand die Verschanzungen, landeten darauf mit einer größeren Truppenmacht und rückten nach Stanz vor, wo ein blutiges Gemetzel Statt hatte, 16000 gegen 2000, unter diesen Letzteren eine Menge Weiber und Kinder, Alle mit dem Muth der Verzweiflung fechtend, angefeuert von dem Kapuziner Paul Styger, welcher dem Volke die neue Constitution als ein Werk des Teufels geschildert hatte. Ganze Familien wurden getödtet. Achtzehn junge Weiber fand man neben ihren Männern, Vätern und Brüdern todt an der Winkelriedskapelle. Sechshundert Häuser in der näheren und ferneren Umgebung von Stanz wurden niedergebrannt. Stanz selbst entging diesem Schicksale nur durch die Verwendung eines französischen Brigadechefs. Eine Tafel auf dem Kirchhofe von Stanz erinnert an dieses Blutbad. Es waren auf Seite der Schweizer 386 Menschen, darunter 102 Weiber und 25 Kinder geblieben. Der Verlust der Franzosen ist nie genau bekannt geworden, soll aber 3 bis 4000 Mann betragen haben. Aus der Schweiz, aus Deutschland, selbst aus England flossen den Unglücklichen, die Haus, Hof und Herd verloren hatten, reichliche Beiträge zu. Der edle Pestalozzi nahm sich der verwaisten Kinder an, deren er 80 von jedem Alter um sich sammelte und mit eigener Hand pflegte wie ein Vater. — Ich sah mir die hübschen Mädchen, aus welchen solche Weiber und Mütter werden, mit verdoppeltem Interesse an.

Nach Luzern zurückgekehrt sahen wir noch den dortigen „Löwen", welchen General Pfyffer zum Gedächtniß der am 10. August 1792 zu Paris bei Vertheidigung des königlichen Schlosses gebliebenen Offiziere und Soldaten der französischen Schweizergarde errichten ließ. Ein sterbender Löwe, 28½ Fuß

lang, 18 Fuß hoch, von einem Pfeil durchbohrt, mit einer Tatze noch die bourboniſche Lilie ſchützend, iſt in eine natürliche hohe Sandſteinwand, nach einem Modell von Thorwaldſen, eingemeißelt. Der Felſen iſt maleriſch von Epheu und anderen Schlingpflanzen umrankt. Von der Höhe rinnt melancholiſch ein Waſſerfall herab und bildet unten ein Becken, welches von Ahorn und Tannen umtrauert wird. Das Ganze iſt von edler Einfachheit und tiefer Wirkung. Wofür ſtarbt Ihr denn, Ihr tapferen Schweizer? Für Euer Vaterland? Nein! für einen fremden König, der eben der Befreiung von einer ſelbſtbeſchworenen Verfaſſung durch das Ausland entgegenſah. Weit entfernt ſei es von mir, Euch mit Arnold von Winkelried und den Seinen auf eine Linie zu ſtellen. Ja Ihr ſtarbt nicht einmal als Märtyrer für Ludwig den Sechszehnten. Der hatte ſich ja ſchon ſammt Dauphin und Königin in die geſetzgebende Verſammlung gerettet, leider vergeſſend, Euch den Befehl zu hinterlaſſen, daß Ihr für die ſteinernen Mauern der Tuilerieen Euer rothes Blut nicht zu verſpritzen hättet. So ſtarbt Ihr alſo als Märtyrer ohne Sache? — Doch nicht ganz. Ihr ſtarbt für Euer Wort, was Ihr dem Dienſte des franzöſiſchen Königthumes um wenige Kreuzer täglich verpfändet hattet. So ſtirbt man in der Tiefe für Dasjenige, womit man auf den Höhen des Lebens, wie mit einer werthloſen Schaumünze, ein freches Spiel treibt. Wir ſaßen lange im Schatten einer Tanne, betrachteten das ſchöne Denkmal und konnten uns der Trauer nicht erwehren.

Eilftes Kapitel.

Von Luzern zurück nach Andermatt. Ueber Furca und Grimsel ins Berner Oberland. Der Rhonegletscher. Das Grimselhospiz. Die Sage von der Handeck. Die Schwaben in Bönigen. Naivität und Bewußtsein. Das Kanderthal und das Schneedreieck der Altels. Am Oeschinensee. Maler Ulrich aus Zürich. Ueber die Gemmi. Alpenflora. Aussicht auf die Poeninischen Alpen. Hinab nach den Leuker Bädern. Das Dalathal, die Leitern und das Torrenthorn.

In Luzern trennten wir uns von Caspary, den ich seitdem nicht wiedergesehen habe. Er begab sich nach Zürich und kehrte später nach Deutschland zurück. Er war ein überaus thätiger, rühriger Mensch. Doch wollte es ihm nicht gelingen, sich eine neue Existenz im Auslande zu gründen. Er war „vom Leder“ und für die „vom Leder“ und „von der Feder“ boten sich die geringsten Aussichten. Jetzt mögen die „vom Leder“ wohl in ganz Europa etwas im Preise gestiegen sein. Bleib Du aber jetzt ganz ruhig in Deinem Braunkohlenbergwerke. Denn Unsereiner hat wohl noch etwas mehr Ursache zur Neutralität als die preußische Regierung.

Loewe und ich dagegen kehrten nun zurück, woher wir gekommen waren, und schlugen uns dann reußaufwärts über Furca und Grimsel in's Berner Oberland. Der Furcapaß (7795 Fuß über dem Meere) hat seinen Namen von zwei Hörnern, zwischen denen er, wie zwischen den Zinken einer Gabel, liegt. Er bildet die Gränze zwischen den Cantonen Uri und Wallis. Der Bergkamm ist scharf abgeschnitten und ohne Fläche. Das Hinabsteigen beginnt unmittelbar nach dem letzten Schritte des Hinaufsteigens. Wir fanden ihn keineswegs so beschwerlich, als wir ihn nach der Beschreibung Göthe's erwartet hatten, welcher freilich im November hinüberging, während wir uns erst dem Ende Juli's näherten. Dennoch fanden wir noch reichlich Schnee oben, aber gegen unsere Wanderung über die Glattalp war's ein wahrer Spaziergang. Wir gingen ohne Führer hinüber. Ueberhaupt hatten wir seit der Glattalp keinen Führer

mehr nöthig. Vermittelst der neuen Keller'schen Karte und der Beachtung eines besonderen Umstandes fanden wir uns ganz gut allein zurecht. Dieser Umstand ist zwar nicht sehr ästhetisch, aber ein sprechender Wegweiser. Er besteht in den Beweisen richtig vollbrachter Thierverdauung. Rühren diese von Kühen her, so bist Du wahrscheinlich im Begriffe, Dich auf irgend eine entlegene Alp zu verirren. Weisen sie dagegen in mehr gebundener Rede auf Maulthiere hin und zwar nicht vereinzelt, sondern in fortlaufender Strophe, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß Du Dich auf dem richtigen Touristenwege befindest. Die Aussicht von der Furca ist nicht malerisch, ja im Verhältniß zur Höhe des Passes nicht einmal bedeutend. Die nächsten Umgebungen bieten ein weites Bild der Oede, bis man durch den Rhonegletscher und die Maienwand überrascht wird. Man hat diese ungeheuere Gletschermasse wohl mit einem riesigen Epaulett verglichen, was von der Bergschulter in's Thal hinabfalle, und die Form entspricht ziemlich dieser Auffassung. Ich sehe ihn aber lieber als Wasserfall, der im Augenblicke des Absturzes plötzlich, sammt den wild aufspritzenden Fluthen, durch Frost gefesselt worden wäre. Nur der junge Rhodanus hat sich dieser Fessel entzogen. Ein stattlicher, grau gefärbter Bach strömt er aus einem Eisgewölbe am Fuße des Gletschers hervor. Von den vier Hauptflüssen, die von dem Mittelpunkte des Gotthard ausströmen, hatten wir nun bereits die Thäler von dreien besucht, das Rhein-, das Ticino- und das Reußthal. Jetzt standen wir auch an der äußersten Nordspitze des vierten, dessen ferneren Verlauf wir später mit den Freunden sehen sollten. Westlich vom Rhonegletscher, dicht neben der frostigschimmernden Eismasse erhebt sich, geschützt gegen die Nordwinde, die steile Maienwand mit frischester Vegetation und wie besä't von Alpenrosen. Durch diesen Garten in der Wildniß steigt man hinauf zum Grimselpaß, der Gränze der Cantone Wallis und Bern, 6684 Fuß ü. d. M. — Von da gelangt man dann, an der Nordseite des kleinen Todtensees vorbei, hinab zu dem öden, 776 Fuß unter dem Passe gelegenen Bergkessel des Grimselgrundes. Daraus schaut, umragt

von kahlen Felsen, in deren Vertiefungen ewiger Schnee aufgehäuft ist, vom Ufer eines kleinen finsteren See's her das gastliche Grimselhospiz, ein wahrer Trost für den ermüdeten Wanderer. Bei dem dort hausenden Peter Zybach nebst seiner rüstigen Familie war man wirklich in jeder Hinsicht vortrefflich aufgehoben. Darüber war nur eine Stimme. Zudem war Peter Zybach nicht nur ein grundgescheidter, sondern auch ein sehr unterrichteter Mann, der eine Menge von Kenntnissen besaß, welche die meisten Fremden hinter seinem schlichten Aeußeren wohl kaum suchten. Derselbe hatte einen vortrefflichen Erwerb da oben und erfreute sich des besten Rufes in In- und Ausland. Wer hätte gedacht, daß Habsucht diesen Mann verleiten könne, die eigene Wohnung in Brand zu stecken, um sie darnach von der Gemeinde Oberhasli, der Eigenthümerinn, zu günstigeren Bedingungen zu erhalten, als bisher. Sicher war dabei auch der Ehrgeiz mit im Spiel, der ganzen Einrichtung noch einen großartigeren Anstrich zu geben. Von allem Uebrigen, was das erweckte Mißtrauen des Auslandes ihm nach der verübten Brandstiftung zur Last legen wollte, ist Nichts erwiesen. Warum sollten denn dort verschwundene Reisende nicht wirklich verunglückt sein? Das geschieht ja fast alljährlich an minder gefährlichen Orten, und von dem Hinopfern eines steinernen Hauses zum Hinopfern eines Menschenlebens ist doch noch ein weiter Schritt. — Im Fremdenbuche befinden sich viele gelungene Zeichnungen aus der Zeit, in welcher Agassiz, Desor und C. Vogt auf dem Unteraargletscher ihre Beobachtungen machten. Rechtwinklige Engländer, die sich auf den Alpen begegnen und fast über den Haufen rennen; auch eine mysteriöse Skizze, zu der man aber leicht den Schlüssel findet. Die Zeichnung stellt Nichts dar als eine verschlossene Thüre, davor ein Paar Stiefel. Nun könnte zwar der Hausknecht geputzte Stiefel vor die Thüre irgend eines Herrn gestellt haben. Aber — und das ist der Triumph der Kunst — die Stiefel stellen nicht den Gegensatz strahlender Sauberkeit zu trüber Beschmutzung, sondern jenen fühllosen Leders zu fühlenden Herzen dar. Neben diesen ergötzlichen Erin-

nerungen aus alten Tagen befindet sich auch aus nachpaulskirchlicher Zeit der Aergererguß irgend einer schwülen Wolke, in welche der schrankenlose Reichsregent wahrscheinlich bei irgend einer Gelegenheit als schonungslose Naturerscheinung hineingefahren ist, was, wenn ich nicht irre, als Mangel an Bildung ausgelegt wird. Reinigende Gewitter bemühen sich eben nicht, gebildet zu erscheinen, geistige eben so wenig als physische. Das schöne blaue Firmament fällt deshalb doch nicht ein. — Den Unter- und Oberaargletscher, aus welchen die Aare, einige Stunden westwärts vom Hospiz, hervorströmt, ließen wir nun links liegen, und folgten dem Laufe des Flusses bergabwärts bis zu dem berühmten Aarefalle, dessen Tosen man schon von Ferne vernimmt. Ich hatte den Rheinfall bei Schaffhausen damals noch nicht gesehen und die Handeck erschien mir als der schönste aller Wasserfälle. Selbst nachdem ich den Rheinfall gesehen, lebte der Eindruck der Handeck lebendig in mir fort. Die Wassermasse ist freilich nicht so gewaltig wie die des Rheines; dagegen fällt sie aus mehr als dreifacher Höhe. Sie ist nicht so hoch als der Staubbach; aber der letztere ist eben nur ein Bach. Sie ist nicht so mannichfaltig als die Fälle des Reichenbachs und Gießbachs, dagegen einheitlicher, gewaltiger. Zwischen 10 und 1 Uhr pflegt die Sonne in dem emporwirbelnden Wasserstaube ein glänzendes Spiegelbild zu bilden. Daran reiht sich folgende Sage, die ich in der Gedichtsammlung des Berners Wälty gelesen habe. Ich gebe sie nach dem bloßen Gedächtnisse.

Im Gebirg hauste mit dem Vieh ein Senne. Der hatte arg Sehnsucht nach seiner Maid unten im Thale. Eines Sonntags früh machte er sich auf, hinabzusteigen. Als er munteren Schrittes am Aarefall vorbeikam, hielt er plötzlich inne; denn siehe! oben ganz nahe am Abgrunde blühte die schönste der Alpenrosen. Halt! dachte er, die pflück' ich meinem herzliebsten Schatz zum Wahrzeichen meiner Liebe. Gesagt, gethan! Flinken Muthes schwang er sich zur Stelle, aber er that einen falschen Tritt und stürzte in den schwindelnden Abgrund. — Die Maid im Thale aber sehnte sich arg nach ihrem Sennen auf der Alp.

von kal
häuft
Grim
Bei
Fa'
be
ſ

Einen Tages, als ſie es vor Herzeleid nicht mehr aushalten konnte, wandte ſie ihren Schritt nach dem Gebirge. Als ſie an den Waterfall kam, da lächelte ihr das Bild des Sennen aus dem durchſichtigen Waſſerſchleier liebend entgegen. Von unwiderſtehlicher Sehnſucht ergriffen breitete ſie ihre Arme dem Theuren entgegen und verſchwand in dem brauſenden Strudel. — Der Wanderer aber, der um die Mittagszeit an der Handeck vorübergeht, kann noch heute die beiden Liebenden, wie ſie ſich umſchlungen halten, treu darin abgeſpiegelt ſehen.

Von der Handeck eilten wir ohne Aufenthalt durch das Oberhaslithal, über Meyringen und den reizenden Brienzerſee nach Bönigen, wo bereits Carl Mayer mit Frau und Kindern, Oncle Röbinger mit Tante Adelheid, und ein Freund Mayer's, Carl Deffner, Fabrikant aus Eßlingen, eingetroffen waren. Von dieſer Geſellſchaft machten die Reiſe an den Monte-Roſa nur Mayer und Deffner mit. Vorderhand blieben wir aber Alle noch mehrere Tage zuſammen in Bönigen, da Vogt noch mit der Ueberwachung der Holzſchnitte zu ſeinen zoologiſchen Briefen beſchäftigt war, und uns erſt über einige Tage Rendez-vous in Frutigen im Kanderthale gegeben hatte, wo auch Reinſtein ſich einſtellen ſollte. Dieſe Paar Ruhetage thaten uns nach einer meiſt zu Fuße zurückgelegten Reiſe von faſt einem Monate ſehr gut. Diesmal wohnten wir Alle zuſammen in der Penſion Schumacher, in welcher auch die freundlichen Geſtalten von Aenneli und Marianneli wieder emſig ab- und zugingen. Es iſt ein köſtlicher Aufenthalt. Man genießt einer guten, durch die Nähe der Gletſcher ſtets gereinigten und gekühlten Luft. Rings prächtige Berge voll dunkler Waldung, aus welcher hellgrüne Alpen mit freundlichen Sennhütten hervorblicken; der nixengrünliche See, bei Bönigen durch die mit 8—10 Grad einſtrömende Lutſchine ſtets zu ſtärkendem Bade geeignet, beſonders des Abends, wenn der während der Tageshitze geſchmolzene Schnee in reicheren Strömungen anlangt; die herrlichen Morgen- und Abendbeleuchtungen voll Kraft und Milde, und — nicht zu vergeſſen! — die Böniger Ziegenheerde, des Morgens

mit hellem Klingklang flink ausziehend, des Abends mit vollem Euter ſtiller heimläutend; — in dieſer Natur nun auch noch die gemüthlichen Schwaben, von denen wir Einzelne ſeit der Sprengung des Parlamentes nicht wiedergeſehen hatten; — kurz Alles war zu ſchönem Ausruhen angethan. Die Penſion Schumacher iſt dicht am kühlen Ufer des See's gelegen, in welchen an einer Stelle eine bequeme Badeanſtalt hineinragt, während an einer anderen leichte Schifflein zu Spazierfahrten bereit liegen. In dieſen ertheilte mir Marianneli Unterricht im Steuern. Das Haus hat auf der Vorder- und Rückſeite überdachte offene Hallen, welche von wilden Reben reich umrankt ſind; vorne einen geräumigen Einfahrtshof, im übrigen Umkreis Garten und Wieſe mit Lauben, Blumenbeeten und Grasplätzen; und über das Ganze ſtreuen große würzige Nußbäume labenden Schatten. Gegenüber tritt aus Fruchtbäumen dunkel die Ruine der alten Burg Ringenberg hervor, daneben die weiße Kirche des gleichnamigen Ortes. Sodann ſchweift des Auge am rechten Ufer des See's zu Füßen des ſteilen, vielzackigen Brienzer Grates, aus dem ſich vorzüglich die phrygiſche Mütze des Augſtmatthorns hervorhebt, aufwärts bis Brienz. Gegenüber, dicht in unſerem Rücken, befindet ſich ein anderer Gebirgszug, an deſſen Abhang hinauf man direct von Bönigen aus, in 4- bis 5ſtündiger ſehr ſteiler und beſchwerlicher Steigung, das Faulhorn erreichen kann. Abwärts in das „Bödeli“ hinein zieht ſich unter ſchattigen Obſtbäumen zwiſchen Kartoffel- und Hanffeldern das trauliche Dorf. Weiterhin thun ſich die gelben Kornfelder des „Bödeli“ auf, aus denen ſich die Orte „Matten“ und „Interlaken“ mit ihren prächtigen Baumgärten und Allee'n hervorheben; ſodann ſchließen die kräftige Pyramide des Nieſen und der Kegel des Stockhorns würdig die Ausſicht.

Man ſieht, wir zwei Preußen, Loewe und ich, befanden uns dem eigentlichen Deutſchland gegenüber in entſchiedener Minorität. Man hat wirklich nicht unrecht gehabt, das außerpreußiſche und außeröſtreichiſche Deutſchland das eigentliche Deutſchland zu nennen. Das eigentliche Deutſchland iſt ſo harm-

Eines Tages, als sie es vor Herzeleid nicht mehr aushalten konnte, wandte sie ihren Schritt nach dem Gebirge. Als sie an den Aarefall kam, da lächelte ihr das Bild des Sennen aus dem durchsichtigen Wasserschleier liebend entgegen. Von unwiderstehlicher Sehnsucht ergriffen breitete sie ihre Arme dem Theuren entgegen und verschwand in dem brausenden Strudel. — Der Wanderer aber, der um die Mittagszeit an der Handeck vorübergeht, kann noch heute die beiden Liebenden, wie sie sich umschlungen halten, treu darin abgespiegelt sehen.

Von der Handeck eilten wir ohne Aufenthalt durch das Oberhaslithal, über Meyringen und den reizenden Brienzersee nach Bönigen, wo bereits Carl Mayer mit Frau und Kindern, Oncle Rödinger mit Tante Adelheid, und ein Freund Mayer's, Carl Deffner, Fabrikant aus Eßlingen, eingetroffen waren. Von dieser Gesellschaft machten die Reise an den Monte-Rosa nur Mayer und Deffner mit. Vorderhand blieben wir aber Alle noch mehrere Tage zusammen in Bönigen, da Vogt noch mit der Ueberwachung der Holzschnitte zu seinen zoologischen Briefen beschäftigt war, und uns erst über einige Tage Rendez-vous in Frutigen im Kanderthale gegeben hatte, wo auch Reinstein sich einstellen sollte. Diese Paar Ruhetage thaten uns nach einer meist zu Fuße zurückgelegten Reise von fast einem Monate sehr gut. Diesmal wohnten wir Alle zusammen in der Pension Schumacher, in welcher auch die freundlichen Gestalten von Aenneli und Marianneli wieder emsig ab- und zugingen. Es ist ein köstlicher Aufenthalt. Man genießt einer guten, durch die Nähe der Gletscher stets gereinigten und gekühlten Luft. Rings prächtige Berge voll dunkler Waldung, aus welcher hellgrüne Alpen mit freundlichen Sennhütten hervorblicken; der nixengrünliche See, bei Bönigen durch die mit 8—10 Grad einströmende Lutschine stets zu stärkendem Bade geeignet, besonders des Abends, wenn der während der Tageshitze geschmolzene Schnee in reicheren Strömungen anlangt; die herrlichen Morgen- und Abendbeleuchtungen voll Kraft und Milde, und — nicht zu vergessen! — die Böniger Ziegenheerde, des Morgens

mit hellem Klingklang flink ausziehend, des Abends mit vollem Euter ſtiller heimläutend; — in dieſer Natur nun auch noch die gemüthlichen Schwaben, von denen wir Einzelne ſeit der Sprengung des Parlamentes nicht wiedergeſehen hatten; — kurz Alles war zu ſchönem Ausruhen angethan. Die Penſion Schumacher iſt dicht am kühlen Ufer des See's gelegen, in welchen an einer Stelle eine bequeme Badeanſtalt hineinragt, während an einer anderen leichte Schifflein zu Spazierfahrten bereit liegen. In dieſen ertheilte mir Marianneli Unterricht im Steuern. Das Haus hat auf der Vorder- und Rückſeite überdachte offene Hallen, welche von wilden Reben reich umrankt ſind; vorne einen geräumigen Einfahrtshof, im übrigen Umkreis Garten und Wieſe mit Lauben, Blumenbeeten und Grasplätzen; und über das Ganze ſtreuen große würzige Nußbäume labenden Schatten. Gegenüber tritt aus Fruchtbäumen dunkel die Ruine der alten Burg Ringenberg hervor, daneben die weiße Kirche des gleichnamigen Ortes. Sodann ſchweift des Auge am rechten Ufer des See's zu Füßen des ſteilen, vielzackigen Brienzer Grates, aus dem ſich vorzüglich die phrygiſche Mütze des Augſtmatthorns hervorhebt, aufwärts bis Brienz. Gegenüber, dicht in unſerem Rücken, befindet ſich ein anderer Gebirgszug, an deſſen Abhang hinauf man direct von Bönigen aus, in 4- bis 5ſtündiger ſehr ſteiler und beſchwerlicher Steigung, das Faulhorn erreichen kann. Abwärts in das „Bödeli“ hinein zieht ſich unter ſchattigen Obſtbäumen zwiſchen Kartoffel- und Hanffeldern das trauliche Dorf. Weiterhin thun ſich die gelben Kornfelder des „Bödeli“ auf, aus denen ſich die Orte „Matten“ und „Interlaken“ mit ihren prächtigen Baumgärten und Allee'n hervorheben; ſodann ſchließen die kräftige Pyramide des Nieſen und der Kegel des Stockhorns würdig die Ausſicht.

Man ſieht, wir zwei Preußen, Loewe und ich, befanden uns dem eigentlichen Deutſchland gegenüber in entſchiedener Minorität. Man hat wirklich nicht unrecht gehabt, das außerpreußiſche und außeröſtreichiſche Deutſchland das eigentliche Deutſchland zu nennen. Das eigentliche Deutſchland iſt ſo harm-

und absichtslos, es erhebt so gar keinen Anspruch darauf, Dich zu regieren. Loewe und ich haben aber beide mehr Bedürfniß der Freiheit als des Regiertwerdens, und wir entbehrten mit wahrem Wohlgefühl jenen hegemonistischen Gegensatz, der sich bisweilen selbst zwischen preußischen und östreichischen Demokraten geltend macht. Völlig verdrießlich wird aber die Sache, wenn auch noch gar ein wichtiger Dritter mit friedensstiftenden Bierbacken sich zur Trias meldet. Außerdem gestehe ich, daß, während der deutschen Bewegung, von allen deutschen Volksstämmen grade die Schwaben am Meisten mein Herz gewonnen haben, nicht weil sie uns aus Stuttgart hinausgeschmissen haben. Ich spreche hier nicht von der Politik, und will nur Soviel hinzufügen, daß wir in Frankfurt, nachdem der Septemberaufstand die dortigen Volkskräfte erschöpft und preußisches und östreichisches Militair sich rings festgesetzt hatte, bei gleicher Handlungsweise wahrscheinlich zu härterem Falle gekommen wären als in Stuttgart. Ich spreche vielmehr von dem geselligen Leben. Die Schwaben sind durchgängig naiver als wir. Das Leben vermindert eben so gut ihre Naivität als die unsere. Wer büßte nicht durch das Leben einen Theil seiner Naivität ein? Die Naivität läßt sich nicht absichtsvoll festhalten. Der klarste Gebirgsquell verläuft sich im Sande oder wird zum Sumpfe, wenn er nicht über Stock und Stein, sich trübend und wieder läuternd, klingend hinabbraust, hinab in's Thal, wo an seinen Ufern bewußte Menschen wohnen und Wein und Korn bauen. Aber die Schwaben behalten mehr Naivität übrig als wir, weil sie von Hause aus mehr haben. Nun aber ist die Naivität der natürliche Quell alles Lebens, alles Andere bloß äußeres Ergebniß des Schöpfens aus demselben. Je unerschöpflicher der ursprüngliche Quell, um so grüner und lebensvoller werden die über ihm schwebenden Gestaltungen bleiben. Je mehr dagegen der ursprüngliche Quell durch Abstraction erschöpft worden, um so starrer und trockener wird der Mensch. Hiermit hängt es zusammen, daß man unter den Schwaben häufig reiches Leben unter den anspruchslosesten Formen findet. Dies ist eine überaus

wohlthuende Erscheinung, eben so wohlthuend, als die andere unerquicklich ist, unter dürrer Form und viel Ansprüchen — man will für seine Anstrengung belohnt sein — vom Rauschen des ursprünglichen Lebensquells Wenig zu vernehmen. Auch die schwäbische Gemüthlichkeit in Sprache und Umgang hängt mit diesen Umständen zusammen. Gemüth ist ja Naivität, angestrengte Abstraction führt leicht zu ungemüthlicher Schärfe. An der Kraft der Abstraction und Berechnung fehlt es den Schwaben auch nicht, und Das nennt man dann: „Sie haben's dick hinter den Ohren.“ Aber das Naive ist meist vorherrschend. Die gleiche Erscheinung, wie bei den Männern, zeigt sich noch stärker bei den schwäbischen Frauen und Mädchen. Da ist Nichts von jenem gespannten Wesen, von jener schneidenden, schrillenden Lautheit, mit der sich oft eine widernatürliche Süße vermählt; — Nichts von weiblichen Gardelieutenants; dagegen um so mehr anspruchsloses, absichtsloses Wesen, geschwellte Natürlichkeit, behagliches Unbekümmertsein und still keimender Mutterwitz. Man sagt Nichts, wenn Einem grade Nichts einfällt und fühlt sich auch dazu gar nicht verpflichtet. — Will man gerecht sein, so muß man freilich den besseren Schwaben nicht die Carricatur des Nordens, sondern dessen schönes Erzeugniß entgegenstellen, den klar in sich selbst wurzelnden Menschen, der durch die Erringung eines harmonischen Bewußtseins seine Wärme nicht eingebüßt und seine Kraft vermehrt hat.

Nach einigen recht vergnügt zusammen verlebten Tagen nahmen Mayer, Deffner, Loewe und ich von dem gemüthlichen Kreise in Bönigen Abschied und zogen am lachenden Südrande des Thuner See's über die Höhe bei Aeschi in's Kanderthal und dieses aufwärts bis zu dem Marktflecken Frutigen, welcher seinen Namen der Fruchtbarkeit des Thales verdankt, in dem er liegt. Schon von Ferne erblickten wir Vogt auf dem Balkone eines Gasthofes mit Zeichnen beschäftigt. Auch Reinstein hatte sich eingestellt. In das fruchtbare Frutigenthal schauen vom nördlichen Ufer des Thuner See's her die zackigen Ralligstöcke unwirsch herüber. Südlich theilt sich das Thal.

Rechts öffnet sich der freundliche »Adelboden«, aus welchem die »Engstlichen« hervorfließt, um sich bei Frutigen in die Kander zu ergießen, welche mehr linker Hand von der Gemmi her durch den Kandergrund geströmt kömmt. Dieser letztere war unser Weg. Durch diesen in wiederholten Windungen sich mehr und mehr verengenden Kandergrund strebten wir der großen Alpenkette zu, welche sich, unter dem Namen der Berner Alpen, in südwestlicher Richtung vom Gotthard nach dem Genfer See hinabzieht und die südliche Gränze des Cantons Bern gegen den Canton Wallis bildet. Es ist ein prächtiges, schattenreiches Thal, dieser Kandergrund. Auf dem ganzen Wege bis zur Gemmi hat man einen herzstärkenden Blick auf die Berner Alpen. Jungfrau, Mönch, Eiger, überhaupt der ganze Zug von der Blümli's-alp bis zum Gotthard bleiben linker Hand, verdeckt durch näheres Vorgebirg, liegen. Dagegen hat man fortwährend schöne Blicke auf die vielgestaltigen Schneemassen von der Blümli'salp bis zum Balmhorn, welcher, je nachdem der Weg sich mehr rechts oder links wendet, bald auf die Blümli'salp, bald auf das Freund- und Doldenhorn, bald auf die Altels und das Balmhorn, oder auch auf mehrere zugleich fällt. Zu besonderem Verweilen aber ladet eine Stelle kurz vor dem Orte Kandergrund ein. Auf der Thalsohle hellgrüne Matten, etwas höher hinauf von dunkelgrünen Tannen bekränzt; dann zu beiden Seiten röthlicher Fels, und im Rahmen davon hochragend das nordwestwärts gewendete Schneedreieck der Altels, eine ungeheuere Schneefläche, deren blendende Weiße vom Scheitel bis zur Grundlinie auch nicht durch ein schwarzes Pünktchen unterbrochen wird. Dieses Schneedreieck der Altels, in der Hut schroffer Abstürze und umflossen vom blauen Aether, gewährt ein Bild der Unberührtheit und Keuschheit, wie ich mich nicht entsinne, es irgendwo erquickender genossen zu haben. Am Schlusse des Thales, am nördlichen Fuße des Gemmipasses, in wilder Umgebung liegt Kandersteg zwischen üppigen Kartoffelfeldern und Matten, auf denen schon würzige Heuschober aufgethürmt waren. Rings rauscht es von Wassern. Vor Dir braust die wilde Kander zor-

nig aus dem beengenden Felsgeklüfte des Gasternthales hervor. Links, von Osten her, schlängelt sich die Oeschine silbern in's Thal hinab, rechter Hand kommt über Stock und Stein in zahlreichen Strudeln der Ahlenbach daher gestürzt, und beiderseits bilden kleinere Nebenwasser lebendige Wasserfälle. — Von Kandersteg aus machten wir einen kleinen Abstecher an den Oeschinensee, links aufwärts durch das 1¼ Stunden lange Oeschinenthal. Der See versteckt sich spröde, bis man unmittelbar an ihn herangetreten ist. Dann thut er sich plötzlich auf, rings von ungeheueren Gebirgen eng eingeschlossen, welche nur an dessen nördlicher Seite etwas Raum für wilde Romantik mit Tannen und Graswuchs lassen, während die Südseite unmittelbar von den vergletscherten Abstürzen der Blümli'salp, des Freundhorns und Doldenhorns gebildet wird, die mit ihren gewaltigen Schneehäuptern noch an 7000 Fuß über den See emporragen. Die Sonne schien aber recht warm in dies merkwürdige Becken und wir verbrachten daselbst einen ganzen Tag. Die Einen lagen unter Tannen und ließen mühelos das großartige Bild auf ihren Seelengrund fallen, die Anderen zeichneten Skizzen in ihre Tagebücher, und ein Maler aus Zürich, Namens Ulrich, den wir unterwegs getroffen hatten, legte gleich mit Pinsel und Palette eine Auffassung in Oel an. Dieselbe erschien uns gelungen und wird nun bereits einen würdigen Platz in der Sammlung von Schweizeransichten eingenommen haben, welche er demnächst herauszugeben beabsichtigte. Er zeigte uns mehrere bereits vollendete Aufnahmen, welche künstlerische Auffassung mit Treue verbanden, eine Verbindung, die trotz der vielfachen Sammlungen von Schweizeransichten leider so selten ist. Man läßt dem Künstler gern alle mögliche Freiheit in Nebendingen. Aber man will seine Berge, Thäler und Gründe doch ihrem Hauptcharakter nach wieder erkennen. Sie sind schön genug; wir brauchen keine schöneren. — Zum Schlusse nahmen wir auch in diesem an 5000 Fuß ü. d. M. gelegenen und unmittelbar von vier Gletschern gespeisten Oeschinensee ein Bad. Das nenn' ich mir eine Badewanne, deren Wände von Gletschern gebildet werden. Doch hatte

die Kraft der Sonne die oberen Wasserschichten der Art erwärmt, daß die Temperatur, so lange man schwimmend in horizontaler Richtung verblieb, ganz erträglich erschien. Richtete man sich aber auf, so wurde man von der eisigen Kälte der unteren Wasserschichten dermaßen durchschauert, daß man meinte, das Blut sollte Einem in den Adern gefrieren. Das stärkt!

An der Gemmi scheint das Kanderthal geschlossen. Aber alsbald entdeckt man, daß der bisherige Weg sich als Saumpfad in vielen Biegungen in die Höhe fortsetzt, wo dann der Paß 6948 Fuß über dem Meere zwischen Altels, Balmhorn und Rinderhorn einerseits und Wildstrubel andererseits hindurchführt; erst durch eine öde Steinwildniß, in welcher gleichwohl Alpenrosen emporsprossen, flammendroth wie der Geist der Liebe in der Wüste; dann ¼ Stunde vor der Paßhöhe, an dem vom Lämmerngletscher gespeisten Daubensee vorbei. An dessen Ufern lag noch Schnee; dafür fanden wir aber dort auch wieder die reizendsten Alpenblümchen, welche, nach der langen Steinwüste, durch die Energie ihrer schneegetränkten Farben das Auge erquickten, wie den Gaumen ein Trunk frischen Wassers. Neben Vergißmeinnicht standen Gentianen, zwischendurch allerlei Blümchen von weißer, rother und gelber Farbe; vor Allen aber machten sich große Jelängerjelieber von dunkelsammtnem Violett mit goldenem Sterne bemerklich, welche Einen verständnißinnig ansahen wie Menschengesichter. Noch eine Viertelstunde und wir standen vor dem haarsträubenden Absturze der Gemmi. Er ist vollständig senkrecht, so daß Du noch gar nicht begreifst, wie Du da hinabkommen wirst. In schwindelnder Tiefe unter sich sieht man Bad Leuk. Drüber weg erfaßt der Blick einen Theil des Rhonethals und weiterhin südlich thut sich ein Schauspiel auf, welches an Massenhaftigkeit Alles übertrifft, was ich bisher gesehen hatte. Es ist dies die Poeninische Alpenkette, welche den Canton Wallis von Piemont trennt. Rechts erheben sich die schneereichen Gipfel der Dent blanche. Dann folgt nach Links die nackte, thurmartig abgestumpfte Pyramide des Matterhorns; weiter Links, etwas vor, das gewaltige Weishorn und dann auf der äußersten Linken der

vielgipfelige Schneerücken der „Mischabeln“ aus dem Saaser Grate. Den Monte Rosa selbst sieht man von hier aus nicht; er wird durch das Weishorn und die Mischabeln gedeckt. Aber schon das bloße Matterhorn (13,850 Fuß ü. d. M.) ist höher als das Finsteraarhorn, die höchste Spitze der Berner Alpen (13,280). Ueberhaupt: Gewaltiger als die Berner Alpen erschienen mir die Poeninischen Hochgebirgsmassen; daß sie charaktervoller, schöner seien, als die Berner Alpen, von Bern aus gesehen, könnte ich nicht sagen. Ob sie schöner als diese letzteren sind, wenn man ihnen näher auf die riesigen Schneeleiber schaut, muß sich noch erst zeigen. Der vor uns liegende Absturz der Gemmi bis zu den Leuker Bädern beträgt über 1600 Fuß; Bad Leuk selbst mag noch über 5000 Fuß über dem Meere liegen. Der Abgrund ist so steil, daß ein Senkblei die Felswand kaum berühren würde. An deren Klippen ist in sinnreichen und zweckmäßigen Windungen eine höchst merkwürdige Alpenstraße von einer Wegelänge von 6095 und einer Breite von 3 bis 5 Fuß eingehauen. Einige Mal ragt die obere Windung selbst über die darunter befindliche hervor. An den steilsten Stellen sind Brustwehren angebracht, so daß keine Gefahr vorhanden ist. Kranke, die von Norden her das Leuker Bad besuchen und nicht einen mehr als 50 Stunden weiten Umweg über Freiburg, Vevey und Martigny machen wollen, werden in einer Sänfte die Gemmi hinabgetragen, nicht selten mit verbundenen Augen, um den Einwirkungen des Schwindels vorzubeugen. Oben begreift man nicht, wie man da hinabkommen wird; Unten sieht man nicht ein, wie es möglich sein wird, hinaufzukommen. So entziehen sich die zwischen den Klippen eingehauenen Wegewindungen dem Ueberblicke. Aus einem Gletscher in der Nähe der Bäder strömt die Dala hervor, um nach etwa dreistündigem Laufe sich in die Rhone zu ergießen. Ich habe denselben Weg später noch einmal in umgekehrter Richtung, vom Rhonethale her durch das Dalathal zur Gemmi aufsteigend, gemacht und die Wunder dieser Gebirgswelt im Aufsteigen noch überraschender gefunden, als im Absteigen. Das Dalathal übertrifft an Großartigkeit die Taminaschlucht von

Ragaz nach Pfäffers, kommt jedoch an die Via mala nicht hinan. Zwiſchen ſteilen Gebirgsgraten, welche oft ſehr nahe aneinandertreten, oft aber auch den ſchönſten Matten Raum gewähren, gelangt man aufwärts die Dala, welche tief unten ſchäumend der Rhone zubrauſt, zunächſt bis zu einer Brücke, welche in zwei ſchlanken Bogen keck von Felswand zu Felswand hinüberſpringt, ſo hoch über der Dala, daß ich mäßig raſch hintereinander 10 zählte, ehe ein hinabgeſchleuderter kleiner Stein im Waſſer erklang. Dieſe Brücke mag an Höhe den Rheinbrücken in der Via mala nicht um Vieles nachſtehen. Kurz vor derſelben, im Aufſteigen, hat man ein herrliches Schauſpiel vor ſich. Im tiefen Abgrund die ſchäumende Dala; hoch oben drüber, die ſchroffen Uferwände verbindend, die kühngeſchwungene Brücke; noch höher aufwärts hellgrüne Matten mit den vor Alter braunen Holzhäuschen des Dorfes Inden; und dann das Ganze amphitheatraliſch ſchließend und beherrſchend das ſchwindelndjähe Gebirg, welches ſeine ſchneeigen Gipfel im blauen Aether badet. — Die Leuker Bäder liegen in einem durch die Gemmi und ihre Nebenausläufer gebildeten Bergkeſſel, der nur gegen Süden, wo die Dala ſich durchwindet, einen Ausgang zeigt. Im Juli und Auguſt finden ſich zahlreiche Badegäſte ein, meiſt Schweizer und Franzoſen. Die Quellen, etwa 22 an der Zahl, 27—40 Grad Reaumür heiß, entſpringen in und bei dem Dorfe. Die ſtärkſte und heißeſte iſt die Lorenzquelle. Man bedient ſich dieſer Bäder, glaube ich, hauptſächlich gegen Wunden und Hautkrankheiten. Ueberraſchend iſt die Art ihrer Anwendung. Zwei Eingänge, mit beſonderen Aus- und Ankleidezimmern in Verbindung ſtehend, führen in die aus verſchiedenen Abtheilungen beſtehenden Bäder, zwiſchen welchen Galerieen angebracht ſind, zu welchen Jedermann Zutritt hat. Da ſitzen denn die Leute, mit Bademänteln und Halskragen bekleidet, ſich gemeinſchaftlich unterhaltend, im Bade. Auf dem Waſſer ſchwimmen kleine Tiſche mit Kaffeetaſſen, Tabaksdoſen, Zeitungen, Büchern und anderem Zeitvertreib. Die Wirkſamkeit der Bäder wird nämlich durch eine fortlaufende Steigerung ihrer Dauer von einer halben Stunde bis zu 5

Stunden Vormittags und 3 Stunden Nachmittags bedingt. Bei solcher Länge könnte man in einsamem Bade zu einem unerwünschten Grade pensylvanischer Tugend gelangen. Doch sind für höhere Preise jetzt auch besondere Stuben zu haben.

Bei meinem zweiten Besuche machte ich auch von den Bädern aus einen Abstecher nach den sogenannten „Leitern". Im Verfolg der Kurpromenade gelangt man auf dem linken Ufer der Dala, etwa eine halbe Stunde flußabwärts, zu einer schroffen Felswand, an welcher acht hölzerne Leitern in meist ganz senkrechter Richtung angebracht sind, mittelst deren man den schroffsten Stich überwindet, um später in milderer Steigung das Dorf „Albinen" zu erreichen, welches von dieser Seite her nur also zugänglich ist. Das Ersteigen der Leitern ist eine wahrhaft halsbrechende Arbeit, und wer nicht ganz schwindelfrei ist, der lasse die Finger davon. Ein Fehltritt von einer Handbreite, und Du liegst zerschmettert im Abgrund. Vor einigen Jahren, sagte mir der Wirth zum Hotel Brunner in Leuk, sei ein deutscher Student, Namens Wallenstein, der die Leitern ohne Führer besucht habe, wirklich verunglückt. Ich ließ mich dadurch nicht abhalten, ein Gleiches zu thun, muß aber gestehen, daß ich froh war, als das Wagniß vorüber war. Der Weg zu den Leitern führt unter schattigen Tannen und Lerchen hin; rechts und links standen noch Vergißmeinnicht, mit ihren heiterblauen Gesichtchen treuherzig dreinschauend; auf dem jenseitigen Ufer stäubt ein kleiner Staubbach eine schroffe Felswand hinab; — unten ertönte das Brausen der Dala, durch welches gleichwohl vergnügte Buchfinke ihren hellen Sang siegreich hindurchschmetterten. Nach Ersteigung der Leitern erreichte ich alsbald eine hellgrüne Matte zwischen Tannenwald. Kühe grasten umher und in ihr Halsgeglock blies ein sonntäglich gekleideter Bursche — es war ein Sonntag — in schwarzer Sammtjacke und brennendrothem Halstuche auf einer selbstgeschnitzten Weidenflöte eine jener naiven Weisen, welche nur aus der Abwechselung weniger Töne bestehen, aber die wahre Empfindung der Idylle reiner hervorbringen, als alle Pastoralsymphonieen der Welt. Bis Albinen kam ich nicht.

Es war schon spät, und ich wollte doch die Leitern nicht in der Finsterniß hinabsteigen. Ich konnte auf die Aussicht, die man von Albinen aus haben soll, um so eher verzichten, als mich ja der andere Tag wieder auf die Höhe der Gemmi, wenn nicht gar auf das Torrenthorn bringen mußte. Die Besteigung dieses letzteren, welches sich 9000 Fuß ü. d. M. erhebt, von Bad Leuk aus, erfordert zum Mindesten einen vollen Tag. Aber dieser Aussichtspunkt zeichnet sich durch seine günstige Lage zwischen den beiden großen Alpenketten, welche den Canton Wallis einschließen, vor allen anderen aus. Auf dem Rigi bleiben Monterosa und Montblanc durch die Berner Alpen gedeckt. Vom Jura aus, z. B. vom Weißenstein, reiht sich zwar der Montblanc an die Berner Alpen; aber die Monterosa-Partie bleibt durch die letzteren verdeckt, oder es schimmern doch nur ganz winzige Spitzen über dieselben hervor, ganz bedeutungslos für die Schönheit des Panorama's. Vom Monte Salvadore am Luganer See umspannten wir zwar den großen Umkreis von den Graubündener Alpen bis zum Monterosa. Aber dort fehlte der Montblanc. Auf dem Torrenthorn dagegen thut sich eine doppelte Aussicht, einerseits auf die Berner Alpen, andererseits auf die ganze Kette der Poeninischen Alpen vom Monterosa bis zum Montblanc auf. — Als ich das erste Mal mit den Freunden die Gemmi hinabgekommen war, war uns das Wetter zu zweifelhaft erschienen. Diesmal ließ sich's besser an. Nach dem Abendbrod ging ich mit meiner Cigarre vor den Ort, um nach dem Wetter auszuschauen. Während an den erleuchteten Fenstern des Hotel de France tanzende Paare vorbeischwebten und in den Nischen geputzte Herren gegen lauschende Damen sich süßholzraspelnd verneigten, schweifte mein Blick nach dem hell- und reichgestirnten Abendhimmel, an dem sich die dunklen Contouren der Berge mit wunderbarer Schärfe abzeichneten. Der Bergkessel, in dem ich mich befand, schien gänzlich geschlossen und völlig ohne Ausgang. Aber die Sterne funkelten lustig über der Gemmi und dem Torrenthorn, als wollten sie sagen: Für den Kräftigen gibt's überall Ueber- und Ausgang, und der Schwache ist selbst ohne Mauern stets

ein Gefangener. Trotz des verheißenden Abends ward auch diesmal meine Hoffnung zu Waſſer. Der andere Morgen brachte Wolken, ſo daß ich, mir das Torrenthorn zu ſpäterem Genuſſe aufbewahrend, die Gemmi hinanſtieg.

Zwölftes Kapitel.

Blick in's Rhonethal. Rhoneaufwärts nach Visp. Das Vispthal und ſeine Verzweigung. Das Saaſer Vispthal. Der Feegletſcher. Pfarrer Imſeng von Saas. Uebergang über den Allelingletſcher. Felsblöcke am Mattmarkſee. Ein Kolibri. Das Zermatter Vispthal und ſeine Berganſichten. Der Herr Pfarrer in Randa. Unglückskreuze. Vegetation, Waſſerfälle und Schmetterlinge. Beſteigung des Monte-Moro. Verhüllte Schönheit. — Eingeregnet in Zermatt. Der Gornergletſcher und das große Matterhorn. Ueber das Fort- und Rückſchreiten der Gletſcher. Zurück nach Visp. — Ober- und Unterwallis. Die Rhoneniederungen. Die Studer'ſche Karte der ſüdlichen Nebenthäler des Wallis. Der Pont de Trient und die neue Schweiz. Die Piſſevache. Die Brücke bei St. Maurice. Contraſt zwiſchen Wallis und Waadtland. Katholiſches Feuer unter der Aſche in Lutry. Der Genfer See.

Doch diesmal kam ich ja mit den Freunden die Gemmi hinab. Wir ſetzten unſere Wanderung dalaabwärts fort. Von der Höhe, wo der Dalaſchlund ſteil in das Rhonethal ausmündet, hat man eine herrliche Ausſicht rhoneabwärts über den hügeligen Pfynerwald und Sybers bis zu dem maleriſchen Sion mit ſeinen auf zwei abgeſonderten Bergkegeln gelegenen Schlöſſern. Auch jenſeits iſt das Thal ſeiner ganzen Länge nach von hohen Bergen, Ausläufern der Poeniniſchen Alpen, eingeſchloſſen. Rechter Hand von Sion zeigen ſich die Schneegipfel der Diablerets auf der Gränze von Waadtland und Wallis. Unmittelbar zu Deinen Füßen liegt der alte Marktflecken Leuk auf einer Anhöhe mit alten maleriſchen Burgen; nicht zu verwechſeln mit Bad Leuk am Fuße der Gemmi. Der Ueberblick über das Thal iſt wohlthuender als das Verweilen in ſeinen ſumpfigen Niederungen.

Drum raſch hinüber und die Simplonſtraße aufwärts bis Visp, wo ſich ſüdlich der Eingang zu den Monteroſa-Thälern öffnet. Die Straße war noch ſumpfig von neuerlicher Ueberſchwemmung. Visp iſt ein am Ausfluß der Vispach in die Rhone hübſch gelegenes Dorf. Die von den Monteroſagletſchern kommende Vispach führt faſt größere Waſſermaſſen mit ſich, als die Rhone ſelbſt. Ihrem Laufe entgegen bogen wir rechts ein. Auf der zweiſtündigen Strecke von Visp bis Stalden bleibt das Thal ungetheilt. An ſeinen Abhängen wird Wein- und Ackerbau betrieben. Die Reben erfreuen ſich hier und noch weiterhin über Stalden hinaus eines überaus üppigen Wuchſes. In Stalden am Dorfbrunnen ſahen wir einen Rebſtamm von etwa einem Fuß Durchmeſſer. Um ſo ſorgloſer ſind die Leute; die Reben wachſen faſt wild. Man läßt den lieben Herrgott ſorgen, oder wo das nicht ausreicht, halten die Männer, welche gern bei Wein und Karten ſitzen, die Frauen zur Arbeit an. Auf der Diſtelalp fanden wir nur Weiber. Wir waren überraſcht. Im Canton Bern gehen nur die Männer auf die Alp. Das ſei ſo der Brauch hier, antwortete man uns. Das iſt kein galanter Brauch. Der Rückblick aus dem Vispthal nach Norden fällt wiederholt auf einzelne Schneegipfel der Berner Alpen, welche dem Wanderer ihre Südſeite zukehren. Vor Dir von Süden her aus der Tiefe des Vispthales zeigen ſich nach und nach gewaltige Schneeberge. Einmal hob ſich, ſtolz vereinſamt, aus dem Rahmen dunkler Vorberge, welche vor ihm zuſammenſtießen, ein ſo prachtvolles Schneehaupt hervor, daß wir unwillkürlich nach den Karten ſchauten, ob das nicht der Monteroſa ſei. Aber es war nicht der Monteroſa. Dieſen ſieht man nicht, bis man am Ziele der Wanderung angekommen iſt, und dann gehört noch Gunſt des Schickſals dazu. Es war nur das „Stellihorn“, eine Spitze des vielfirnigen Mittelgrates, welcher vom Monteroſa her gen Stalden hin nordwärts ausläuft und die beiden Thäler trennt, in welche ſich das Vispthal bei Stalden ſüdwärts verzweigt. Einzelne Firnen dieſes Mittelgrates, z. B. die Miſchabeln, ſind höher als die höchſte Spitze der Berner Alpen.

Fürwahr! wer sich von solchen Pagen die Schleppe tragen läßt, der muß wohl ein großer Herr sein. Bei Stalden also verzweigt sich das Thal. Rechter Hand kommt vom Gornergletscher, dem Hauptgletscher des Monterosa, an dessen Fuße Zermatt liegt, die Gorner oder Zermatter Visp. Das Thal heißt auch das Nicolaithal von dessen Hauptort St. Nicolas. Linker Hand kommt von Saas im Grund, dem Hauptorte dieses Thales, her die Saaser Visp, um sich bei Stalden mit der Gorner Visp zu vereinigen und von da aus mit ihr, als Vispach, der Rhone zuzuströmen. Am Ende des Saasthales nimmt man den Monterosa in die östliche Flanke, da wo er nach Macugnaga und der piemontesischen Ebene abstürzt. Zu diesem Zwecke bietet sich daselbst der 7750 F. über dem Meere gelegene Montemoro als Paß sowie als Aussichtspunkt. Der Montemoro soll für den Monterosa sein, was die Wengernalp für die Jungfrau ist. Am Ende des Zermatt-Thales steht man vor der ungeheueren Eismasse, welche von dem Monterosa nördlich in's Wallis hinabstarrt. Rechts davon steht die ungeheuere Pyramide des großen Matterhorns. Auch dort führt, zwischen dem großen und kleinen Matterhorn durch, ein Paß nach der piemontesischen Ebene. Er heißt das Matterjoch oder der St. Theodulpaß und ist weit gefährlicher, als der Montemoropaß. Er ist der höchste Alpenübergang in Europa (10,416 F. ü. d. M.); von den letzten Walliser bis zu den ersten piemontesischen Sennhütten findet man auf neunstündiger Strecke keine menschliche Wohnung; der Weg führt 4½ Stunden lang über einen gefährlichen Gletscher voller Eisspalten, die gegen Mittag immer wieder aufthauen; der Uebergang ist überhaupt nur im hohen Sommer rathsam. Während unseres Aufenthaltes in Zermatt unternahmen zwei Engländer den Uebergang. Aber selbst die Führer verirrten sich und die unternehmenden Söhne Albions kehrten gegen Abend, nach tagelangem Umherirren zwischen Gletschern und Schneefeldern, unverrichteter Dinge zurück. Trotz der grünen Schleier, deren sie sich gegen die Wirkungen des Schneeglanzes bedient hatten, waren sie der Art geblendet, daß es lange dauerte, bis sie wieder

das Licht ertragen konnten und zu ihrer gewöhnlichen Sehkraft gelangten. Diesen Uebergang kann man entbehren. Außer den in's Zermattthal abstürzenden Gletschern und dem großen Matterhorn bieten sich nämlich dem Wanderer verschiedene Aussichtspunkte in der nächsten Umgebung Zermatts, darunter hauptsächlich das „Rothhorn", von welchem aus man eine prachtvolle Aussicht nicht nur auf den Monterosa, sondern auf das ganze Panorama der von ihm auslaufenden Alpenkette haben soll. Dieses Rothhorn ist also für die Monterosa-Partie etwa, was das „Faulhorn" für die Berner Alpen ist, und der Montemoro im Saasthal macht das Rothhorn im Zermattthal eben so wenig überflüssig, als die Wengernalp das Faulhorn. — Wir beschlossen daher, nacheinander bis an's Ende beider Thäler vorzudringen, und führten diesen Plan auch wirklich aus. Ueber den Mittelgrat führt zwar ein Paß, welcher die beiden Thäler verbindet; da es aber zweifelhaft war, ob er gerade gangbar sei — die Lauinen sind hier gar häufig —, so durchwanderten wir erst das Saasthal bis zum Montemoro und wieder zurück bis Stalden, und dann das Zermattthal bis Zermatt und gleichmäßig wieder zurück bis Stalden. Es sind zwei tiefeingeschnittene wilde Thäler, besonders aber das Zermattthal. Das Saasthal ist reicher an Gletschern, welche dort meist bis tief in das Thal hinabsteigen. Hinter Saas im Grund, vispaufwärts, rechter Hand erhebt sich über dem Dorfe und Wallfahrtsorte Fee ein finsterer Fichtenwald, welchen sich der noch höhere Monte Fee zum Fußschemel für einen glänzenden Gletscher ersehen hat. Dieser Gletscher nebst den ihn umgebenden Schneefeldern über dem Fichtenwalde, welcher seinerseits den tiefer liegenden Ort Fee bekränzt, bietet wirklich einen feenhaften Anblick. Saas selbst zeigte viele Spuren von Lauinenverwüstungen der letzten Jahre, über den Haufen geworfene, verschobene, halb zerstörte Häuser, die indeß, so weit es möglich war, schon wieder bewohnt wurden. Pfarrer Imfeng, der beste Bergkenner der Gegend, leistete uns in dem von ihm gegründeten Wirthshause zum Monterosa in Saas des Abends freundliche Gesellschaft und begleitete uns des andern

Morgens zum Ort hinaus. Er ist auch ein rüstiger Alpenjäger. Mit seinem dreispitzigen Hut, langem schwarzem Rocke und kurzen Hosen, eine alte Muskete über dem Rücken, schritt er auf schwerbeschlagenen Sohlen munter vor uns her. Nachdem man den Feegletscher rechter Hand hat liegen lassen, kommt man alsbald an den Allelingletscher, den man weder rechts noch links liegen lassen kann; denn er hat sich quer durch die ganze Breite des Thales gelegt. Aus seinen Thoren strömt die Visp hervor. Er muß überstiegen werden. Das thaten wir und gelangten auf dem entgegengesetzten Ende an den kleinen Mattmarksee, an dessen oberem Ende sich ein Paar gewaltige Felsblöcke finden, welche der sich gegenüber zu dem See hinabziehende Schwarzberggletscher hier zurückgelassen hat. Er drang vor 20 bis 25 Jahren allmählig quer durch den See, trug auf seinem Rücken die gedachten Felsblöcke, setzte sie hier aus und zog sich dann wieder zurück. Diese Felsblöcke bestehen aus sogenanntem Blaustein, welcher dem Saasthal eigenthümlich ist. Vogt sagte uns, daß ähnliche Blöcke sich auch in weit größerer Entfernung von hier vorfinden, und zwar an Orten, deren Gebirge aus ganz anderen Steinarten bestehen, woraus auf eine ehemalige Ausdehnung der hiesigen Gletscher bis zum Jura geschlossen wird. Diese großen Naturprozesse wurden Einem hier im Kleinen ganz anschaulich. — Man erinnert sich, daß vor Zeiten St. Preux, oder sagen wir lieber: Jean Jacques Rousseau, ebenfalls in diesen entlegenen Alpenthälern als Verbannter umherirrte, verbannt durch Julie, die Königin seines Herzens, welche gegen dessen verzehrende Leidenschaft Zeit und Raum wirken lassen wollte. Ob wohl Rousseau von diesen Gletschern und ihren Findlingsblöcken gelernt hat, wie man seine Kinder aussetzt? Man lernt allerlei von dieser Natur, besonders wenn man viel mit ihr allein ist; man lernt von ihr sogar sich der Erwachsenen entledigen. Am Ufer des Mattmarksee's bewährte sich Pfarrer Imseng als ein famöser Schütze. Sieh da einen prächtigen Vogel mit hellrothen Flügeln! Der Herr Pfarrer sagte, den nenne man hier den Flühvogel, Vogt ergänzte, es

ſei eine Kolibri-Art, die einzige, die in Europa vorkomme. Wir hätten den Vogel gar gern gehabt. Aber Pfarrer Imſeng hatte mit einer Kugel auf Gemſen geladen. Schießt man auch Kolibri's mit Kugeln? Gleichviel! unſer Schütze ſchleicht dem Vöglein nach, legt auf etwa 100 Schritt an, Paff! und das arme Thierchen iſt getroffen. Der Leib war ganz zerſchmettert, aber die ſchönen rothen Flügel ſteckten wir als Trophäen auf unſere Hüte. Darnach verließ uns Pfarrer Imſeng und ſchlug ſich rechts in's Gebirge des Mittelgrates, auf Gemſen. Wir aber ſetzten unſere Wanderung durch das immer öder werdende Saasthal fort, über die Diſtelalp zum Telliboden, einer kleinen Moosebene, unmittelbar am Moro-Gletſcher, um von hier aus den Monte-Moro zu beſteigen.

Während im Saaſer Vispthal die Gletſcher oft tief in's Thal hinabſteigen, bleiben ſie in dem ſchrofferen Thale der Zermatter Visp meiſt oben in den Schluchten ſtecken. Ordentlich ſehen kann man eigentlich nur den ſteilen Biesgletſcher, welcher gegenüber Randa (etwa zwei Stunden vor Zermatt) vom Weißhorn ausgeht, und den gewaltigen Gornergletſcher bei Zermatt ſelbſt. Dazu bleibt der erſtere noch ziemlich in der Höhe, während der Gornergletſcher völlig in's Thal hinabquillt. Dagegen iſt das Zermatt-Thal reicher an ſchönen Berganſichten als das Saasthal. Linker Hand ragen die vielzerriſſenen Miſchabeln des Mittelgrates; rechts erhebt ſich kurz nach dem Eingang in voller Größe das gewaltige Brunneghorn (11,856 F. ü. d. M.), dann auf derſelben Seite das noch gewaltigere Weißhorn (13,895 F. ü. d. M.); vor ſich hat man, von St. Nicolas an, das kleine Matterhorn und das Breithorn, und kurz vor Zermatt kommt dann das große Matterhorn von fabelhafter Geſtaltung (13,838 F. ü. d. M.). Darüber will ich aber eines ganz eigenthümlichen Rückblicks auf die Berner Alpen nicht vergeſſen, der mich kurz hinter Randa auf einer Erhöhung der Thalſohle überraſchte. Die Natur iſt wirklich unerſchöpflich an Schauſpielen. Ich wandte mich um und ſah einen Ausſchnitt der Berner Alpen, ich glaube es war ein Ausläufer des auf der Südſeite der Jung-

frau in's Wallis abstürzenden Aletschhorns, ich sah also ein Berghaupt der Berner Alpen, welchem sich zwei Bergründe der Thäler, welche wir eben durchwandert hatten, von entgegengesetzten Seiten her als Halbrahmen unterbreiteten, und zwar von Links her eine nacktgraue Felswand, von Rechts her eine grüne Alp, welche hell von der Sonne beleuchtet war. Ich weiß nicht wie ich den eigenthümlich wohlthuenden Eindruck wiedergeben soll, den dies neue Schauspiel auf mich machte. Es gibt seltene Greise, welche neben der ernsten Grundlage reicher Erfahrungen sich eine große Jugendfrische bewahrt haben. So wehte mich der Berg an, der sich einerseits den ernsten Fels, andererseits die grüne Alp zur Grundlage erwählt hatte. Hier war Altersweisheit zugleich und heldenmüthige Jugendkraft, zwei Gegensätze, die leichter in der Phrase als in der That zu verbinden sind. Der liebe Herrgott stellt aber auch Alles mit einer Sicherheit hin, als könnte er gegen die kosmokratischen Gesetze der Harmonie und Schönheit gar nicht sündigen. Können es denn die Herren dieser Erde in ihrem Kreise? Schwach können sie sein, undurchdrungen und ohnmächtig zu harmonischer Schöpfung. Aber die Gesetze der vorhandenen Kräfte, ihrer gegenseitigen Beziehungen und Wechselwirkungen auch nur für ein einzelnes Volk wirklich verletzen oder gar umkehren, nein! Das können sie nicht, Das bilden sie sich nur ein. Hinter Allem lebt und webt schließlich doch die Culturanarchie.

Wer auch keinen Anspruch auf die Tröstungen der katholischen Kirche macht, der wird gleichwohl gestehen, daß die freundlichen katholischen Pfarrer in diesen entlegenen Thälern ein wahrer Trost sind. Dem Pfarrer Imseng im Saasthal schließt sich im Zermatt-Thal der wirthliche Pfarrer von Randa in seiner Weise würdig an. Du darfst bei ihm eintreten und um eine Erquickung vorsprechen. Viel Raum findest Du zwar nicht. Du wirst im Schlafzimmer des Herrn Pfarrers empfangen, welches mit der Küche in unmittelbarer Verbindung steht, und Das ist die Hauptsache. Wenn man sich gut versteht, braucht man ja nicht viel Raum. Der Herr Pfarrer stellt Dir sodann

einen Muskatellerwein vor, wie weit und breit kein besserer wächst, und die Jungfer Köchinn bringt Brod, Butter, Käse, Honig, Eier und was die Küche nur zu leisten vermag. Nach der Rechnung darfst Du den freundlichen Herrn nicht fragen; einfacher Dank und eine entsprechende Vergütung an die Jungfer Köchinn bereinigen die Geschichte.

Außer schöneren Ansichten von Schneeriesen hat man im Zermatt-Thal auch wechselreichere Felspartieen an den hohen, steilschroffen Thalwänden. Zu beiden Seiten blicken mannichfaltige Bergzacken mit scheu zurückgezogenen Gletschern hervor. Durch die eigenthümliche Formation seiner Thalwände scheint das Zermatt-Thal auch noch mehr dem Sturze der Lauinen ausgesetzt als das Saasthal. Das stimmt zur Frömmigkeit. Ich weiß nicht mehr genau, war's im Saas- oder im Zermatt-Thal, aber in einem von beiden lasen wir auf einem großen Kreuze die Warnung: „Nur kein Todtsünd!“ Gar häufig, besonders im Zermatt-Thale, sind die Kreuze, deren Inschriften von stattgehabten Verunglückungen Meldung thun. Gewöhnlich kommt die Meldung aus jener Welt, vom Verunglückten selbst, oft in recht kläglichem Tone. „Lieber Freund!“ beginnt er meist; folgt dann die Erzählung, woher er gekommen, wohin er habe gehen wollen, und wie die böse Lauine seiner Wanderung ein Ziel gesetzt. Sie sind meist gereimt; doch erinnere ich mich keines Reims auf Lauinen; wohl aber klingt mir in den Ohren:

Da kam mir ein Lauinenregen
Vom Berge unversehn's entgegen;

oder:

Da brachte ein Lauinenschwall
An diesem Ort mich ach! zu Fall. —

Schon im ungetheilten Vispthale, ½ Stunde vor Stalden, da wo das Thal sich etwas verengt, befindet sich eine malerische Brückenpartie. Die Zeichner machten dort Halt, und nahmen sich Skizzen. Auch Maler Ulrich hat diese Ansicht der Aufnahme in seine Sammlung würdig erachtet. Die kühnste und schönste Brückenpartie befindet sich aber an einer tief eingeschnittenen Stelle des Zermatt-Thales zwischen Stalden und St.

Nicolas. Der Blick aufwärts zwiſchen ſchroffen Felswänden zum blauen Himmel, der Blick abwärts in den tiefen Schlund mit der brauſenden Visp erinnern an die Via mala. Doch iſt das Thal weder ſo eng noch ſo finſter als die Via mala, die Brücke ſelbſt iſt gebrechlicher, nicht von Stein, ſondern von Holz, und in ihrer nächſten Umgebung ſtehen üppige Linden und breitlaubiger Ahorn. Ueberhaupt haben beide Vispthäler, trotz Oede und Wildniß, doch einen ſüdlicheren Charakter als das Lauterbrunner, das Grindelwaldthal und andere Thäler der inneren Schweiz. Laubholz geht meiſt neben Tannenholz her, der Pflanzenwuchs auf der Thalſohle und an deren nächſten Abhängen iſt üppiger, ja ſelbſt in der Höhe, wo nur irgend Pflanzenerde haftet und die Sonne hinbrennt, wuchern Reben und allerlei Strauchwerk. Dagegen ſind die Waſſerpartieen nicht ſo reich und mannichfaltig als im Berner Oberland. Wohl kommen häufig Wald- und Gletſcherbäche daher gebrauſt und die rings zerſtreuten Felsblöcke bezeugen, daß ſie bei Regen und Hochwaſſer recht wild werden können. Aber durchweg ſind ſie nicht ſo drangvoll wie die Waſſer des Berner Oberlandes, und wo ſie Waſſerfälle bilden, hängen dieſe meiſt an den Felswänden gekräuſelt hinab wie das aufgelöſte Haar der Quellnymphen. Auch den Schmetterlingen ſcheint der Brand dieſer ſüdlichen Alpenſonne beſonders wohl zu thun. Nie habe ich an einem Orte zuſammen ſo viele, ſo ſeltene und ſo ſchöne Schmetterlinge geſehen als in den beiden Vispthälern. Wenn wir des Morgens ausmarſchirten, flatterte es an den ſonnigen Stellen bereits in allen Farben; während Andere im Schatten, noch durchkühlt vom Thaue der Nacht, an würzigen Blumen hingen. Zunächſt fand ich Alles wieder, was ich auch anderwärts geſehen hatte, nur hier weit häufiger: Apollo's, blaue Schillervögel, Eisvögel, Trauermäntel; außerdem noch eine Menge anderer Schillervögel von braunem und grünem Spielglanze. Zu Hunderten, ja zahllos flatterte der ſonſt ſeltene papilio baetuli herum, mit ſeinen flammendrothen Flüglein, auf denen ſich, außer der ſchmalen ſchwarzen Einfaſſung, auch nicht ein Stäubchen von anderer Farbe befindet. Es iſt

die reine Feuergluth. Reizender war Nichts zu ſehen als dieſe Thierchen, wie ſie rings auf dem Thymian ſaßen, ſich an Honig berauſchten und vor Wohlgefühl die Flüglein bewegten wie kleine Erosflammen. Weniger an Eros und mehr an das Serail erinnerten allerlei bombices in türkiſchen Gewändern. Sie trugen die ſchreiendſten Farben, Türkiſchroth, Ockergelb, Grünſchwarz und Weiß, in Linien und Punkten, die Kreuz und die Quer und im Zickzack. Mit ihren trägen gemäſteten Leibern können ſie nicht weit fliegen, ſondern lieben es, wie Paſcha's, der Ruhe zu pflegen. — Auch die Namen der Berge in dieſen Thälern, der Monte-Moro, die Miſchabeln und viele andere erinnern an die Mauren. Dieſelben mögen wohl damals, als ſie an der liguriſchen Küſte ihre »Fraxinets« (Feſtungen) hatten, von denen aus ſie von Zeit zu Zeit plündernd in die Provence und nach Piemont vordrangen, ihre Züge bis in dieſe Thäler ausgedehnt haben.

Aber nun, lieber Leſer, möchteſt Du wohl endlich Etwas von dem Ziele unſerer Wanderung, dem Monte-Roſa und ſeinen Umgebungen wiſſen. Leider kann ich Dir kaum mehr darüber ſagen als ein Reiſe-Handbuch. Auf dem Monte-Moro im Saasthal ſoll die ganze Maſſe des weiß glänzenden Monte-Roſa viele tauſend Fuß aufwärts, das ganze grüne Thal von Macugnaga viele tauſend Fuß abwärts vor Einem liegen. Man ſoll vier Spitzen des Monte-Roſa, darunter die höchſte, ſehen, und ſeine gewaltigen Gletſcherarme ſollen bis tief in das grüne Thal von Macugnaga hinabreichen. Steige man endlich nach Macugnaga hinab, ſo genieße man einer Ausſicht, welche weit großartiger ſei als die von Chamouny auf den Montblanc. Wohl haben wir die Mühe nicht geſcheut, den 7750 Fuß hohen Monte-Moro zu erſteigen, und dieſe Erſteigung iſt ſchwierig genug. Oben angelangt fanden wir aber Alles, Berg und Ebene, von einem Nebelmeere umwogt. Wohl brach hie und da einer der Schneegipfel oder auch ein Stück des weißen Bergleibes hervor, was uns die ſchwindelnde Höhe und den rieſigen Umfang des zweiten der europäiſchen Berge ermeſſen ließ, der zwar um einige

ri Fuß niedriger als der Montblanc, dafür aber bisher erſtiegen iſt, während der Montblanc ſeit den letzten zwanzig Jahren faſt alljährlich erſtiegen wird. Auch ſchimmerte von Zeit zu Zeit aus der Tiefe ein Stück grüner Ebene auf, aber zu einem Geſammteindrucke kam es nicht. Man ſagt wohl, verhüllte Schönheit reize doppelt. Aber die Verhüllung erhöht den Reiz nur für die ſubjective Verlangſamkeit, nicht für den objectiven Schönheitsſinn. Ich werde wohl ſuchen, den Monte-Roſa einmal in unverſchleierter Schönheit zu überraſchen; aber bis dahin ſpielt er in meiner Phantaſie gar keine gefährliche Rolle, während die Jungfrau, welche ich unverſchleiert ſah, darin fort und fort lebt. — Noch ſchlimmer als auf dem Monte-Moro ging es uns in Zermatt. Wir waren dort mehrere Tage vollends eingeregnet, ſo daß an die Beſteigung von Ausſichtspunkten gar nicht zu denken war. Dafür aber bot die Umgebung Zermatts ſchon an und für ſich einige Entſchädigung. Man ſieht hier den unteren Theil des gewaltigen Gornergletſchers, des Hauptgletſchers des Monte-Roſa, welchen die Walliſer deutſcher Zunge auch das Gornerhorn nennen. Wie eine ſilberne Rieſenſchärpe quillt er am Fuße des Berges auf die grüne, fichtenumgebene Thalſohle hinab. Um ihn ganz zu überſehen, müßte man den Riffelberg oder das Riffelhorn beſteigen. — Sodann hat man, rechts vom Gornergletſcher, das große Matterhorn in voller Größe vor ſich. Es hat die Form einer abgeſtumpften Pyramide, nicht annäherungsweiſe, ſondern faſt vollſtändig. Die Baſis erſcheint faſt gewagt ſchmal für ſeine ungeheuere Höhe. Alle Wände ſind ſo abſchüſſig, daß der Schnee in zuſammenhangenden Feldern darauf nicht haften bleibt. Oben iſt es übergebeugt, und zwar wie geknickt, was den Anblick nur noch drohender macht. Es iſt 13,850 Fuß hoch, eine Höhe, welcher gegenüber die berühmten Pyramiden von Ghize bei Memphis, die größten der Welt, als bloße Meilenſteine für Zwerge erſcheinen. Es iſt ein fabelhaft ungeſtaltiger Berg. Daß er ſchön ſei, könnte ich nicht ſagen. Er iſt ein Ungeheuer. Vogt hat das Wagniß unternommen, ihn in Oel zu zeichnen. Er hat ihn

mitten in die Spinatfelder Zermatts gestellt, ja er ließ ihn sogar verschämt erröthen von den Strahlen der untergehenden Sonne. Vergebens! das Matterhorn blieb ein Bergpolyphem und das Vogt'sche Bild wird eines der durchbohrendsten bleiben, die er je gemalt hat. Man sieht das Matterhorn hinlänglich aus der Nähe von Zermatt, auch ohne eine besondere Höhe zu ersteigen. Will man aber ein Weiteres thun, so besteigt man das Hürnli, von wo aus man diesen Berg noch vollständiger übersieht. Das Hürnli ist dem Matterhorn mit einer schiefen Fläche vorgebreitet wie ein Toilettenspiegel, als wenn Mangel an Schönheit das Bedürfniß, sich vom Gegentheil zu überzeugen, stets nur verdoppele. — Die unterbliebene Besteigung dieses „Hürnli“ konnten wir schon verschmerzen, nicht so leicht aber die des unteren Rothhorns, welches ich oben als das Faulhorn des Monte-Rosa bezeichnet habe. Maler Ulrich war oben gewesen und zeigte uns ein dort aufgenommenes Panorama, welches ein Schauspiel von großartigster Pracht ahnen ließ. — Während der Regen an die Fenster schlug, hielt uns Vogt eine Vorlesung über die Gletscher, welcher auch einige Fremde mit Interesse zuhörten. Woher kommt es, daß die Gletscher tief unter den Gefrierpunkt, oft bis in die grünen Matten hinabsteigen können, ohne vor der Macht der Sonne wegzuschmelzen? Die unteren Theile schmelzen auch unaufhörlich weg, erhalten aber stets Nachwuchs von Oben. Daher die Erscheinung, daß ein Gletscher, in welchem man heute Eisgrotten, Gänge und Thürme gesehen, oft eine ganz andere Gestalt darbietet, wenn man ihn nach einigen Jahren wiedersieht. Wie dieser Nachwuchs, überhaupt die Ab- und Zunahme der Gletscher entsteht, darüber sind die Gelehrten nicht ganz einig. Sauſſure erklärte das Rutschen des Gletschers einfach durch mechanischen Druck, den oben angehäufte Schneemassen auf denselben ausüben. Der nachrückende Schnee verwandele sich dann in den Gebirgs-Einsattlungen durch Eindringen von Wasser immer wieder zu Eis, und so ersetze sich von Oben her Dasjenige, was am unteren Gletscherende wegthaue. Nach den merkwürdigen Beobachtungen, welche Agaſſiz, Deſor und

Vogt auf dem unteren Aargletscher gemacht haben, soll dagegen das Wachsen der Gletscher anders zu erklären sein. Das Gletschereis ist blasiger als das Flußeis und hat eine Menge größerer und kleinerer Spalten und Löcher. Dringe Schneewasser oder Regen in diese zahllosen Oeffnungen, so gefriere dasselbe und dränge auf diese Weise den Gletscher auseinander. Die dadurch erfolgende Ausdehnung wirke aber natürlich immer nur nach dem unteren Ende des Gletschers. Vogt wies zur Unterstützung dieser Ansicht auf die steilen Gletscher des Zermatt-Thales hin, welche, wenn der mechanische Druck von Oben eine so große Rolle spiele, längst in das Thal hinab gestürzt sein müßten. Dabei wäre freilich noch festzustellen, ob diese Gletscher nicht wirklich von Zeit zu Zeit theilweise in das Thal hinabstürzen, und ob nicht die oben haftenden Massen der Art in die Schluchten eingebettet sind, daß sie dem Anstoße zu völligem Absturze einen entsprechenden Widerstand entgegen zu setzen vermögen. Doch Dem sei, wie ihm wolle, Soviel ist sicher, daß die Gletscher, wie wir Menschenkinder, dem Fort- und Rückschritte unterworfen sind, dem Rückschritte durch unüberlegtes Schwelgen im Sonnenschein, dem Fortschritte durch innere Arbeit, durch Druck von Oben oder durch Beides zugleich. Rückt der Gletscher vor, so schiebt er alle Felsmassen, die sich an den Seiten abgelöset haben und auf ihn abgerollt sind, eben so Alles, was an seiner Stirne ihm im Wege ist, mit sich fort und bildet Schuttwälle von Geschieben aller Art, „Moränen“ genannt. Die Moräne an der Vorderseite nennt man „Endmoräne“ oder „Stirnwall“, die Moränen an der Seite „Seitenmoränen“ oder „Gandecke“. Zieht sich nachher der Gletscher wieder zurück, so bleiben diese Moränen als mehr oder minder sprechende Zeugen seiner früheren Gegenwart zurück. Eben so die Felsen, welche er auf seinem Rücken trug und die man dann als Findlingsblöcke in oft ganz fremdartiger Umgebung wiederfindet. Aus solchen Erscheinungen hat man denn darauf geschlossen, daß unsere Erde in der Urzeit sowohl von Norden als von Süden her in großartigster Ausdehnung vergletschert gewesen-

Ich sage Urzeit. Nimmt man außerdem als feststehend an, daß unsere Erde früher eine feurige Kugel gewesen, so muß dieser Urzeit wohl noch eine Ururzeit vorausgegangen sein. Aber der Abkühlungsfortschritt der Erde ist ja so außerordentlich gemäßigt vor sich gegangen, daß deren Temperatur seit den historischen Zeiten keine bemerkenswerthe Veränderung mehr erlitten hat. So mag also die innere Hitze der Erde schon längst keinen merklichen Einfluß mehr auf deren Oberfläche ausgeübt haben, wie Das heute der Fall ist, obgleich, könnten wir dem Centrum der Erde entgegenfahren, wir noch heute, nach Zurücklegung von 3 Kilometern, will sagen von etwa ¾ Poststunden, bei der Temperatur des siedenden Wassers anlangen müßten. Da ist also weiter Raum zur Vereinbarung zwischen Vulkanisten und Neptunisten. Dagegen kömmt man mit Vater Adam und Mutter Eva, sowie mit der ganzen biblischen Schöpfungsgeschichte etwas in die Brüche. Aber dagegen haben sich ja schon viele andere Zeugen, selbst menschliche Stimmen aus den egyptischen Königsgräbern erhoben, und Das ist nun einmal unser Loos, daß wir einen guten Theil unseres Lebens darauf verwenden müssen, uns zu der Welt wieder in das natürliche Verhältniß zurück zu versetzen, aus dem man uns von Kindesbeinen an gewaltsam herausgerenkt hat.

In Zermatt befand sich damals nur ein einziges Wirthshaus, gehalten von Herrn Dr. Lauber, d. h. einem Doctor von Selbsternennungsgnaden. Man war nicht schlecht verpflegt. Dafür aber, daß doch der Regen durch den Holzplafond der Schlafstuben tropfte und daß die Verpflegungsgegenstände bloß den Hülfsquellen der nächsten Umgebung entnommen waren, war die Rechnung unverschämt. Er ließ uns die höchsten Sätze der ersten Hôtels bezahlen. Wir waren keine Neulinge in der Schweiz und kannten die Preise unter den verschiedensten Voraussetzungen. Aber darüber herrschte Einstimmigkeit, die Rechnung des Herrn Lauber sei einer Lauine der Habsucht zu vergleichen. Wir ließen daher auch auf dem Rückwege in verschiedenen Fremdenbüchern Inschriften zurück, aus welchen unsere verun-

glückten Louisb'ore den Wanderer kläglich anredeten und vor dem „Lauinenregen“ des Herrn Lauber warnten. Dies sind sich die Reisenden unter einander schuldig. Ein zweites, größeres Wirthshaus sollte, wie man uns sagte, 1852 eröffnet werden. Auch ist es möglich, daß Herr Lauber sich gebessert hat. Ich finde ihn wenigstens in den durchweg gewissenhaften und höchst verdienstlichen Conduitenlisten, welche das Handbuch von Bädeker über die Schweizerhôtels führt, nicht schwarz angestrichen.

Nachdem wir mehrere Tage vergeblich auf helles Wetter gewartet hatten, entschlossen wir uns eines Morgens, da der Regen etwas nachließ, zum Rückmarsch. Kaum waren wir aber zum Dorf hinaus, als das Wetter mit erneutem Ungestüm wieder losbrach. Der Regen fiel in Strömen, zum Donner des Himmels gesellte sich der Donner der Lauinen, die Bergwasser stürzten in wilder Fülle rings von den steilen Höhen und rissen uns Weg und Steg vor den Augen weg. In allen Dörfern waren die Ortsbehörden auf den Beinen und requirirten Leute zur Wiederherstellung der Wege. Aber darauf konnten wir nicht warten. Wir schritten rüstig fort durch Dick und Dünn, über Stock und Stein, wegelos und unter schallendem Regen. Weder das Brausen der Wasser noch der Donner des Himmels und der Lauinen vermochten uns den Humor zu rauben.

Wenn Vogt manchmal inmitten eines geschwollenen Baches auf einem Stein stand und nicht wußte, wie vorwärts noch rückwärts, so bedrängt, daß er nicht an Andere, sondern nur an sich selbst denken konnte, grade dann sang er laut in die Wellen hinein: „Ich zittre nur für Titus!“ worauf Loewe und ich ihm recitative erwiederten: „Schrecklich! doch weiter!“ — So schlugen wir uns wohlgemuth durch bis St. Nicolas, von wo wir am folgenden Tage über Stalden wieder nach Visp und in das Rhonethal zurückkehrten.

Hier trennte sich Reinstein von uns. Er wanderte rhoneaufwärts dem Rhonegletscher zu, um sich auch die weniger besuchten Partieen des Oberwallis anzusehen, während wir rhone-

Ich sage U·
unsere Er·
Urzeit w·
Abkühlu
ßigt v·
Zeite·
So
lich
D
C

[illegible] Dieser Reinstein hat [illegible] durchpilgert als ich, und mit wie [illegible] ganz andere Bergbekanntschaften [illegible] Mayer. Die kennen jedes Horn, [illegible] und nennen sie geläufig bei Namen wie [illegible] Dabei kann Mayer sich in einen schönen Berg [illegible] daß das ganze Selbstgefühl seiner Frau dazu ge- [illegible] um nicht eifersüchtig zu werden.

Die Sprachgränze zwischen dem Ober- und Unterwallis bil- det der Ort Pfyn (ad fines), halbwegs zwischen Leuk und Si- ders. Im Oberwallis spricht man deutsch, im Unterwallis fran- zösisch. Beide sind katholisch. Die deutschen Oberwalliser haben sogar Ansiedlungen bis in das von Südosten her angränzende, durch die Tosafälle berühmte Formazza-Thal vorgeschoben, wo sie die deutsche Zunge auf piemontesischem Boden vertreten. Von diesen Ansiedlungen stammt wohl auch das Dorf Bosco, auch Gurin genannt, her, welches auf der entgegengesetzten Seite des Formazzathals im Canton Tessin liegt, da wo dieser an das Formazzathal angränzt. Bosco ist das einzige deutsche Dorf der italienischen Schweiz. Das Oberwallis soll ein stilles, grünes Alpenthal sein. Rhoneabwärts soll die Gegend einförmig sein bis Niederwald, von da ab reizend, und großartig bei Viesch. Dort befindet sich außer dem von den Viescherhörnern überrag- ten Vieschergletscher auch der gewaltige Aletschgletscher, der größte aller schweizerischen Gletscher.

Das Rhonethal wird in seinem Verlaufe stets sumpfiger. Von den höchsten Bergen Europa's eingeengt reißen bei Unge- wittern die von den Gebirgen stürzenden Gewässer Felsen und Gerölle los und bedecken damit die Ebene. Die Thalsohle ist meist nur eine Stunde breit und zeugt von den gewaltigen Ver- heerungen, welche der Strom bei jedem Hochwasser verursacht. Die Rhoneufer bestehen auf weiter Strecke hin aus Sumpf und Moor, aus denen nur Weiden, Erlen und Schilf, wie in grauen Träumen, emportauchen. Daneben Wiesenwachs und einiger Feldbau. In der Umgebung von Sitten sah ich Getraide-,

Mais- und Kartoffelfelder, an verschiedenen Stellen der Abhänge jedoch vortrefflichen Wein. Häufig findet man auch die Reben mittelst Pfählen und Latten laubenförmig über die Straße gezogen. Der Coquempin und Lamarque, welche in der Nähe von Martigny wachsen, stehen im Rufe vorzüglicher Güte. Sonst ist grade der Thalwinkel bei Martigny nicht zu empfehlen. Noch vor Kurzem fand man dort den Cretinismus in der abschreckendsten Gestalt. Das Uebel schwindet zwar mehr und mehr, seitdem für luftigere Wohnung gesorgt wird; aber die Lage bleibt ungesund. Ich habe später einmal eine Nacht in Martigny zugebracht und werde es ohne Noth nicht wieder thun. Ungesunde Dünste, welche aus den moorigen Umgebungen aufsteigen, beklemmen Einem die Brust, und Millionen giftiger Schnaken bedrohen jede harmlose Blöße, sumpfgeborene, hagere, dünnbeinige, welche wenig schlafen, jede bereit, ihren Dolch in das herrschsüchtige Blut jenes Naturtyrannen zu tauchen, welcher sich den Herrn der Schöpfung nennt. In Sitten (Sion), wo wir übernachteten, trafen wir einen Herrn, welcher uns auf unserer ganzen Reise unsichtbar begleitet hatte, nämlich durch eine Karte, welche er über die südlichen Wallisthäler von Sitten bis Visp herausgegeben hat. Es war Herr Studer aus Bern, welcher fast alle bemerkenswerthe Höhen der Schweiz erstiegen und sich um deren Kenntniß bedeutende Verdienste erworben hat. Noch jetzt unternimmt er alljährig bedeutende Bergreisen, obwohl sein Haar bereits vollständig weiß ist. Darunter schaut aber noch ein recht gesundes, frisches Berggesicht hervor. Die erwähnte Spezialkarte der südlichen Wallisthäler, im Maaßstabe von 1 : 100,000, kann den Besuchern derselben nicht genug empfohlen werden. — Diejenigen unserer Freunde, welche nach Bern zurückzukehren beabsichtigten, hatten zwar davon gesprochen, von Sitten aus über den „Sanetsch“ zu gehen, einen zweiten Paß, welcher aus dem Wallis über die Berner Alpen nach dem Canton Bern führt, etwas mehr westwärts als die Gemmi. Aber das anhaltend schlechte Wetter ließ Dies nicht zu, und so faßten sie den Entschluß, mich und Loewe noch bis nach Vevay zu

abwärts dem Genfer See zustrebten. Dieser Reinstein hat die Schweiz noch ganz anders durchpilgert als ich, und mit wie offenen Augen! Der hat noch ganz andere Bergbekanntschaften angeknüpft als ich. Ebenso Mayer. Die kennen jedes Horn, jede kleine Bergnadel, und nennen sie geläufig bei Namen wie gute Bekannte. Dabei kann Mayer sich in einen schönen Berg so verlieben, daß das ganze Selbstgefühl seiner Frau dazu gehört, um nicht eifersüchtig zu werden.

Die Sprachgränze zwischen dem Ober- und Unterwallis bildet der Ort Pfyn (ad fines), halbwegs zwischen Leuk und Siders. Im Oberwallis spricht man deutsch, im Unterwallis französisch. Beide sind katholisch. Die deutschen Oberwalliser haben sogar Ansiedlungen bis in das von Südosten her angränzende, durch die Tosafälle berühmte Formazza-Thal vorgeschoben, wo sie die deutsche Zunge auf piemontesischem Boden vertreten. Von diesen Ansiedlungen stammt wohl auch das Dorf Bosco, auch Gurin genannt, her, welches auf der entgegengesetzten Seite des Formazzathals im Canton Tessin liegt, da wo dieser an das Formazzathal angränzt. Bosco ist das einzige deutsche Dorf der italienischen Schweiz. Das Oberwallis soll ein stilles, grünes Alpenthal sein. Rhoneabwärts soll die Gegend einförmig sein bis Niederwald, von da ab reizend, und großartig bei Viesch. Dort befindet sich außer dem von den Viescherhörnern überragten Viescherglетscher auch der gewaltige Aletschgletscher, der größte aller schweizerischen Gletscher.

Das Rhonethal wird in seinem Verlaufe stets sumpfiger. Von den höchsten Bergen Europa's eingeengt reißen bei Ungewittern die von den Gebirgen stürzenden Gewässer Felsen und Gerölle los und bedecken damit die Ebene. Die Thalsohle ist meist nur eine Stunde breit und zeugt von den gewaltigen Verheerungen, welche der Strom bei jedem Hochwasser verursacht. Die Rhoneufer bestehen auf weiter Strecke hin aus Sumpf und Moor, aus denen nur Weiden, Erlen und Schilf, wie in grauen Träumen, emportauchen. Daneben Wiesenwachs und einiger Feldbau. In der Umgebung von Sitten sah ich Getraide-,

Mais- und Kartoffelfelder, an verschiedenen Stellen der Abhänge jedoch vortrefflichen Wein. Häufig findet man auch die Reben mittelst Pfählen und Latten laubenförmig über die Straße gezogen. Der Coquempin und Lamarque, welche in der Nähe von Martigny wachsen, stehen im Rufe vorzüglicher Güte. Sonst ist grade der Thalwinkel bei Martigny nicht zu empfehlen. Noch vor Kurzem fand man dort den Cretinismus in der abschreckendsten Gestalt. Das Uebel schwindet zwar mehr und mehr, seitdem für luftigere Wohnung gesorgt wird; aber die Lage bleibt ungesund. Ich habe später einmal eine Nacht in Martigny zugebracht und werde es ohne Noth nicht wieder thun. Ungesunde Dünste, welche aus den moorigen Umgebungen aufsteigen, beklemmen Einem die Brust, und Millionen giftiger Schnaken bedrohen jede harmlose Blöße, sumpfgeborene, hagere, dünnbeinige, welche wenig schlafen, jede bereit, ihren Dolch in das herrschsüchtige Blut jenes Naturtyrannen zu tauchen, welcher sich den Herrn der Schöpfung nennt. In Sitten (Sion), wo wir übernachteten, trafen wir einen Herrn, welcher uns auf unserer ganzen Reise unsichtbar begleitet hatte, nämlich durch eine Karte, welche er über die südlichen Wallisthäler von Sitten bis Visp herausgegeben hat. Es war Herr Studer aus Bern, welcher fast alle bemerkenswerthe Höhen der Schweiz erstiegen und sich um deren Kenntniß bedeutende Verdienste erworben hat. Noch jetzt unternimmt er alljährig bedeutende Bergreisen, obwohl sein Haar bereits vollständig weiß ist. Darunter schaut aber noch ein recht gesundes, frisches Berggesicht hervor. Die erwähnte Spezialkarte der südlichen Wallisthäler, im Maaßstabe von 1 : 100,000, kann den Besuchern derselben nicht genug empfohlen werden. — Diejenigen unserer Freunde, welche nach Bern zurückzukehren beabsichtigten, hatten zwar davon gesprochen, von Sitten aus über den „Sanetsch“ zu gehen, einen zweiten Paß, welcher aus dem Wallis über die Berner Alpen nach dem Canton Bern führt, etwas mehr westwärts als die Gemmi. Aber das anhaltend schlechte Wetter ließ Dies nicht zu, und so faßten sie den Entschluß, mich und Loewe noch bis nach Vevay zu

begleiten, um von dort aus mit der Poſt den Umweg über Bülle zu machen, während Loewe nach Neuſchatel zurückzukehren und ich in Lauſanne neuen Wohnſitz zu wählen beſchloß.

Hat man den rechten Winkel, welchen die Rhone bei Martigny macht, paſſirt, ſo öffnet ſich weiter rhoneabwärts alsbald linker Hand bei Vernayaz die enge, ſteile Felsſchlucht des Trient, eines Bergſtromes, welcher aus dem Chamounythale hergeſtrömt kommt. An der Brücke, auf welcher wir ihn überſchritten, hatte am 21. Mai 1844 ein blutiges Gefecht zwiſchen den conſervativen Ober- und den radicalen Unterwalliſern Statt, in welchem die letzteren unterlagen. Als darauf die in das Blut der Freiheit getauchte Fahne des Cantons Wallis auf dem demnächſtigen eidgenöſſiſchen Schießen zu Baſel erſchien, wurde ſie bereits von dem keck aufſtrebenden Geiſte der zukünftigen Schweiz durchſchoſſen und beſchimpft, worin Weiterblickende ſchon damals die Vorboten jenes Sturmes erblickten, welcher ſich alsbald in den Freiſchaarenzügen und dem aus deren Niederlage hervorgegangenen Feldzuge gegen den Sonderbund Luft machen ſollte. Und heute führen die damals geſchlagenen Radicalen das Ruder im Canton Wallis und laſſen den Reiſenden, in Ermangelung eines Paſſes, auf ſein menſchliches Geſicht und höchſtens noch einen guten Rock, ruhig von dannen ziehen. So enthalten Niederlagen oft die Keime zu künftigen Siegen.

Noch etwas weiter, etwa 1½ Stunden hinter Martigny, ebenfalls linker Hand, leuchtet Dir von Ferne der alabaſterweiße Strahl der Piſſevache, des ſchönſten Waſſerfalles des Rhonethales, entgegen. Er wird von der Sallenche gebildet, welche, auf der Dent du midi entſpringend, hier in einem Sturze von 120 Fuß in das Rhonethal hinabfällt. Wer dieſen Waſſerfall »Piſſevache« getauft hat, der mag es verantworten. Ich ſage das nicht aus zimperlicher Sittſamkeit, ſondern weil das Schauſpiel, was ſich hier vor Deinen Augen entfaltet, dieſen trivial-buccoliſchen Namen nicht verdient. Wenn eine Kuh pißt, das iſt natürlich, aber nicht gerade ſchön. Dieſer Waſſerfall iſt aber ſehr ſchön. Das iſt ſo wahr, daß man ſich der Bezeichnung Piſſevache ganz harm-

los bedient, ohne auch nur im Entfernteſten an den Act zu denken, welchen es bezeichnet, wogegen z. B. bei dem „Staubbach“ und „Gießbach“ ſich der Urſprung dieſer Namen bei der Vorſtellung der durch ſie bezeichneten Waſſerfälle mit geltend macht. Wir ſtiegen von der entgegengeſetzten, St. Mauricer Seite näher an die Piſſevache hinan, da die verſtäubenden Waſſer ſie nach der Seite hin, von welcher wir kamen, für die ruhige Beſchauung unzugänglich machten. Von dieſem Standpunkte aus gewinnt der Waſſerfall einen mehr durchſichtigen Charakter, ganz verſchieden von demjenigen, welchen er dem auf der Straße bleibenden Beſchauer darbietet. Das Waſſer ſpringt hier, vom Anſturze getrieben, in einem ziemlichen Bogen vor, und theilt ſich dann in kleinere Maſſen, die wie Geiſterarme mit kryſtallenen Dolchen hinabzucken. Es iſt dies der Hauptſtrahl nach der Seite von Martigny zu, während die andere Hälfte auf der St. Mauricer Seite mehr mild und ſchleierartig, aber doch lebensvoll, funkelnd und mannigfaltig hinabrieſelt. — Auf dem linken Rhoneufer läuft nun der Canton Wallis in einem ſchmalen Streifen bis zum Genfer See fort. Dagegen beginnt auf dem rechten Ufer alsbald der Canton Waadt, deſſen über dem nördlichen Ufer des Genfer Sees ausgebreitete Hauptmaſſe hier ein unregelmäßiges Dreieck ſüdlich hinabſenkt. Die Schenkel desſelben werden einerſeits von der Rhone, andererſeits vom Canton Freiburg gebildet, während Wallis und Bern die Grundlinie abgeben. Die Gränze der beiden Cantone Wallis und Waadt überſchreitet man auf der Brücke von St. Maurice. Dieſe Brücke ſetzt von dem äußerſten Ausläufer der Dent du Midi aus dem Wallis über die Rhone hinüber zu dem entgegenſtehenden Ausläufer der Dent de Morcles im Waadtland. Die Brücke, welche 70 Fuß Spannung hat, iſt kühn und maleriſch. Goethe ſagt von ihr:

„Ich ſah die Felſen ſich bei St. Maurice zuſammendrücken und über die Rhone, die unten durchrauſcht, in einem hohen Bogen eine ſchmale, leichte Brücke kühn hinübergeſprengt. Die mannigfaltigen Erker und Thürme einer Burg ſchließen drüben gleich an und mit einem einzigen Thore iſt der Eingang geſperrt.

Der Graf (Herzog Karl August von Weimar) meinte, die Brücke sei so schön gebaut, daß es aussehe, als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben setzt.“ — Der malerische Brückenthurm, welcher früher der Landschaft zu besonderer Zierde gereichte, hat den Stürmen des Sonderbundskrieges weichen müssen. Kaum bist Du über die Brücke, so macht sich ein wohlthuender Contrast geltend. Noch eben warst Du von Schmutz und Aermlichkeit umgeben, jetzt treten allenthalben die Spuren des Fleißes und der Sauberkeit hervor. Dieser Gegensatz des sauberen protestantischen Waadtlandes zu dem schmutzigen katholischen Wallis macht sich als unabweisliche Wirklichkeit geltend, Du magst ihn sehen wollen oder nicht, Du seiest Katholik, Protestant, Jude oder Heide. Denkt man dabei des heiligen Mauritius und der 6000 von der thebaischen Legion, welche die Sage hier im Jahre 302 unter Kaiser Maximian den Märtyrertod erleiden läßt, weil sie sich weigerten, dem Christenthume untreu zu werden, dann fragt man sich unwillkürlich, ob denn so viel rothes opfermuthiges Blut vergossen werden mußte, damit eine solche Saat des physischen und geistigen Elendes daraus emporwuchere? — Im Geiste des Stifters lag Dies gewiß nicht; Christus war schön und strahlend von Angesicht wie seine große liebevolle Seele. Aber der verdummende Einfluß der Klerisei trägt einen großen Theil der Schuld. Wie sollte eine verdummte, träge Seele den Körper zu schöner Thätigkeit beleben? — Es ist wahr, daß die Walliser mit Sumpf und Fels zu kämpfen haben, daß die Arbeit mühevoll ist. Aber der Theil des Waadtlandes, dessen Sauberkeit uns hier überrascht, ist ja auch von hohen Gebirgen eingeschlossen und von der schlammigen Rhone langsam durchschlichen. Schon Rousseau sagte gerade von diesem Theile der Rhone: „Die Rhone scheint zu fürchten, mit ihrem schlammigen Wasser das azurne Krystall des Sees zu beschmutzen.“ Und noch Mehr! Die Waadtländer haben ihre Betriebsamkeit selbst bis in den Canton Wallis ausgedehnt. Ein Herr Maçon aus Lausanne hat dem rechtuferigen Gebirge bei Sitten durch regelrechten Bau treffliche Strecken fruchtbaren Weinlandes abgewon-

Reiterei, aus dem ſchwarzen Marmor der Umgebung erbaut; rechts an den Abhängen des Gebirges zeigen ſich die glücklichen Weinberge von Yvorne, welche den vorzüglichſten Wein der Schweiz liefern. Endlich blitzt Dir von Ferne das blaue Licht des Leman entgegen, nach dem Du ſchon lange ausgeſchaut haſt. Ja, das iſt der tiefblaue Leman, von dem Jean Jacques ſagte: »Mon lac est le premier!« Und da ſind wir ſchon an den Ufern, an welchen er die Helden ſeiner neuen Heloiſe nach ſo viel Liebesjubel ſo viel Kämpfe und Schmerzen erdulden läßt. Hier wandelten St. Preux, Julie und Clara. Hier wandelten noch Andere, auch Ludlow und Broughton, Cromwell'ſchen Angedenkens, welche beide in dem Gerichte geſeſſen, welches den engliſchen Karl zum Tode verurtheilte. Hier ſtarben ſie als Flüchtlinge; ihr Staub ruht in der Martinskirche zu Vevay. Es war Nacht geworden. Leiſen, doch feſten Schlages ſchlugen die Wellen an's Ufer; große Nußbäume beugten ihre Zweige tief zu den Waſſern des Sees hinab. Schloß Chillon ragte dunkeltrotzig. — Der See war ruhig, auch des folgenden Morgens. Sein ſchönes Blau wird von keinem Schweizerſee erreicht. Der erſte Eindruck, den er mir machte, iſt auch noch der letzte. Es iſt der erhabener Melancholie! Er iſt viel beſungen. Es ſei mir geſtattet, auch zwei Strophen hier hinzuſtellen, die er mir eingegeben:

Dir lauſch' ich gern am kühlen Orte,
Erhaben ruh'ger See,
Wenn leiſen Schlags heran an Deine Borde
Es rauſcht wie tiefes Weh.

So wogt die Bruſt, die ſich der Schmerzen
Nicht leicht entſchlägt,
Doch in der Hut der Kraft mit ſtolzem Herzen
Sie ſicher trägt.

Druck von W. Keller in Gießen

Zu demſelben Verlage iſt erſchienen:

Phyſiologiſche Briefe

für

Gebildete aller Stände

von

Carl Vogt.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.

gr. 8. Thlr. 3. 10 Ngr. oder fl. 6. — kr.

Köhlerglaube und Wiſſenſchaft.

Eine Streitſchrift

gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen

von

Carl Vogt.

Dritte, mit einem zweiten Vorwort vermehrte Auflage.

gr. 8. 20 Ngr. oder fl. 1. 12 kr.

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Stanford University Libraries
3 6105 013 454 744

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004